

Jochen Klepper

ÜBER-
WINDUNG

Tagebücher

und

Aufzeichnungen

aus dem Kriege

DVA

ÜBERWINDUNG

TAGEBÜCHER UND AUFZEICHNUNGEN

AUS DEM KRIEGE

VON

JOCHEN KLEPPER

MCMLVIII

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT

STUTT GART

HERAUSGEGEBEN VON HILDEGARD KLEPPER

Das Nachwort, das die besondere Situation des Soldaten
Jochen Klepper im Kriege und die Bedeutung seiner
Kriegsaufzeichnungen im Rahmen seines Gesamt-Tagebuches
verständlich machen soll, schrieb

BENNO MASCHER

EIN UNSICHTBARES HEER IST MIT UNS
AUSGEZOGEN UND BRINGT UNS AN DEN ORT,
DEN GOTT BEREITET HAT,
ES SEI IM HIMMEL ODER AUF ERDEN.

Jochen Klepper

TAGEBUCH DER SOLDATENZEIT 1. 1.-8. 10. 1941

FÜRCHTE DICH NICHT, GLAUBE NUR!

1. Januar

Hanni und Rennerle zu Neujahr bei mir in Fürstenwalde. Im Dom.
Im Gewölbe des Rathauskellers.

19. Januar

Auf Sonntagsurlaub zu Hause.

26. Januar

Auf Abschieds-Sonntagsurlaub zu Hause.

28. Januar

Ende der militärischen Ausbildungszeit in Fürstenwalde bei der
5. Schwadron/Fahr-Ersatz-Abtl. 3.
Aufbruch zur Feldtruppe. Mit Wolgast und Foelsche zur ärztlichen
Untersuchung. Man hat bei der Verteilung an die Fronttruppe die
kameradschaftlichen Wünsche berücksichtigt.

29. Januar

Nacht in Posen. Thorn.

30. Januar

Thorn. Frontsammelstelle Deutsch-Eylau. Ankunft in Polen, in Ostrolenka am Narew. Beim IR 203, III. Bat., 9. Kompanie, als Fahrer vom Sattel. Ostrolenka: zerschossener Markt, Bunker und Staheldrahtverhau am Narew. Wir liegen außerhalb der Stadt in Woiejowiche in einer riesigen alten Russenkaserne. Stube 13. Nach uns treffen die Rüstungsurlauber, die späteren besten Kameraden ein.

2. Februar

Psalm 34.

16. Februar

Sonntagsspaziergang mit Foelsche, Wolgast, David Kowallik an der russischen Grenze.

1. März / Sonnabend

Versetzung zum Divisionsnachschub in Muschaken/Moddelkau. Willenberg. Die „Insel“ und das Napoleonhaus. Im Pfarrhaus von Willenberg. Divisionspfarrer Plate. Nacht im Gemeindehaus in Muschaken.

1. März / Sonnabend

Willenberg

Der Eindruck von Willenberg ist bestimmt durch das geschäftige Treiben der Landstadt und die unverkennbare, besondere Lebendigkeit, wie sie um einen Stab herrscht. Das schafft eine gewisse Stimmung und Farbe, auch wenn das Auge an Sehenswertem kaum etwas findet.

Aber wer sucht und fragt, soll nicht unbelohnt bleiben.

Denn da ist noch „die Insel“, jener stille Winkel unter hohen Bäumen, an den das behäbige Haus grenzt, in dem Napoleon vor dem Feldzugsbeginn gegen Rußland lebte und in dem er, vor der großen Katastrophe fliehend, nach dem Brand von Moskau und dem Untergang seiner Armee wieder übernachtete. Was umschließt dieses Haus; welches Geschick ist abgelaufen in jener Spanne zwischen Napoleons Aufbruch und Rückkunft! Es ist eine jener Stätten – um derentwillen man oft weit reist –, an denen Geschichte sich zum Bilde verdichtet. Vor dem niedrigen, langgestreckten alten Hause unter den riesigen Kronen der noch kahlen Linden spürt man die Weite und Schicksalhaftigkeit des Ostens.

2. März / Sonntag *Invocavit*

Küster in Neidenburg

Spätnachmittag. Ankunft in Moddelkau im Auto des Divisionspfarrers.

9. März / Sonntag *Reminiscere*

„Konvent“ im Neidenburger Pfarrhaus. Die Neidenburger Theologensoldaten und ich.

14. März / Freitag

Vormarsch

Aufbruch von Moddelkau-Muschaken. Der erste herrliche Märztag. Die Neidenburg am Feierabend in wunderbarer Sonne.

15. März / Sonnabend

Herrlicher Sonnenaufgang über Warschau. Grauer Nachmittag: Tschenstochau, die Kirche! Schon vorher viele Klöster und Kirchen: Barock.

Polnische Eigentümlichkeit: die vielen auf dem Bahndamm bettelnden Kinder.

16. März / Sonntag *Oculi*

Nachts und früh Fahrt durchs Protektorat (Mährisch-Ostrau). Sonniger Sonntagmorgen: Österreich. Ebene; ungeheures Hochwasser; Barockkirchen und -klöster. Renaissanceschloß Angern. Weinberge. Warme Mittagssonne. Wien. Baden. Nachmittags Schatten. Spätnachmittagssonne: Ungarn. Am Ausgang Sopron. Die erstmalig erlebte Begeisterung der Dorfbevölkerung.

In der Nacht der Lichterberg von Budapest. Große Sterne. Ungarisches Weizenbrot.

17. März / Montag

Sonniger Morgen über der ungarischen Ebene. Frühjahrs Hochwasser. Erstes Sprossen aus der Erde. Grauer Mittag: Das Theißhochwasser. – Ungarn hält auf sich. –

Die Veränderung der Tiere. Leiser Regen: die Pußta. Die ersten knospenden Sträucher; die ersten Pflüger. Weiden- und Haselnußkätzchen. Nachmittags Sturm. Selten nur noch Kirche oder Bethaus. Leichter Schneefall über der Pußta. Nachtwache an der rumänischen Grenze. Sturm. Kälte. Düstere Mondaufgang. Hochwasser. Ländlicher Charakter auch größerer Städte Ungarns.

18. März / Dienstag

Rumänien. Arad, die Stadt. Trachten. Nach Ebene nun liebliches Gebirge und Weinberge.

Gepflegte, geordnete Dörfer und ländliche Städte. (Diese selten.) Das schöne Radna mit dem Fluß, Berg, Kloster. Sonne, Kühle, Klarheit. Wie in Polen und Ungarn so auch in Rumänien: bettelnde Kinder. Zigeuner, Schwarzwälder: Siebenbürgen!

Flußtal, schöne Dörfer, Gebirgspanorama, blühende Forsythien, Schneeglöckchen, Lämmchen. Schneebedeckte Gipfel. Deva unter der Burg. Kalte Sternennacht.

19. März / Mittwoch

Morgensonne. Berge. Vintul de Jos: die vielen Kirchen des kleinen Ortes. Den zweiten Tag: Kirchen und Klöster in Fülle. Überraschende rumänische Ordnung. Grau, windig, milder. Manchmal blaue Dörfer. Nachmittags Sonne und Sturm. Odes Hochland.

Hermannstadt, vor großartigem Gebirgsmassiv. Das Balkangebirge. In Turnu-Rosiu im Hochgebirge. Die Fahrt durch den Hochpaß: auf der höchsten Höhe, am Abend, das einsame weiße Kirchdorf.

Das Feilschen und Handeln in den Zügen, an den Zügen.

20. März / Donnerstag

An kühlem, sonnigem Morgen Ausfahrt aus dem Gebirge. Erster Vogelgesang, erste Frühlingsblumen, aber noch sehr kahl. Weinberge, ärmere Dörfer. Piatra-Olt: in ödes, sandiges Bergland; Slatina. Kärgliche, öde Ebene. Die Hunde auf den Bahnhöfen. Das Elend des rumänischen Militärs.

Nur noch griechisch-orthodoxe Kirchen.

21. März / Freitag

3 Uhr morgens Ankunft in *Alexandria*. Zum erstenmal in einer rumänischen Stadt. Dort am Morgen Markttag. Maultiere; bunte Wagen. Fahrt über ödes Land, oft steile Wege mit den Wagen. Sonnig, windig, kühl. Sonnenuntergang über dem schon stark orientalistisch berührenden Dorfe *Draganesti*. Nachtquartier auf dem Gutshof neben der Kapelle. 23 Briefe, 10 von Hanni selbst. – In der Baracke.

22. März / Sonnabend

Morgenglocken an meinem Geburtstagsmorgen. Weicher, sonniger

Tag, doch nur erstes Knospen. Morgendlicher Aufbruch von Draganesti, feierabendliche Ankunft in dem wenig feierlichen *Epuresti*.

Epuresti ein stark orientalisches Dorf; bunte Häuser, Webereien, Krüge, Körbe, Glockenläuten am Feierabend. Leeres Quartier. Ein Nagel, eine Tonne, ein Fensterbrett, ein Strohsack. – Das Quartiersehepaar: Mariu Petre Ilic. Die sehr lebhafte Frau.

23. März / Sonntag *Lätare*

Epuresti

Nach kalter Sternennacht schöner Sonntag. Nachmittags kühl und bewölkt. Vom frühen Nachmittag bis zum Abend Volkstänze der Jugend am Brunnenplatz unter dem Kirhhügel. Auf der Dorfstraße die Erwachsenen, Kinder und Schafe am Rande, die Würdigen vor dem Hause des Bürgermeisters und Notars. Die Schenke, die zugleich Bazar und Magazin und Teestube ist.

Abendgespräche am weißen Ofen der Wirtsleute. Die Scherze mit *femei* und *barbati*, das Interesse an *Madame* und *Casa* in Berlin.

Sehr bewegter, bunter, heiterer Sonntag der Armut. Große Sterne.

24. März / Montag

Tee und Fastenbrezel mit *Schnelle* und *Zeggart* in der Teestube *des Ladens*.

Das Dorfbegräbnis: offener Sarg, das heulende, klagende Dorf, wie es vom Werktag kommt. Am Fuße des Kirhhügels niedergeworfen. Der *Pope*, von dem *Diakonen* begleitet, kommt singend den Berg hinab. Kalte Regennacht.

Das entsetzliche Elend der z. T. durch Krankheit zerrütteten Kinder; die *Syphilis*.

25. März / Dienstag

Kühle. Schöner, sonniger Tag. Wieder 22 Briefe, davon 6 von *Hanni*. Die Einsegnung des Brunnens.

An der Tränke am Wasser. Vom Pferd geschlagen.

26. März / Mittwoch

Sonnig und mild. Des Pferdeschlages wegen Krankenruhe. Ich beschäftige mich mit *Bulgarien*, das wohl als nächstes Ziel ausersehen ist. Beide Kameraden auf Wache: einmal allein. Oder schreibend in der durchsonnten, sauberen Bauernstube bei den Wirtsleuten. – Heute geht es mir auf: auch der Krieg kann eine Pilgerfahrt des Herzens sein! Wieder viel Pastorenbriefe auch nach *Epuresti*. Nach-

mittags hocken die Frauen in der Stube nährend auf den besonnenen Lagern unter den Fenstern. Sternennacht.

27. März / Donnerstag

Sonnig und mild, aber alles noch kahl. Krankenvisite. Mutters (letzte) Zeilen zum Geburtstag. Hannis und Mutters Geburtstagspäckchen. Die Spinnerinnen vor den Häusern. Große Sternennächte.

28. März / Freitag

10. Hochzeitstag. Wärme und Glanz, aber nur ein paar Osterglocken blühen, und es bleibt kahl. Dolmetscherdienste. Theoretische Arbeit. – Nähende Frauen inmitten der Kinderschar im Straßengraben. Die Lumpen der Kinder! Abends muß plötzlich gepackt werden: Aufbruch zum Vormarsch. In der Nacht noch muß die ganze Kolonne abmarschfertig sein.

29. März / Sonnabend

Paganesti

Vor dem Morgen-Aufbruch gedolmetschter und tränenreicher Abschied von der Schmiedsfamilie in Epuresti.

Herrlicher Märztag. Ich werde mit dem Schirrmeister und Schnelle zum Quartiermacher (Dolmetscher) bestimmt. Quartiermacher in Paganesti. Jeanne Rasuceanu, die Dorfkönigin, als meine Helferin. Mein Quartier in ihrer Küche. Das Maiskuchenessen in Frau R's Flur mit der bäuerlichen Familie der städtischen Tochter. Abendgespräch, das erste Gespräch mit Hauptmann Cartheuser, der im gleichen Quartier liegt. Plötzliches Wiedersehen mit F. – Die Kolonne liegt in einer älteren Dorfschule.

30. März / Sonntag Judica

Balanu

8 Uhr früh Aufbruch zur Donau.

Herrlicher Tag: Veilchen, Hyazinthen, Baumblüte, Kerzenschimmer aus einer Kirche. Und doch kein Bild des Friedens; zuviel Öde und Zerrissenheit um das Frühlingshafte, Quartiermacher in Balanu.

Der Männersonntag auf der Primaria. Beim Popen (schöner, träger, unrasierter Mensch; die ältere Frau, die über seinem Mittagsschlaf wacht). Die Unterschlagungen des Primar oder die Steuerverweigerungen der Einwohner. Ich habe als Quartier die Küche in Dzurs und Geisendorfs Quartier. Das Kälbchen im, die Schafe

vor dem Backofen. Die nächtliche Fußwaschung der sanftgewordenen wilden Alten; die junge Frau an meiner Küchenlagerstatt. Der große Stoß der restlichen Geburtstagspäckchen wie eine nächtliche Einbescherung.

31. März / Montag

Ruse

Ich darf mich vormittags auf der Schirrmeisterstube in Balanu ausschließlich mit Bulgarisch befassen. Dann fahren wir drei wieder als Quartiermacher voraus. Donauübergang zu Rade, über die größte Pionierbrücke der Kriegsgeschichte von Giurgiu nach *Rosssee* (Ruse). Die Donauebene mit ihren ganzen Weidenwäldern lichtgrün. Die Quartiermacherhelferin, auch bei Oberbürgermeister und Stadtkommandant, ist die 18jährige Nadi V. Der Stab der uniformierten Gymnasiasten. Immer wieder wechseln an meinen Händen die kleinen Kinder, die mich mit Kirschblütenzweigen geschmückt haben. Anstrengendes und erfolgreiches Quartiermachen in dieser Stadt von 60 000 Einwohnern (mit Theater, Justizpalast, großer Post, Telefunkenhaus). Am Abend die seltsame Begegnung mit Oberleutnant Nikoloff; die Truppe kommt – nach vielen anderen – spät. Die Feldküche verloren. Bis zum 1/2 2 nachts muß ich Wachtmeister und Unteroffiziere in die Quartiere geleiten, um 1/2 5 wieder wecken gehen. Die Mannschaften schlafen in der großen bulgarischen Kaserne. Zum ersten Male haben wir nun auf bunten Wagen Männer in Turban gesehen. (Gleich nach dem Donauübergang Bierbewirtung in einer Schenke: zum erstenmal als deutscher Soldat eingeladen. Auch gleich Abendbrot einladung bei Pastor V., seiner Frau und seiner Tochter, die ich des nächtlichen Quartiermacherdienstes wegen trotz des schon fertigen, reichen Tisches nicht annehmen kann. Wir lernen damit etwas ganz Neues kennen.)

1. April / Dienstag

Trestenic

Quartiermacherfahrt nach Trestenic, dem einst türkischen Dorf. Radfahrt mit dem wieder schlimmer werdenden Arm nach Trestenic. Auf steilen Bergstraßen. Ein Lastauto, auf Probefahrt mit einem Ingenieur, nimmt uns mit. Wir werden von dem Ingenieur zu großem, ländlichen Weinfrühstück eingeladen; drei Vorkommandos, die zusammentrafen, und unsere neuen bulgarischen Freunde. Die Baumbüte schafft in all der Öde, all dem Grau keinen Frühling. – Nachmittags, nach dem Eintreffen der Kolonne, die nach Gruppen untergebracht wird, ein furchtbarer Kreide- und

Sandsturm, der die Schilfdächer der Hütten abdeckt und herabreißt.

Schreibarbeit und Schlaf im Schirrmeisterquartier. Der kleine Freund „Willipu“. Eselfüllen. Bleigraue Dächer, bleigrauer Himmel. Das „Tägliche Brot“ im fremden Land. Die Freundschaft der bulgarischen Bevölkerung. Brot, Käse, Eier immer wieder als Geschenk, als es nun, am nächsten Tage, weitergeht. Die Kirchen meist in Obstgärten wie in Rumänien; doch spielen die Friedhöfe nicht mehr dieselbe Rolle. Bulgarien öde und arm, die Häuser aber innen reinlicher.

2. April / Mittwoch

Gorna Monastiriza

Höchste Baumblüte. Hyazinthen, kurzstielige Iris, Primeln – aber nur in Momenten ein Bild des Frühlings auf meiner einsamen Fahrt nach Gorna Monastiriza. Sommerliche Glut und große Strazpaze. Frauen in Hosen und mit Schleier. Bazar- und Magazinarbeit über dem Dorf. Nacht in der neuen Schule. Nachdem Schirrmeister und S. vorangefahren waren, ich Panne hatte, habe ich nur noch wenig Quartier gemacht.

3. April / Donnerstag

Werulitza

Sterne, dann Sonnenaufgang. Aufbruch nach Werulitza. Ausfall der Räder. Wir Quartiermacher fahren wieder mit der Kolonne mit. Serpentinstraße. Herrliche Morgenfrühe über bräunlicher, schöner Landschaft. Schlehenhecken und Obstbäume in schönster Blüte. Aber an der Straße Staub auf allem wie ein Reif. Durchfahrt durch Bjela, der Stadt mit dem Minarett, – das zweite, das wir sahen. Die Straßen alle für uns so gut wie von allem Verkehr freigemacht. Nur armes Bjeler Landvolk – jeder bringt und will kaufen – unterwegs zur Stadt. Die bunten Wagen in der öden Landschaft. Die Frauen tragen immer eine Blume am Ohr. Am Abend in Werulitza. Das Lebenszentrum namentlich der abendlichen Tränke. Beim Quartiermachen erhielt ich einen Strauß Narzissen und Hyazinthen. Der Irrtum mit dem Kopfschütteln. Philipp B. (Kriegsgefangener gewesen in Marseille und Toulouse) als Retter. Die 4. Gruppe bei ihm im Quartier. Stall und Küche mit dem runden, flachen Tisch mit Bohnengericht und Büffelmilch. Die Kammer – wie alle mit Wandbehängen – mit unserem Gruppenlager. Und wie immer: ich darf Licht brennen und meine mit soviel Spannung verfolgten Reisenotizen machen.

4. April / Freitag

Lucene

Aufbruch bei Sternen und Sonnenaufgang. Gebirge, auch Schneegipfel. Steile, steinige, sandige Straße. Ich darf deswegen nicht als Quartiermacher vorausfahren. Die sich durchs Land wälzende Staubwolke des Auf- und Vormarsches. Auf den Bergstraßen, die Pferde zu schonen, viel Fußmarsch in Glut. Pferde bleiben erschöpft zurück; tote Pferde liegen am Wege. Gewitterstimmung. Sehr schöne Nachmittags-Berglandschaft.

Auf der öden Straße, wie steinige Pyrenäen anmutend, vor dem wunderbaren Abendtal mein gefährlicher Sturz von Neumanns Wagen – unversehrt durch die Geschicklichkeit gerade jenes Pferdes, das mich in Epuresti geschlagen hatte.

Das weite, lila Abendtal; ein Orientbild; das zarte Grün der Weiden darin. Himmel und Landschaft von demselben Lila. Fahrt durch abendliche Wiesenebene. Lucene im Mondschein. Quartier in neuer Schule. Die schönen Dorfschulen Bulgariens. Hier scheinen wir die ersten Truppen zu sein: so neugierig und freudig ist die Bevölkerung am Dorfeingang versammelt; geleitet uns.

4./5. April

In dieser Nacht in Lucene habe ich Wache, sehe die Sterne im Glanz, im Verbleichen, sehe den Sonnenaufgang über der Kirche mit dem barockähnlichen Turm in Blütengärten über den Bergen dahinter.

5. April / Sonnabend

Lucene

Zum Dolmetschen ehemaliges Pariser Stubenmädchen.

(Deutscher) Palmsonnabend in Lucene, dem bisher gastlichsten Dorf. Der Umzug der singenden Kinder in Trachten. Die Knaben mit Blumen an der Pelzmütze. Palmkätzchen „von zu Hause“! 46 Grad Wärme in der Sonne. Die Frauen mit den bunten Krügen am Brunnen. Die Bauern bringen immer wieder Gaben auf den Rastplatz. Glocken, immer wieder Glocken. Die vielen Storchennester. Abends die Hühner auf den Bäumen.

6. April / Palmsonntag

Grivica

Nachts vom Sonnabend zum Sonntag von $\frac{1}{2} 2$ bis $\frac{1}{2} 4$, unter großen Sternen, Aufbruch nach Grivica. Morgenkühle. Pracht des Sonnenaufgangs über steilem, ödem Wege. Wachsende Glut. Blick auf Saaten, Schafherden, blühende Bäume, Schneegipfel. Der Weg selbst

wie eine Verdammnis. Daher auch weiterhin nicht Quartiermacher. Nach dem Grauen der Straße das schöne Mittagtal. Wohl auch dieses Dorf zerrissen, aber am Abend hübsch. An manchen Häusern die schwarzen religiösen Fahnen der Karwoche. Um Kirchen und Schule, wo wir liegen, sind Schenken und Bazare am Sonntagabend geöffnet. Großes Treiben der Dorfbevölkerung und des deutschen Militärs, mit dem die größeren Schüler in die Magazine einkaufen gehen. Überall jemand, der französisch spricht; (Brief von Hanni: alle OKW-Versetzungspläne an der Ehe gescheitert). Wir erfahren den Einmarsch in Griechenland und Jugoslawien.

Man lebt nur noch an, auf und aus dem Wagen. Frühstück bei den Sternen, Abendbrot beim Mondschein. $\frac{1}{2}$ 2 bis $\frac{1}{2}$ 4 nachts Aufbruch nach Dolo-Doebnik.

7. April / Montag

Dolo-Doebnik

Umwölkter Tag. Am tränenschweren Himmelssaum einzelne matte Sterne. Am Tage wechseln Kühle und Schwüle. Blühender Flieder. – Am Vormittag 10 Uhr Ankunft in Dolo-Doebnik, einem großen, städtischen Dorf vor hohem Mittelgebirge. 6500 Einwohner. 2500 Einberufene; 1000 noch für den nächsten Tag. Der Dolmetscher. Strohkauf mit den Episoden mit dem ehrlichen Polizisten und dem Fleischer-Strohhändler und der zu teuren Büffelfuhre. Dieser Kauf führt mich zum „Abendkorso“. – Wir zelten am Chausseerand und sehen zum erstenmal nahezu ununterbrochen alles vorüberziehen, was zu einer Division gehört: auch Bomben-Autos, Autos mit Pontons, droben die Flugstaffeln. In diesen Tagen: die Mühsal der Radfahrtruppen. Abends im Zelt Post von Hanni und Reni; im Zelt des Schneiders, bei dessen Kerze kann ich lesen.

8. April / Dienstag

Radomirzi

Aufbruch $\frac{1}{2}$ 2 bis $\frac{1}{2}$ 4 bei Monduntergang und Sternenglanz. Sonnenaufgang über blauen Bergen und Schneegebirge. Wieder auf der großen Straße: Heer, Heer. Autos mit Pontons, Reiter, Radler, Infanterie, Motorräder – kaum kommen wir noch nebeneinander weiter. Durchs morgendliche, tote Pleven.

Ein Land ohne Schlösser. Dem großen Balkan entgegen. Sonne, Wind, schöne Fahrt.

Radomirzi. Zelten hinter einem Dorf vor den Bergen. Es geht nur noch den Quellen und Bächen für die Pferde nach. Ankunft 11 Uhr

mittags. Die Pferdeschwemme. Schwüle. In der Nacht Sturm und Regen.

9. April / Mittwoch

Jablanica (Jablinitza)

Bei Sturm und Regen Aufbruch nach Jablinitza. Steile Fahrt durchs Gebirge. Kälte, Wolken, aufleuchtende Sonne, volle Blüte, erstes Laub, mehr Dörfer. Unterwegs Schildkröten. Auch hier keine Bergwälder, aber Blühen, Grünen! Ein Grasbrand am Bahndamm gelöscht. Der zweite Tag in schöner Landschaft. Und nun richtig im Gebirge!

Mittags in Jablanica, einem großen, kleinstadtähnlichen Dorf. Der Pope mit seinen netten Söhnen; die Popenwohnung über dem Restaurant; die Popenrunde im Restaurant. Von den erwachsenen jungen Leuten immer wieder der Wunsch, nach dem Kriege ein Stipendium für Studien in Berlin vermittelt zu bekommen. – Pferde und Wagen in zwei ländlichen Höfen an der Hauptstraße.

Immer wieder muß ich die politischen Nachrichten dolmetschen. Mittagsschlaf ist jetzt Dienst. Meine Gruppe liegt in dem leeren Restaurant unter der Popenwohnung. Die offenen Bäckereien in den stadtähnlichen Dörfern genau wie in den kleinsten, ländlichsten Dörfern. – Reife Zitronenbäume auf den Balkonen. Nunmehr in den Dörfern eigentlich bulgarischer Stil: Überbau, Holzpfiler, bündige Fenster.

Von Gruppenquartier zu Gruppenquartier wachsende Freundschaft mit Unteroffizier Dzur.

10. April / Gründonnerstag

Lözane

$\frac{1}{2}$ 4 Uhr nachts Aufbruch. Den ganzen Tag auf militärisch verstopften Straßen. Marsch – wir mußten schon seit Tagen sehr viel neben den Wagen her marschieren – durch sehr schönes Mittelgebirge; durch großzügige Gebirgspanoramen. Nachmittags $\frac{1}{2}$ 4 Ankunft in Lözane, einem kleinen Dorf in schönem Gebirgsrund. Am Dorfplatz einige hohe Tannen, nach denen man sich in Bulgarien so sehnt. Früh war ein Schneefall über die Baumblüte gekommen. Kalter Tag, trübe Abendwolken um die Berge. Gärten an ihrem Fuß: Gedanke an den Garten Gethsemane. Gruppenquartier. Zum Bauern, der Bäuerin, dem Sohn in die Küche gerufen. Essen für die, die noch nicht Abendbrot essen konnten, aus gemeinsamer Milch- und Pflaumenschüssel. Unsere Gruppenquartierstube an der hölzernen Balustrade durch offene Kohlenbecken erwärmt. Die bunten

Geschirre und Schellen der Pferdchen. Ermatteten deutschen Militärpferden müssen Ochsen helfen.

11. April / Karfreitag

Wreszesch oder Rabokanaschtja
am Arabakonak-Paß

2 Uhr nachts Aufbruch zum Arabakonak-Paß. Früh 7 Uhr bleiben wir 12 Stunden an Bergbach und Schlucht liegen. Unablässiger Schneefall. Es muß zur Erwärmung ein Reisigfeuer nach dem anderen angezündet werden. D. findet eine Stube zum Wärmen. 7 Uhr abends weiterer Aufbruch zum Paß. Aber nur ein oder zwei Kilometer – noch immer alles von der 76. Division, und einer anderen dazwischen gerateten, verstopft.

Mittags in der wärmenden Bauernstube Eierkochen; und der Sohn mit der selbstgeschnitzten Laute. (Waffel-) Handel der Kinder selbst hier vor dem Paß.

Karfreitag ohne Kirche, ohne Glocken, zu schweigen davon, daß wir ja in griechisch-orthodoxem Gebiet sind, wo Ostern acht Tage später gefeiert wird. Wind, Schnee, Regen –. Zum Abend die Schenke unter dem Paß. Alle darin. Das Feuer vom Kaminbrand während meiner Wache in der Karfreitags-Gebirgsmondnacht. Beim Morgenwerden kurzer Schlaf in der Fuhrknechtsstube der Paßschenke (in der es keinen Brocken, keinen Tropfen, kein Blatt Tabak gab). Die unruhigen Pferde um die Schenke angebunden. Erschöpft oder wild. Die Woilachs triefen vor Nässe, die in den Pferdedecken gefriert. Veilchenpflücken im Schnee.

12. April / Karsamstag

Die beiden Divisionen im Paß kommen noch immer nicht auseinander. Sanitätsauto an Sanitätsauto, Lastauto an Lastauto fährt an uns vorüber. Immer wieder vergebliches Anrücken, vergebliche Hoffnung. Wir bleiben bei Schnee und Sturm weiter liegen, finden jedoch nun in ein paar einsamen, verstreuten Berghöfen, die zusammen Rabokanaschtja oder Wreszesch bilden, auf Stunden Unterkunft für Mensch und Tier. Die Wagen sind auf schmaler Straße aufgefahren.

Der Frühling ist vom Schnee verhüllt. Kälte. Keine Möglichkeit der Säuberung mehr. Grauer Bach für die Kochgeschirre. Die Sachen schon verschmutzt.

Den zweiten Tag droht uns die Gefahr, von der Division überhaupt abgeschnitten zu werden. Und das heißt: abgeschnitten von Be-

fehlsausgabe, Verpflegung, Besoldung, Post! Truppen um Truppen, Autos um Autos an Schleppern verschwinden vor uns in der Paßschlucht – wir müssen warten, warten! Die Gebirgstrachten mit den weißen, schwarzbebanderten Ledergamaschen; Pelerinen und Kapuzen – wie Mönche. Militär-Lastautos mit Flieder und Maiglöckchen in der Winterlandschaft.

Zum ersten Male in Bulgarien wird uns Brot verkauft, nicht geschenkt. Die auffallende Kühle der Täler und Schluchten.

Schrittweises Vordringen zum Paß von $\frac{1}{44}$ Uhr nachmittags an. Im ganzen sechs Kilometer in 60 Stunden auf den Paß zu. Von der Division getrennt. Die Bergstraße mit Truppen zwischen den bunten, wilden Lagern und Lagerfeuern bei den Büffeltreibern und Ochsenkarren.

Vorher in den schönen Bergen: Mond dringt durch, Felsen mit Kreuz. Kein Schlaf, kein Schlaf! Man taumelt auf der Straße. D. steckt mich unter die Plane eines Munitionswagens. Um die große Stunde des Ostermorgens silbernes Licht über der Bergschlucht – während ich frierend und erschöpft $1\frac{1}{2}$ Stunden schlief, sind wir wieder kaum weitergerückt.

13. April / Erster Ostertag

Paß-Überschreitung

Von früh $\frac{1}{27}$ an heißt es wieder für uns Wartende, daß der Paß frei würde. Kein Schnee und Regen mehr, sondern flüchtige Sonne und Kühle. Die Wärmefever der Soldaten und der Büffeltreiber der Osternacht und des Ostermorgens. Wir stehen in Lehm und Wasser, wo vordem der graue und weiße Staub der Straße war. $\frac{1}{2}$ 16–18 die Überschreitung des Arabakonak-Passes mit zehn Ochsen oder Büffeln vor jedem Wagen. Die Pferde werden geführt. Abgestürztes Auto im Abgrund. Die vielen Schilder, Sanitäter, Weg-Kommandos, die den Weg verbessern. Droben milder als im Grund; aber keine Knospen.

(?): Die Spitze der Division habe Feindberührung; bald seien wir in Makedonien.

Nach öden Serpentinien nimmt uns ein grünes Tal, besonnt, mit langer Weidenallee in schönem Mittelgebirgskessel auf, dann geht es in großer Windung, auf den ersten Osterabend, in gänzlich andersartige, herrliche Bergzüge. Alle Stufen von Blau hintereinander. Abendröte, dann Sterne. (Die gemütvollen Mai-, Adventskranz- und Kindergespräche mit D. – Fürsorge der Unteroffiziere überhaupt.) Mit den Sternen kam die Kälte. Bis zwei Uhr nachts

Marsch und Fahrt. Auch ich löse meinen Fahrer manchmal ab, damit er zur Erwärmung etwas laufen kann. Man sieht die Luftabwehr über Sofia. Spät: Fünf Stunden lange nicht gewöhnte Nachtrast in kleinem Ort, in kleiner Schenke, in Gornibogrow. Begehrter Schlaftrunk in der Schenke, die Theke beleuchtet; im Dunkel der Schenke liegen die Soldaten auf der Erde.

14. April / Zweiter Ostertag

Gornibogrow

Milder Morgen. Sonne des Zweiten Feiertages. Sonne und Schneeberge. Belangloses Dorf; dann Kühle und grau. Aber an der gemauerten, großen Dorftränke haben wir wieder klares Wasser. Seit Gründonnerstag die erste Möglichkeit der Säuberung. Kleine „Ostereinkäufe“ wie Zucker, Schokolade in der Schenke, Honig im Bazar. Drei Stunden Schlaf in leerem Raum, im Stroh am Tage – immer wieder mit dem guten D. Die Wohltat der kurzen Osterrast. Brief und Päckchen von Hanni und P. Wenzel: die Feldpost funktioniert angesichts der Schwierigkeiten bewundernswert. Abendbrotkochen auf der Primaria, aus Hannis Päckchen; D. und H. auf dem Bock dazu eingeladen. Abendsonne.

21 Uhr der Aufbruch. Die Straßen voller Flüchtlinge aus Sofia. Autos, Karren; überall neue Gruppen. Sterne verhüllt. Um 3 Uhr nachts: Stahlhelm und Karabiner werden hervorgeholt, bei klarem Mondschein Fahrt durch das stille, sonst jede Nacht von erfolgreichen Luftangriffen heimgesuchte Sofia. Und zwar durch den modernen Außengürtel (Adolf-Hitler-Boulevard, Adlerbrücke – aber wieder vorbei am Schönsten!). Mond und Morgenröte über den schönen Bergstraßen des Sofia-Balkans hinter der Hauptstadt, über der wunderbaren, tragischen Landschaft der Bergschlucht, Fahrt und Marsch in Morgensonne durchs Gebirge. (7 von 495 Pferden der Division ausgefallen. 420 Kilometer in 16 Tagen.)

15. April / Dienstag

Pernik

Um 11 Uhr am Fuß der Gebirge die Stadt Pernik nach sonniger Fahrt aus dem höheren Gebirge hinaus. Ein öder, ärmlicher Stadtteil – dann aber stark modernisierte, lebendige Geschäfts- und Bergwerksstadt, sehr gute Siedlung für die Arbeiter. Markthalle, Krankenhaus, Bad, Stadtpark, Direktionsgebäude. In großer, moderner Schule, wenn auch etwas eng, einquartiert, da in anderen Klassen bulgarisches Militär liegt. Im Duschbad. Gleich nach der

Ankunft Fliegeralarm, so ereignislos, daß wir weiter unsere Sachen auf dem Platz in den Wagen umräumen – denn ein Auspacken gibt es ja leider auch hier nicht. (Der Chef kündigt mir das Formular für die PK, vom 2. April, an.)

Wir erfahren, daß Jugoslawien kapituliert hat. Darum soll unsere Route geändert werden. Über Nacht schlafen dürfen!

16. April / Mittwoch

Wir bleiben in Pernik. Am Morgen Fliegeralarm. Verhüllter Tag, die Berge nahe, immer regnerischer und kühler. Die Schule abends für uns geheizt. Briefeschreiben mit Wolgast am Schulpult. Vorher mit ihm Besorgungen, ein Ereignis für uns, in der vitalen Stadt von 30000 Einwohnern. In der Confiserie echten Kaffee und zum erstenmal Schlagsahne. Teurer Handel, splendide Bevölkerung: ein und dieselben Menschen. – Die deutschen und bulgarischen Truppen kommen nur allmählich in Kontakt. – Pagels Brief über die Möglichkeit der Zwangsscheidung nach dem Kriege.

17. April / Donnerstag

Weiter in Pernik. Noch kein Anschluß an die Division und keine neuen Befehle. Trüber Tag. Wolken um die waldlosen und dennoch schönen Berge. Abends Briefeschreiben bei Kerzen am Schulpult. In Sofia sind Wagen einer anderen Munitionsfahrkolonne in die Luft gegangen.

Nur langsam kommt die Sonne an dem regnerischen Tage hervor. Wir bleiben in Pernik und setzen die ganze Wagenkolonne instand. Des raschen Jugoslawien-Sieges (Waffenstillstandsangebot) und der Vorgänge in Griechenland wegen ist unser Truppenteil nicht mehr wichtig.

Bei den waldlosen Bergen um Pernik – Akazien, Weiden, Pappeln säumen sie – ein Hügel mit Kiefern. Die regellose Anordnung der an sich properen, modernen Bauten bei den kleinen, alten Buden der oberen Stadt. Hübsche Arbeiterhäuser (alles Bergwerk) auf den Höhen über Kirche und Verwaltungsgebäude.

18. April / Freitag

Der bulgarische, griechisch-orthodoxe Karfreitag ohne jede Tiefe – ein geschäftiger Tag, im Mittelpunkt der Handel mit dem Osterlamm.

Ein Mann von der VI. vom Pferde erschlagen.

19. April / Sonnabend

Schöner, wenn auch unbeständiger Tag. Nach Pferd und Wagen, Ladung und Waffe darf nun der Mann auch das Seine inandersetzen.

Johannes 12, 46 als unmittelbare Antwort auf das Geber:

„Auch Licht, das in mein Leben fiel, kann nicht lügen.“ –

Ohne neue Befehle bleiben wir in Pernik, die größte Bergwerkstadt Bulgariens; 20% ihrer (staatlichen) Bergwerkseinnahmen werden für die Erforschung und Erschließung der Kohlevorkommen verwendet. Besorgungen und Café mit M. am bulgarischen Oster-sonnabend. In Deutschland lange nicht gesehen: Schaufenster voll Ostereier. Auch die Konfitüren sonst meist deutsche Exportware wie bulgarische Volkskunst-Kopftücher (!), Schuhe, Radioapparate, Uhren. Abendkorso. Pope als Restaurateur: auch er, wie alle, die ich frage, kann mir nichts sagen über die Gottesdienste. In dieser Stadt fällt die prosperity bereits als etwas Schädigendes, Oberflächliches auf.

Die mitternächtliche Auferstehungsfeier unterbleibt wegen Verdunkelung. Die Bevölkerung bewirte die deutschen Sieger über das verhaßte Jugoslawien in Häusern und Schenken.

20. April / Sonntag: Griechisch-orthodoxe Ostern

Das Eiersuchen, Volksliedsingen, Reigenspiel und Fiedelmusik auf dem Kiefern Hügel – den ganzen Tag hindurch in Beharrlichkeit und Naivität.

Die Berge im Morgenlicht. Beschatteter Nachmittag. Briefeschreiben und Stopfen in dem leeren Schulaufenthaltsraum der bulgarischen Soldaten. Ein deutscher Kamerad sitzt bei mir und bemalt das Kreuz für den vom Pferde Erschlagenen. – Mit dem fortschreitenden Nachmittag wird es immer stürmischer und trüber. Die Schulmeisterin kocht mir Mokka und bügelt mir Wäsche. Viele Briefe nach dem lieben Nikolassee. Abends Briefe von Hanni und Rennerle. – Osterabendkorso in der Stadt. Einladung durch die bulgarischen Luftwaffenfähnriche und durch den Mr. le Directeur de l'orchestre symphonique municipale. Alle Läden, Hotels, Restaurants Ostern geschlossen. Sonst aber keine Tiefe dieses ihres höchsten Feiertages. Vergebliches Bemühen um einen Abendgottesdienst. In dieser Stadt hört man auch keine Glocken. Pernik ist oberflächlich. Viele deutsche Soldaten feiern aber bulgarische Ostern in gastlichen Häusern.

21. April / Montag

Die Schönheit der Mondsichel in der Morgendämmerung. Glanz. Morgenglast über den Bergen, davor die glänzenden Pferde. Mittagspause bei dem Schulhausmeisterehepaar und seinem Mokka, Haydn und Schubert im Rundfunk. Auch an diesem Zweiten griechisch-orthodoxen Ostertag Reigentänze auf dem Kiefern Hügel. Abends recht russisch, ja orientalisch anmutende Volkstänze auf dem Platz vor der Kirche, mit vielen bulgarischen Soldaten, auch Offizieren. Von den Landsern trauen sich nur wenig. Aber wo bulgarische und deutsche Soldaten zusammen feiern, tauschen sie die Uniformen und lassen sich photographieren. Überhaupt: das Dominieren der Gruppenaufnahme. Bei den Volkstänzen Trachten und Schüleruniformen. Als Gast eines Studenten im Café. Kuchen gibt es auf dem Lande nicht, nur wie hier in der Stadt.

Nachmittagsgewölk. Auf den Bergen noch Schnee, die Bäume noch in voller Blüte. Nun doch, und besonders auch durch die grünen Hecken, Bilder des Frühlings.

22. April / Dienstag

Schöner Tag, aber später wieder die Beschattung. – Nun sind auch alle eigenen Sachen wieder instand gesetzt.

Wir scheinen in Pernik zu bleiben und richten uns kasernenmäßig in der neuen Schule ein.

Mein täglicher Reinigungsdienst und Ordnungsdienst. – Hannis Karfreitags- und Osterbrief erreichen mich.

Gerüchte von Heimkehr und Auflösung der bespannten Kolonnen, an die ich nicht glaube. Es trifft sogar Ersatz ein.

23. April / Mittwoch

Nach Regennacht ein kühler, trüber Tag. Beförderungen und Strafen. So müde in dem lauten, wilden Troß. Im Unterricht des Chefs das „Lob der Alten“. Wir erfahren, daß wir zum 12. Armeekorps gehören und auf dem Marsch angeschlossen waren dem IR 230., Prinz Oskars Regiment.

Das Lob für das Armeekorps im Balkanfeldzug können wir nur sehr bedingt auf uns beziehen.

Es wird nun auch offiziell nur noch vom Rückmarsch gesprochen. Nichts mehr von „draußen“.

Die Bevölkerung rückt nun in den Schenken mandmal von den zu oft betrunkenen Soldaten ab.

Mein Schriftsatz für D. wegen des Trunkenheitszwischenfalls am Abend des ersten griechisch-orthodoxen Ostertages.
Pernik nimmt kein Quartiergeld; die Soldaten erhalten es ausgezahlt: 10 Pf. je Tag und Mann.
Nachts die großen Sterne. (Später erfahre ich, daß Mutter diesen Abend starb.)

24. April / Donnerstag

Sommerlicher Morgen. Die Schneeberge kommen erst spät hervor. Jeden Tag muß ich räumen, ordnen, säubern, aber auch dolmetschen. Mit allem Eigenem wieder in Ordnung. – Umzug ins alte Gymnasium. Der erste Einkauf für Hanni und Rennerle: die Kopftücher. – Hannis Osternest – und drei Briefe von ihr. Brief von Margot.

Das viele Gelb der Trachten.

Umwölkter Nachmittag und Abend.

Im Gymnasium dürfen wir uns eine Klasse mit Schulbänken als Aufenthaltsraum für Briefeschreiben einrichten.

Nachts im Klassen- und Massenquartier so laut und eng. Abgesehen von der Erschöpfung in den Tagen des Gebirgsüberganges vermag ich das Schlafen nicht zu lernen.

25. April / Freitag

Glanz und Dunst am Morgen, danach verhüllter Tag. Ich finde wieder ein – nahes – Haus für Waschen und Eierkochen, für den Landser das Wichtigste.

Abends so schön allein im Aufenthaltsraum, nachdem nun alle Sachen in Ordnung gebracht sind.

Im Gegensatz zu den grünen Weidenufern der Donau bei Giurgiu-Roussee (Ruse) beginnen nun erst, in der hohen Baumblüte, die Weiden Kätzchen zu tragen.

Sturm in der Nacht. Große Sterne.

(Später erfahre ich, daß Mutter an diesem Tage beerdigt wurde.)

26. April / Sonnabend

Verhüllter, windiger Morgen; dann Klarheit, Sonne und Sturm. Wir dürfen wieder duschen! Dolmetschen auf der Schreibstube: das Geldgeschenk des Nachbardorfes Raglovo an unsere Kolonne (417 Lewa). Gemessen am Balkan-Soldatensold sind 5 Lewa pro Mann eben etwas!

Viel zweirädrige Kutschwagen kommen zum Markt.
Nun leuchtet das Gras und wird zum erstenmal geschnitten.
Schöne bulgarische Rundfunkmusik im Café.
Sonnabend-Abend-Korso. Die Schuljugend hat ja der vielen Ein-
quartierung wegen Ferien!
Spätes Nachtgewitter, Sturm und großer Regen.

27. April / Sonntag

Der Sonntag wechselnd in Sonne, Wind und trübem Gewölk. Das Gärtlein der Wäscherei mit meiner Wäsche darin berührt so heimatlich. Zum ersten Male seit langem höre ich Glocken! Die Gottlosigkeit, Entheiligung und Erniedrigung des Soldatensonntags und die Feier des Herzens.

Nun sind die Birken grün – dahinter die Berge. Noch Schnee.
Nachmittags dunkel, kühl und windig. In der Abendsonne im Stadtpark, der zu den sozialen Einrichtungen des Staatlichen Bergwerks gehört. Im Abendtrubel der greise Pope, dem der alte Mann die Hand küßt, während die Jugend ihn nicht beachtet. Allein im Café: der andere Pope mit der ländlichen Verwandtschaft.
Abends Briefschreiben und Eckart-Lektüre.
Das Telegramm vom 23. 4., daß Mutter im Sterben liege.

28. April / Montag

Die „Anwaltsläden“ mit Schaufenstern, großem Ladenschild. Die offenen Backstuben in der Stadt wie auf dem Lande.
Die Kar-Fahnen auf den Dörfern – die Sterbezettel an den Laternen der Stadt.
Der Chef fährt 150 Kilometer weit zum Kommandeur, General de Angelis, um den Urlaub nach Berlin für mich zu erwirken.
Morgensonne, Wind, verhüllter Nachmittag. Gewitter. Abendbesorgungen für Hanni und Reni: Seife und Schokolade. Das Treiben in der Markthalle. Die nach dem Gewitter geheizte Apotheke.
750 Lewa Frontzulage! – Hannis Brief über meine Anforderung als Küster. Nächtliche Klarheit der Sterne und Berge.

29. April / Dienstag

Morgen voll Glanzes. Schnee und Baumblüte nun im Vergehen. Nachmittagsregen. Dunkles Gewölk gegen Abend, als bräche die Sintflut herein und jage schon über die Berge. Wache. Abends erfahre ich inoffiziell vom Spieß, daß mein Urlaub gewährt sei.

30. April / Mittwoch

Die Abfahrt von Pernik nach Hause

Glühender Tag. Der gute Abschied vom Chef, vom Schirrmeister und Wolgast. Viele Päckchen nach Berlin mitgenommen. Die Oberstenwitwe Helène H.; die schönen französischen Gespräche im Autobus von Pernik nach Sofia, auf der herrlichen Fahrt durchs Gebirge und die Villenvororte Sofias. Das Dejeuner de la fourchette bei Mme. H. und ihrem Sohn. Nachmittags zeigt der Sohn mir Sofia. Sofia in voller Frühlingsschönheit. Fliederblüte um die Residenz. Alexander-Newski-Kathedrale. Auch die Akazien blühen, und der Park an dem Regierungsviertel-Boulevard unter den Gipfeln ist wunderbar.

Mit den Kadetten im Wartesaal das Warten auf *den* einen Balkanzug des Tages. Eingeweihte, wie die Arztwitwe im Zuge, wissen von den enormen Verspätungen. Mit der Arztwitwe wie zuvor mit der Oberstenwitwe Gespräche über Deutschland und Bulgarentum; mit sehr klaren Urteilen bei guter Befähigung zum Urteil.

Der Losungsspruch von der Witwe: 1. Tim. 5, 5.

Freundlicher Verpflegungsaustausch zwischen uns. Ihr netter, kleiner Junge.

Statt drei Zügen geht nur noch dieser eine Balkanzug am Tage – dementsprechend ist die Nachtfahrt. Kein D-, sondern ein Allersweltszug, der mitnimmt, was er noch mitnehmen kann.

1. Mai / Donnerstag

Die Fahrt von Pernik nach Hause

Zum zweitenmal in Ruse, ohne Nadi V. wiedersehen zu können. Die Fährendampferfahrt über die Donau, nur für uns reisende Soldaten. Aber auch die Zivilisten werden hinübergebracht. Der Donauübergang war ganz ungewiß gewesen, und der Anschluß an „den“ Zug fast aussichtslos. Auf „organisiertem“ Mil.-LKW mit den aus Griechenland kommenden beiden Unteroffizieren Dr. Moeren und Alan Broesl durchs öde, sehr orientalisch wirkende, belastend wirre und graue Giurgiu, die Grenzstadt der großen Donaubrücke der Pioniere. Auch Giurgiu sehe ich nun schon zum zweitenmal. Wir hätten es durch das Auto gerade noch geschafft – aber da läßt uns der rumänische Stationsvorsteher den Zug höhnisch abfahren. Und das heißt: einen Tag verlieren. Aber wir entdecken einen leeren Militärtransportzug, der nach Bukarest zurückgeleitet wird. Der nimmt uns mit. Wir haben sogar einen Personenwagen, in dem wir uns waschen und in dem wir essen können.

Ebene, Iris und Reiher; der Nachmittag – nach einem sonnigen Morgen – grau. Umsteigen in Bukarest. Durch die Uffz. ins Kurierabteil. Die schönen Gespräche mit den beiden gebildeten Unteroffizieren, bis das große religiöse Gespräch mit Alan Broesl daraus sich ergibt. („Gott ruft zurück.“) So fahren wir durch die Regenacht, gut aufgehoben in überfülltem Zuge.

2. Mai / Freitag

Wieder in den rumänischen Bergen. Das Hochwasser immer noch größer. Nun überall Tannen im Maitrieb. Ungarn: Herberer Frühling. Noch Baumblüte. Kreuze auf Dorfhäusern. Budapest. Schöne Hügel und Saaten, nach trübem Tage Abendsonne.

11 Uhr Wien. Sehr schmerzlich, zum zweitenmal durch Wien und Budapest nur hindurchfahren zu können.

3. Mai / Sonnabend

Die Ankunft in Berlin

Morgendlicher Schneefall. Die Grafschaft Glatz. Margots Haus. Breslau. Fürstenwalde. Es wird Mittag. Leichter Schnee auch über Berlin. Kälte und Wind. Um 1/2 4, da bereits auf der Kommandantur gewesen, zu Hause. Gerade als ich auf dem Wege vom Bahnhof Blumen, Schneebälle, für Hanni besorgt habe, begegnet mir an der Ecke Rennerle, die eben beim Anblick „des Soldaten“ gedacht hatte: „Wäre es doch Jochen!“ Hinauf zu Hanni, die in der blauen Mansarde Mittagsschlaf hält. Ihr ergreifendes: „Habe ich Dich noch einmal wieder –.“ Rennerle ließ uns ganz allein. Mein nachträglicher Geburtstagstisch. Die neue Birke! Der Abend gehörte uns dreien allein. – Ich fand alle alten Möbel von Hannis neuem Tischler restauriert vor, Haus und Garten in vollendeter Ordnung.

4. Mai / Montag

Urlaub in Nikolassee

Kalt und grau. Erster, scheuer Frühling. Im Garten blühen zwei Tulpen. Im Gottesdienst mein Taufspruch. Die Pastoren- und die Nachbarschaftsbegrüßungen. Mit Hanni und Rennerle bei Schillers zur Willkommensfeier. Führerrede: von der Dienstverpflichtung der Frauen; und daß wir im nächsten Jahre noch besser gerüstet sein werden.

5. Mai / Montag

Regen und Kälte. Auf dem Propagandaministerium bei Dr. Koch; er will sich meine P.K.-Akten kommen lassen und sich für Auskunft

über mich zur Verfügung stellen. Anschließend in Erhards sehr viel hübscher gewordenen Wohnung zu Mittagbrot und Kaffee mit den Geschwistern. Mutters Bild, Traueranzeigen, Kondolenzbriefe. Zwischen den Mahlzeiten und bis Hilde kam, an Mutters Grab. Zartes Grün, sanfter Regen, Kapellenglockenläuten. – Nachbarschaftsgeschenke zum Willkomm.

Auf die Kommandantur zur Erteilung der Zivilsachen-Genehmigung bestellt, erfahre ich von der totalen Urlaubssperre, während deren ich nun in Berlin sein darf.

Renerle durch Dr. Flesch-Eschhaus bei den neuen Maßnahmen in der Mode dienstverpflichtet statt in der Industrie! Für meinen Fronturlaub erhält Renerle sogleich eine Woche Ferien.

Ich erschrecke bei meiner Rückkehr etwas über den Warenmangel in Berlin und die schlechte Stimmung.

Wie schnell man sich an die zivile Umstellung gewöhnt: die häusliche Kultur, die schön gedeckten Tische, die eleganten Sachen, das Bad.

6. Mai / Dienstag

Ein wenig Sonne. Primeln auf dem Hang. Ein Rundgang durch Häuslin und Gärtlin, die Hanni in so vorbildlicher Ordnung hielt. Das liebe Haus voller Blumen. Schneebälle, Tulpen, Rosen. Der Tee der Soldatenfrauen; auch Tante Lene und Schwester Elisabeth dabei.

Viel Feldpost kommt nach.

Herber Abend, klarer Sonnenuntergang.

Abendbesuch bei Dr. Panicks zu einer Flasche Wein.

7. Mai / Mittwoch

Grau, regnerisch, kühl. Knospen, gelbe Forsythien. Veilchen. Tulpen. Am Morgen mit Hanni und Renerle bei Frau Foelsche.

Die vielen Anrufe.

Flüchtige, schöne Nachmittagssonne. Frau Schiller zum Tee. Regen.

Dunkelheit. Wir drei bei Moltkes zur abendlichen Flasche Sekt. Stürmischer, kalter Abend.

8. Mai / Donnerstag

Starke Schatten, zarte Farben, Sonne, Wind. Im Hause Flieder, Schneebälle, Narzissen, Tulpen. Zarte Schneefälle. Zarte Abendsonne.

Vormittags bei Heidkamp auf der Hauptfilmstelle des Luftfahrtministeriums. Der Brief, der mich anfordert, wird noch in meiner Gegenwart geschrieben. Graf Luckner erklärt sich bereit, in der Hauptschwierigkeit als Chef der Personalabteilung des OKH zu vermitteln: der Versetzung von WL zu WH. Mittags Besuch bei Pastor Wenzels. Die vielen Pastorenverhaftungen.

Aus dem Anruf bei Pagel erfahre ich, daß der „Vater“ im 85. Tausend erscheint und daß für diese erstmalige Neuauflage in Höhe von 20 000 auch das Papier vom Propaganda-Ministerium bewilligt ist.

Stiller Nachmittag für uns drei an meinem Schreibtisch. 1–4 Uhr nachts Fliegeralarm ohne Schießen.

9. Mai / Freitag

5 Grad minus. Zarte, wachsende Wärme, Glanz und 5 Grad plus. Stille. Glänzende Knospen. Leuchtende Blätter. Margots Einladung nach Hildesheim. Ihlenfeld, Koenigswald, Lilje zum Ungarwein. Abendsonne über den geliebten Räumen. Die rötlichgrüne Hortensie im Zinnkübel, die Hanni mir zum 85. Tsd. geschenkt hat. Abends mit Hanni allein. An der Rehwiese. Am Nikolassee. Mondaufgang. Heller Abend. Eine kaum österliche Landschaft. Drosselung des kirchlichen Zeitschriftenwesens. Selbst das „Hochland“ ist eingestellt; der „Eckart“ soll erhalten bleiben.

Hindurch durch die Fülle der Anrufe. Der Berliner Modeausdruck: „Fünf Jahre Blitzkrieg.“

Ihlenfelds Enzianstrauß.

Der große Schatten – werde ich vom Heer entlassen und welche Konsequenzen wird dies haben? Wie wird unter diesen Umständen meine Rückkehr zur Truppe sein? – über dem dankbaren, still und fest gewordenen Herzen.

Nachts 2–3 Fliegeralarm.

Bomben auf Innenstadt. Im Deutschen Verlag 5 Tote.

10. Mai / Sonnabend

Morgen in Sonne und Kühle. Herber, rauher, nördlicher Frühlingstag. Jeden Tag muß trotz der Kohlenknappheit noch geheizt werden. Jeden Tag begleite ich Hanni bei ihren häuslichen Einkäufen und sehe, wie schwierig alles ist trotz des guten Verhältnisses zu den Nikolasseern. Das Kind beim Reiten. Flüchtige Nachmittagssonne. Bei Schillers zum Tee. Bei Schlochow. Abends mit Hanni allein.

Bis auf die „Stillen im Lande“ sind alle meine Bücher vergriffen. Nachts 1–2 Uhr wieder Fliegeralarm. Fernes Schießen.

11. Mai / Sonntag Kantate

Mit Hanni im Kantate-Gottesdienst. Wiese, Lilge, Wenzel, Senf – Sonntagmorgen mit vier Pastoren.

Grauer, kühler Regensonntag – das Haus in Wärme und voll Blumen. Erwartung des Rußlandkrieges im Gerücht.

Das Herz ist gebrochen, der Wille zermürbt, der Geist gelähmt – aber der Glaube gewachsen, so daß alles wieder heilen kann.

Den Sonntag über mit Hanni und Rennerle allein. Hindurch durch die Fülle der Briefe.

Zum erstenmal ein grünender Eindruck der Teutonenstraße.

12. Mai / Montag

12 Grad Wärme. Der erste, leuchtende Maitag. Beim Frühstück Ulli und Didichen. Mit Hanni in der Stadt, zu Besorgungen und zum erschreckend kärglichen Kriegsmittagbrot bei Kempinski. Mangel und Teuerung auf der ganzen Linie. Die Bezeichnung „Unverkäufliches Schaustück“ fast überall. Die Zigaretteläden geschlossen. Kein Bier. – Vor den Besorgungen auf der so fatalen Werner von Siemens'schen Auktion. Noch immer, immer die freundliche Nikolasseeer Begrüßung. Den vielen Einladungen entziehen wir uns. Frau von Boehmers Besuch wegen des Bibelkreises. Martin Braschs Verhaftung. – Abendglockenläuten. Ich gieße unser Blumenbeet. – Rennerles erster Tag in dem Modebetriebe ist um.

Meine Rückfragen auf Reisebüros und Bahnhofskommandantur ergaben, daß ich erst Donnerstag zu reisen brauche. Hindurch auch durch alles Büromäßige. Psalm 20: vom Gebet.

Auch das tragische Idyll ist noch so begehrenswert.

Aber den trügerischen Frieden von Berlin empfinde ich als Abdrosselung.

Der Englandflug von Rudolf Heß!

13. Mai / Dienstag

15 Grad. Leuchten und Lindigkeit. Besorgungen in den kleinen Läden von Nikolassee. An der Rehwiese. Bei Frau Glum, Dankbesuch wegen Major von Cranachs Bemühungen, mich als Küster zu seinem Divisionspfarrer zu holen. Danach mittags Besuch bei den von ihrer Reise zurückgekehrten Zimmermanns. Nachmittags

mit Hanni und Rennerle bei Karbe und Frau Schuh in Karbes Gartenhäuschen. Vorher hatten wir nachmittags auf den eben aufgestellten Gartenmöbeln zum erstenmal auf der Terrasse gegessen.

Die Kirschblüte in Nikolassee beginnt; Panicks großer Kirschbaum blüht zu meinem Abschied vor den dunklen Kiefern. Tulpen im Garten und im Haus. Gartengießen, Abendstille, Vogelgesang. Auch dieser Abend hell. Am Abend erst Frau Kind, dann Johannes Goesch, als Mischling vom Heer entlassen, bei uns. Anrufe, Anrufe!

14. Mai / Mittwoch

Trübe, 6 Grad. Auch die „Stillen im Lande“ vergriffen.

Mittagssonne. Aber sofort wieder verhüllt.

Mit Pagel nur telefoniert, ihn nicht gesehen. Differenzen für mich wie eine schwere Strafe. Und nun gar beim Verlag.

Wieder einmal einen Gruß an Brigitte und an Meschkes schreiben können. Abendlicher Abschied bei Moltkes, unter dem riesigen blühenden Kirschbaum des Pfarrhauses („Siehe, ich bin bei Euch alle Tage“) von P. Wieses, bei Schillers und Zimmermanns. Die Birken am Kirchhügel grünten!

15. Mai / Donnerstag

Abreise von Nikolassee

Trübe und kühl. Die Abschiedsanrufe bei den Geschwistern. Die Briefe der „Neidenburger Theologen“. Die Abschiedsstunden. Rennerle bekam frei! Noch einmal wir drei im Garten und am Kaffeetisch. Hanni und Rennerle bringen mich zum Bahnhof Charlottenburg. 18 Uhr Abfahrt nach Wien. Regenabend. Die Oder im Hochwasser. Das Nachtgespräch mit der jungen Wiener Schauspielerin: für den kurzen Aufenthalt alle Hinweise für eine eilige Besichtigung von Wien.

16. Mai / Freitag

Wien-Budapest

Mein morgendlicher Rundgang durch Wien: Graben, Ring, Belvedere. Die Messe im Stephansdom: auch mehrere Soldaten am Altar. Auf der Fahrt nach Budapest während der netten Tisch-einladung durch das feudale ungarische Ehepaar die „Vater“-Unterhaltungen mit Hasso Lange, Foelsches Verwandtem. Budapests blaue Silhouette vor schwerem Gewölk. Wieder das furchtbare Hochwasser. Volle Flieder- und Kastanienblüte. Kühle. Grau. Um 22 Uhr rumänische Grenze.

17. Mai / Sonnabend

Bukarest

Kühl und grau. Wunderbare alte Hügelstadt in den Vorbergen Siebenbürgens: Kronstadt. Frühstück mit jungem Amerikaner. Die mailichen Bergwälder. Allmählich Wärme und nachmittags Sonne. Über die schönen Gebirgsbadeorte, die Residenz Sinaia und das Petroleumgebiet Campina bis Ploesti nach Bukarest. Im Sammel-lager. Bei Buchholz, Libraria Buchholz: „Der Vater.“ Der Rundgang mit dem Schiffskoch Fritz Müller durch Bukarest am frühen Sonnabend-Abend (New York, Paris, München). Das Kirchlein im Kerzenschimmer der Gebetslichter. Das ungeheuerliche Sonnabend-Abendtreiben auf den Boulevards. Im schönen Soldatenheim im Hotel Splendid am Schloß. Die Friedhofslichter.

Ich bin auf der Frontsammelstelle Bukarest geblieben in der richtigen Annahme, daß meine Division von Bulgarien aus schon unterwegs sei.

In Bukarest habe ich etwas Geld wechseln können.

18. Mai / Sonntag

Die Rosen blühen. Kühle und Wind. Sonntagmorgen allein am großen Bretter-tisch vor den Baracken in Lager II. Sonntagmorgenge-läut. Brief an Hanni.

Die Librarias und Blumenläden und -stände von Bukarest. Im griechisch-orthodoxen Gottesdienst: der alte und der junge Pope (Baß und Tenor, heitere Gelassenheit und Askese, weißes und schwarzes Haar.) Der gesungene Gottesdienst. Die Lichtlein der Beter. Das Gebet vom Gebet. Die Fahrt auf der eleganten „Chaussee“ zu dem „Lacul“, dem Wannsee von Bukarest. Das Vormittagskonzert auf dem Schloßplatz. Nun erst ist Fritz Müller und mir der Blick für die Erdbebenschäden geöffnet.

Mittagbrot im Soldatenheim: frische Erdbeeren; schöne Iris im Leseraum. 15.55 Uhr von der Frontsammelleitstelle zu zwölfen, darunter auch Fritz Müller, weiter nördlich geschickt: nach Bacau. Überfüllter Zug, Trachten und rumänische Uniformen. Transporte beider Armeen. Die Gespräche mit dem Mathematiklehrer und dem Agrarstudenten: Rußland, Rußland; und der Wiener Schieds-spruch -. Der Tag erst kühl, dann schwül. Leere Ebene. Petroleum-bohrtürme. Die vollen nächtlichen Bahnsteige.

Nachts 1 Uhr Ankunft in Bacau. Quartier in der Pionierkaserne. Wie die Feste über die Soldaten hinweggehen: in den Schränken Weihnachts- und Osterkarten angenagelt; und bald ist Pfingsten! -

Das Divisionsabzeichen am Bahnhof: doch ein Gefühl von Zugehörigkeit.

19. Mai / Montag

Bacau

Bacau, die Ölstadt. Grau und kühl. Nur Mittagsschwüle. Flieder, hohe, hohe Tulpen, Schneeballsträucher. Ruhiger Morgen, Brief an Hanni. Die reiche, vielseitige, halb städtische, halb ländliche, zerrissene Stadt soll eine der viertgrößten Rumäniens sein (Falsch!). Auch hier zeigt die Kirche starke Erdbebenspuren. Reges Treiben. Stark jüdisch durchsetzte Stadt. Zum erstenmal dort Angst der Juden vor Rumänien, mehr als vor Deutschland, zu spüren. Mit dem Schiffskoch Fritz Müller im Café und zum Frühschoppen mit dem französisch sprechenden rumänischen Major a. D. Er: Bacau solle der Mittelpunkt etwaiger gemeinsamer rumänisch-deutschen Operationen gegen Rußland sein.

Nachmittags Weiterfahrt nach Pascani, von wo aus ich – eventuell geht es nur zu Fuß – Contesti als mein Ziel zu erreichen suchen soll. Im wiederum so überfüllten Zuge „Angelika“. Angelika, Roman und die Episkopie, in der sie verschwand, was ihren Nimbus sehr erhöhte. – Plötzliche, unvorgesehene Fahrtunterbrechung in Roman, 17 Uhr.

Quartier in dem nachts leeren Personenzugwagen der Bahnhofswache. Das Soldatenglück: zwei Droschken, der Korso, Zigeunermusik im recht leeren, besten Hotel, wo nur Soldaten und Offiziere sind. Aber sie fanden es so schön, zumal uns ein fremder, blutjunger Kamerad im Auto zum Bahnhof zurückfuhr. Die Nacht im Waggon und der Traum, daß Hanni so viel weine. Das Goldnetz der Sterne. Die abnehmende Mondsichel vor der hellgrünen Morgendämmerung.

Roman 30 000 Einwohner. 28 weiße, zum Teil barocke, Kloster- und Kirchtürme. Ebenfalls soll es eine der viertgrößten Städte Rumäniens sein. In diesen Orten Kinder als Krämer und Wirte.

20. Mai / Dienstag

Roman

Ein Tag, der höchster Mai und Juni in einem ist: Glanz, Flieder, hohe Tulpen, blühende Akazien. Erdbebenschäden an den Kirchen. Die morgendliche Geschäftsstraße im Treiben des Markttages. Das Monasterium, die Episkopie, die Kirche und die byzantinischen Fresken; Barockaltar, Ikone, Priestergewänder (eines aus dem 4. Jahrhundert?). Schöne Turmwinkel im Grünen. Landhausstraße

zu den Hügeln hinaus. Der Linden-Stadtpark: gelbe Stiefmütterchen, Tulpen, Tannen im Maitrieb. – Sonst eine Stadt der Frisörläden, der Librarias, Cafeterias, Droschken (mit buntem „Joch“ der Pferde). Furchtbarer Nachmittagssturm. Die beiden Kinder und das Stück Konfekt im Café. 20 Uhr Abfahrt in Richtung Pascani (–Veresti–Botosani). Im Zuge findet sich der Kottlowski zu mir, von meiner Kolonne, ebenfalls von der Beerdigung seiner Mutter zurückkehrend. Ich sollte in Pascani aussteigen, Kottlowski in Botosani. In Pascani sagten uns Offiziere, daß keine Truppe hier sei. Röhmer und Klünder von I.R. 203 schließen sich uns an. Wir sind trotz dreistündigen Aufenthaltes in Veresti, fürchterlich gepreßter Weiterfahrt und vergeblicher Unterkunftssuche in Botosani guter Dinge. Ein dortiger Kamerad fährt uns wenigstens im Auto zu dem in Einrichtung befindlichen Lazarett, wo wir vier Stunden, bis $\frac{1}{2}$ 6, auf dem Fußboden des Lazarettkorridors schlafen dürfen, nachdem jene Kameraden, die ebenfalls, aus Lazaretten kommend, auf der Truppensuche sind, in der vorigen Nacht in einem Vorgarten geschlafen haben. – Ein junger Leutnant sagt: „Wer diese Züge nicht im Photo sieht, glaubt es nicht, daß wir so gefahren sind!“ Die Rumänen auf Puffern, Dächern, Trittbrettern!

21. Mai / Mittwoch

Botosani

Um $\frac{1}{2}$ 6 Marsch zu der Kaserne, in der die Division liegt. Botosani ist eine weitverzweigte, steigende und fallende, zerrissene und sehr lebendige Stadt mit großer Kirche, schönem altem Klosterkomplex (oder auch nur Kirche), Synagoge und weißem, großen Provinztheater (wie in deutschen Städten). Schöne alte Gärten, besonders hohe Tannen, lila Iris in Fülle, ältere Villen.

Auf dem Divisionsstab, wo wir uns das Überschreiten unseres Urlaubs bescheinigen lassen müssen, werde ich via Adjutant, der unterschreibt, zu Major Krüger geholt und als „bekannter Mann“ begrüßt. Und dort erfahre ich, daß nur die Männer nichtarischer Frauen aus dem Heer ausscheiden müßten, daß aber in Verbindung mit meinem P.K.-Antragsformular die militärische Sondergenehmigung bereits vom Divisionsnachschiebführer Major Eras und vom Divisionskommandeur Generalleutnant de Angelis ohne mein Wissen beantragt ist! – Es gelingt mir, Geld für die Reisekameraden und mich bei der Stabszahlmeisterei aufzutreiben, nachdem uns ziemlich ungewisse Ziele und Fahrscheine für die Weiterreise mitgeteilt und ausgestellt worden waren. – In diesen Orten der Reise

Kinder als Kaufleute und Gastwirte. Glockenläuten und Fahnen-schmuck zum Geburtstag der Königinmutter von Rumänien. Wir essen und trinken gut in bester Laune und wachsender Kameradschaft in sauberer Schenke. Schwüler, großer Mittagsregen. Vergebliches Studieren der Fahrpläne und Bestimmungsorte mit einem Französisch sprechenden Offizier. Nach 10 Minuten gescheiterter Versuch, mit einem Strohhauto mitzufahren: weder stimmen die Orte noch können wir uns auf der holprigen Straße auf den Strohballen halten. Aus der Zwölferrunde bildete sich neu eine gut zusammenpassende Fünferrunde. In dem jüdischen Café, in dem nur Männer, in Hüten, Karten spielen. Klünders Intermezzo in dem Akkordeonladen. Zurück nach Veresti, da keinem sein Ziel feststellbar. Nachdem ich bei der Division einen „so schweren Schlag“ hatte, ist die Führung der soldatischen Reisegesellschaft ganz an mich übergegangen. Um nicht wieder nächtlicher Ankunft im Ungewissen ausgesetzt zu sein, beschließen wir, in *Veresti* aufzusteigen.

Veresti

Alles voller Truppen. Ich hole mir vom Ortskommandanten, Oberleutnant Schäfer, die Genehmigung, auf eigene Faust und eigene Kosten Quartier machen zu dürfen, und finde eine sehr saubere, große Bauernstube, in die man uns einen Fliederstrauß stellte. Abendbrot – mit Genehmigung, dafür den Ortszapfenstreich überschreiten zu dürfen – in der Schenke, die allmählich von den vielen Soldaten frei wird, so daß ich die Apostelköpfe der Bauern studieren kann. Regen, Regen.

22. Mai / Donnerstag *Himmelfahrt*

Pascani

Zweijahrestag des Hauses, auf den ich aber vergessen habe. Grau. Frühstück in der Bodega an der Gara, wo wir gestern abend saßen. Auch am Morgen sehen wir in diesem langgestreckten Dorf viel deutsches und rumänisches Militär. Transporte, Transporte. Am späteren Vormittag reisen wir zu fünfen nach Pascani zurück, da dies der geeignetste Ausgangspunkt für uns fünf nach den verschiedenen Richtungen scheint. Wieder treffen wir Kameraden, von denen wir uns schon unterwegs getrennt hatten und die nun auf der Truppensuche in diesem Winkel Rumäniens im Kreise reisten. Mittags bleiben auf dem Bahnhof Pascani der Kottlowski von meiner Kolonne und ich allein übrig. Und wir finden in Pascani unseren vor einem Tage eingetroffenen Nachschubstab. Es gibt für uns Geld,

Verpflegung, Quartier. Ein sauberes Quartier, wenn auch nur mit einem Bett, bei den alten Zorngiebels, Volksdeutschen, die das Deutsche fast vergessen haben. Das Mißtrauen der Alten ist bald überwunden, und sie sitzen abends noch lange bei uns. Nachmittags schön. Hügel um die zerrissene kleine Landstadt. Juden, Volksdeutsche und Zigeuner. Vorher: Besorgungen, die Beerdigung in der Kirche mit den beiden Bauernleuchtern und dem Barockaltar (Gold und Holz) und auf dem Friedhof. Die Bewirtung der Kinder vor dem geschmückten Strauch und der Trauergäste am Friedhofstor mit Wein und mit den Kuchen mit dem Kreuz.

Abendliches Briefschreiben im Quartier. Leo K. als fromm erkannt. „Wo zwei oder drei –“. Nachtgespräch vom Glauben der Kameraden. Das Losungsgeschenk.

23. Mai / Freitag

Contesti

In Pascani, am sonnigen Morgen, die Begegnung mit Hauptmann Cartheuser. Also nicht erst in vier oder gar zehn Tagen, wie man auf der Adjutantur des Stabes – nach viermaliger Änderung des Zieles meiner Kolonne – noch glaubte. Heute wie gestern der sympathische Eindruck vom Leben beim Stabe, so daß man gern dort geblieben wäre.

Daß wir statt 12 Kilometer Fußmarsch nach Contesti auf sandiger, zerwühlter Straße nun mit dem Chef im PKW fahren dürfen, ist nach den Strapazen der Reisetage sehr angenehm!

Das sofortige, lange, beglückende Gespräch mit dem Chef gleich nach der Ankunft über meine Sondergenehmigungen. Der Chef erklärt bei meiner Rückkehr meine Probezeit für beendet und will mich anders verwenden. Die Begrüßungen durch die Kameraden bei der Fünften viel herzlicher, als ich erwartet hatte.

Contesti, ödes, armes Dorf in schönem Hügelland, Quartiere an diesem Abend noch ganz durcheinander. Ich schlafe, zu vierein, bei einer anderen Gruppe, und mich rührt, daß man auch das wieder als Ehre auffaßt.

Sechs Päckchen und bereits ein neuer Brief mit vielen alten aus der Zeit des Urlaubs von Hanni.

Der Brief des Divisionspfarrers, dessen Küster ich werden soll. Man hat für meine Post einen ganzen Sack reserviert, in dem ich sie nun erhielt.

Die Rückkehr nicht schwer – so dankbar.

Und nun, durch die Gespräche mit Leo K., sehe ich ja auch meine Kolonne mit neuen Augen.

Zum letzten Mal Beifahrer, Fahrt über Land; nur zum Halten der Reitpferde.

24. Mai / Sonnabend

Ich erhalte ein Quartier, nur zu zweien, zusammen mit O. In dem öden Dorf ein idyllischer Winkel unter hohen Linden mit Brunnen davor, bunter Bauernstube mit langen, behängten Bänken, Truhe zum Schreiben, flachem weißgekalktem russischen Ofen (zum Schlafen), blauen Deckenbalken, blauen Fensterrahmen, rosa Papiergardinen, Heiligenbildern, Kuh und braunes Kälbchen, sehr saubere Bäuerin. Die bunten Wandbehänge, die Tonkrüge auf dem Reisig- und Weidenzaun.

Sommerlicher Tag. Leichter Dienst: französische Verhandlungen mit rumänischem Offizier; Quartierlisten. Ordnen, Einrichten.

Stiller Feierabend in meinem Quartier, indes die Wirtin für mich näht, wäscht, säubert, kocht. Ghiorghi, ihr reizender 12jähriger Junge, und sein Kätzchen. Der scheue Hund, ein Balkan-Tierschicksal, auch bei diesen freundlichen Leuten. Der Mann, Mitte 30, taucht erst später auf. Nicht so fleißig, verbringt die Mittagzeit nach Balkanart.

Noch blüht der Flieder, auch im winzigen Gärtchen hinterm Weidenzaun im Hof; und schon beginnen die Linden des Hügellandes an der russischen Grenze, an den Karpaten, zu blühen.

Die Anforderung durch den Divisionspfarrer und das zweite so herzliche Gespräch mit dem Chef. So haben sie so lange alles gewußt! Erledigung der eingegangenen riesigen Korrespondenz. Der Abend gehört dem Bericht an Hanni.

Auch hier die Apostelköpfe der alten Bauern.

Die Wirtin in Tracht; der braune Junge in der Lammfellmütze.

25. Mai / Sonntag

Leicht verhüllter, sommerlicher Sonntag. Ich bin zum Anlegen der Quartierlisten unterwegs. Das Dorf, sehr verzweigt, hat doch noch einige sehr idyllische Partien an aufgewühltem Dorfbach. Und jetzt ist oben alles voll begrünt und darum nirgends ohne Schönheit.

Der Bauerngottesdienst in der Dorfkirche, klein, aus Holz, unter schönen Tannen und Linden. Bauernpope, Männer in perlengestick-

ten Westen und schönen schwarzen, phantastischen Hüten, getrennt von den Frauen. Auch vor der Kirche sitzen noch die Bauern. Viel helles Glockenläuten. Der Knaben-Vorsänger mit zwei anderen Jungen: recht rührendes Kindergeplärr. Bauernkunst, namentlich bemalte Leuchter und vergoldeter Holzbarockaltar.

Von 1/2 1 bis 3 beim Chef: wegen der vorläufigen Absage in Sachen der Anforderung Heidkamp-Luftwaffe: Hauptfilmstelle. Wir können jetzt nur eins für mich betreiben: militärische Sondergenehmigung für P. K.

Ich bekomme vom Chef einen Sonderposten: Geistige Betreuung der Truppe (Unterricht in erzählendem Vortrag nach selbstgewähltem Thema). Ich soll alles aus der Perspektive des Offiziers kennen lernen.

Außerdem soll ich zur Verständigung mit der Bevölkerung weiter Rumänisch lernen – doch nun wird es mir als Dienst angerechnet. – Wie bei einer großen Caesur, erklärt der Chef meine Prüfungszeit für beendet!

Das Quartier von der Wirtin mit Flieder geschmückt. Die braune Kuh mit der blauen Iris im Grase vor dem weißgekalkten, strohgedeckten Häuschen mit der dunklen Holzbalustrade. Zur Geburtstagsfeier seiner Frau beim Schirrmeister zum Kaffee und Kuchen.

Zum erstenmal: mehrere Kameradenbesuche im Quartier.

26. Mai / Montag

Pfingstlicher, sonniger Morgen.

Von 7 bis 8 reitet der Chef mit mir aus; mein gesatteltes Pferd wartet auf mich, der noch vor kurzem Pferde putzte. An Buchenhöhen, Sümpfen mit Iris und Schlangen, Wäldern mit Wölfen vorüber, durch die gewundenen Dorfgassen.

Der neue Dienst: „heim“ ins Bauernhäuschen, an die nunmehr rein theoretische Arbeit.

Den ganzen Tag, bei einer Pferdekolonnen, sauber bleiben dürfen! Auch vom abendlichen Sport befreit, wegen Vorbereitungszeit. Die Reaktion bei vielen Kameraden überraschend nett.

Umwölkerter, schwüler Nachmittag.

Mein kleiner brauner Bursche und Träumer in der Lammfellmütze und mit der Schärpe, Ghiorghî.

Ghiorghî heizt, kocht, fegt: „Puftim, langea! – Scire, scire –.“

Bauer und Bäuerin mit Kuh und Kälbchen über Land. Der kleine,

zu zarte 12jährige besorgt den kleinen Bauern- und Soldatenhaushalt.

Bordellproblem; Bordell von oben gewünscht.

27. Mai / Dienstag

Hindurch durch die Post aus dem Urlaub.

Mit allem in Fluß. –

Glanz und Glut am Vormittag, Gewitter nachmittags. Bunte Felder; Regenbogen über bunten, zerrissenen Hügelfeldern. 14 Uhr mein erster Nachmittagsunterricht: „Rückblick auf Bulgarien“ I. Am Parkplatz = Bretterzaun neben der Wagenreihe.

28. Mai / Mittwoch

Sanfter, sommerlicher Morgen. Mittagsschwüle. Später weicher Glanz.

Mein zweites Bulgarienreferat im Unterricht.

Wunderbarer Sonnenuntergang. Die lila Landschaft. Mondsichel. Abendfriede. Die Nachtfahrt mit dem Chef nach Harlau mit dem „Vater“-Brief an die Libraria Buchholz in Bukarest. Heimkehr all der Bauernwagen in der Nacht. Das ungeheure bäuerliche Treiben nachts auf der sehr, sehr schlechten Landstraße. Kommen die Bauern von einem großen Markt? Blieben auch darum Ghiorghis Eltern so oft so lange weg? Südliches Leben in den sommernächtlichen Kleinstadtstraßen. Die schönen Bergzüge nahm man nur als dunklen Umriß wahr.

29. Mai / Donnerstag

Sonne, Sanftmut, Wind, die kleinen Hirten mit ihren Schafherden. – Unterricht: „Der Helm der Langen Kerls – das Zeichen unserer Division.“ I.

Tag um Tag für mich jetzt so still. Alma mater militaris bei einer Pferdekolonie –.

Sonne und Sturm. Lilagrüner Abend, große Sonne über den Waldhöhen. Wolken in allen Farben. Regenbogen.

30. Mai / Freitag

Schwüle und Wind. Als dritter zieht der Graphiker Kurt Gras ins Quartier. – Unterricht: „Der Helm der Langen Kerls.“ II.

Der Erfolg scheint entschieden; 98% der Kolonne sollen für den Unterricht *sehr* eingenommen sein.

Jeder Soldat muß nun die Erklärung über seine und seiner Frau Abstammung abgeben.

Zwischen all den Konflikten und Intrigen, wie sie auch eine so primitive Kolonne hat, immer mehr gute Einzelbeziehungen zu Kameraden und Vorgesetzten.

Rumänische Soldaten küssen auf der Dorfstraße dem Popen die Hand. Die Bauern knien abends vor ihren Heiligenbildern.

31. Mai / Sonnabend

Sonne, Wind, Mildigkeit.

Der neue Wachtmeister, OA. Alfred Fitzner und der „Vater“ (Im Westen. Saarbrücken / In Potsdam).

Der Pfingstsonnabend-Nachmittagsspaziergang mit ihm durch das Dorf. Kameradenbesuche (Hermann Timmermann).

Mit Ghiorghi den Pfingstsonnabend-Abend bereitet.

Unterricht: „Von der Wehrpflicht der altpreußischen Armee.“ Nach der Arbeit abends Kameradengäste auf den buntbehängten Bauernstubenbänken.

1. Juni / Sonntag Erster Pfingstfeiertag

Pfingstmorgen im Regen. Wenigstens zum Gebet im Bauerngottesdienst. Viel Glockenläuten. Nachmittags Sonne. Ruhige Vortagsvorbereitung. Kameradenbesuche. Beim Popen wegen des Radioapparates, der aber auch, wie der andere bei der Lehrerin (deutsch und französisch sprechende Deutschenfeindin), kaputt ist. Das ist sehr bedauerlich. Denn den Kameraden war es sehr wichtig gewesen, daß ich ihnen zum Unterrichtsbeginn die neuesten Nachrichten bekannt gab.

Ghiorghi hat zu Pfingsten die Stubentür mit Iris geschmückt. Stille Abendarbeit, früher Schlaf.

2. Juni / Zweiter Pfingsttag

Sonne. Akazienblüte. Heckenrosenblüte. Kleemahd. Kuckucksruf. Stille Arbeit an der Schreibtruhe.

Jeder Tag bringt jetzt einen neuen schönen, menschlichen Eindruck in kameradschaftlicher Hinsicht.

Am Abend, vom Sonnenuntergang bis der Mond hoch am Himmel stand, der abenteuerliche, große Ritt mit dem Chef, OA. Fitzner, Timmermann und Oberleutnant Dr. Kelz.

Durch Felder, Wiesen, Buchenhöhen, Waldhänge, Dickicht, Sumpf.

Auf diesem meinem zweiten Geländeritt soll ich mich tadellos gehalten haben.

3. Juni / Dienstag

Contesti-Fantanele bei Pascani

Mit Schnelle und Fitzner als Quartiermacher in Fantanele.

Vorher Ghiorghis rührender Abschied.

Sommerlicher Tag in hügeligem Dorf, Ausblick: fast Vorgebirgslandschaft, in weichen, reichen Farben. Großer Balkanregen.

Mittagbrot in der kleinen Schuppenstube mit den drei rumänischen Feldwebeln (Lehrern).

Größeres, zivilisiertes Dorf. Doch immer die Not mit den Ställen für unsere Pferde.

Für den Abend noch einmal Rückkehr nach Contesti.

Ghiorghis Lächeln, als ich ihn nun auf seinem Lager noch einmal streicheln kann.

4. Juni / Mittwoch

Fantanele

Morgens Übersiedlung nach Fantanele.

Regenmorgen, und dann schöner Tag.

Sauberer, europäischer Quartier mit Felgendreff bei jungem Eisenbahner-Ehepaar. Bett! Gedeckter Tisch!

Der Abendbesuch des rumänisch-volksdeutschen Soldaten Martin M., der mir mittags das Gepäck tragen geholfen hatte: von den „Brüdern“ unter den Kameraden; von Gesangbuch und Bibel – mein bisher merkwürdigstes Soldatenerlebnis.

Wiederaufnahme der Vortragsvorbereitung.

5. Juni / Donnerstag

Jasmin- und Akazienblüte. Glanz und Lindigkeit. Glut am Nachmittag. Ruhige Vortragsvorbereitung. Täglich schöner werdende Kameradschaft.

Vor dem Unterricht habe ich mit den Funknachrichten den Tod des Kaisers bekanntzugeben.

Die erste von zwei Cholera-Impfungen.

Feierabend. Hügelig ansteigende Rasengärtlein.

Die singenden Soldaten. Am Zaun die Bauern und Kinder in Tracht.

Mondscheinspaziergang mit dem Chef. Vom Kaiser.

Der Abend so klar, daß sich jedes Blatt vom sommerlichen, grünen Himmel abhebt. Überall promenierende Kameraden.

6. Juni / Freitag

Glühender Morgen. Mein „Herrenleben“ vor den Kameraden nicht gar zu neiderregend werden zu lassen, beteilige ich mich wieder weiter am Kartoffelschälen. Auch bei der Kartoffelschälerrunde fühle ich mich nun wohl. – Das erfüllte Wort: „Sie sollen sitzen zu deinen Füßen und lernen von deinen Lippen.“

Sommertag. Nach der durch Pfingsten und Ortswechsel bestimmten Pause den Unterricht wieder aufgenommen. Im Soldatengärtlein, wo sie alle im Rasen liegen. Thema: „Herkunft und Namen des Begriffes Preußen.“

Hannis Brief, daß ich für „Heeresfilm“ angefordert bin.

Aber der P. K.-Bewerbung wegen muß ich nun auch das zurückzustellen bitten.

Die rumänische Kriegslust und die auch im Dorfe spürbare Rüstung der Rumänen gegen Rußland.

Mit dem Chef, OA, Schirrmeister auf der Wiese, dem Fußballspiel der Kameraden zusehen; nebenan die Kopie der Soldaten in den Dorfjungen beim Fußballspiel.

Anschließend der Mondscheinspaziergang mit Hauptmann Cartheuser und OA Fitzner. Die Freitagabendfeierkerzen in Pascani.

7. Juni / Sonnabend

Regenmorgen. Schwüle. Duschen in der Eisenbahner-Badeanstalt in Pascani.

Rosen und Feuerlilien blühen zu Jasmin und Hollunder. Das Dorf rüstet mit Eifer den so streng geheiligten Sonntag.

Immer wieder großer Regen. Abendsonne.

In meiner Vortragsvorbereitung der Abendbesuch des frommen Katholiken Viktor Golz. Ich erfahre, daß auch Timmermann, der Reitbursche des Chefs, fromm ist.

Wo fromme Kameraden sind, wo „Kirche“ ist unter den Soldaten – ist nicht eigentlich dort schon „der Ort, den Gott mir bereitet hat“?

Abendarbeit bei der „Lateinlampe“. Eine Geige. Auf der Straße flanieren Soldaten und Mädchen; Zuruf mancher Kameraden.

8. Juni / Sonntag

Fantanele/Pascani

Griechisch-orthodoxes Pfingsten. Das Dorf, das Häuschen mit Maien geschmückt. Verhängter, schwüler Tag. Große Stille zur Arbeit. Und daß man wieder einmal alles in Ordnung halten kann!

Pfingstkuchen von den jungen Wirtsleuten; die Frau hat ihre anfängliche kühle Reserve den deutschen Soldaten gegenüber ganz aufgegeben. Gleich nach dem Mittagessen mit Karl Felgendreff werde ich zum Chef und zu dem gewesenen, erstmals wieder anwesenden Kommandeur Major Eras bestellt. Ich soll sofort zum Stabe! Abkommandiert zu literarischem Sonderauftrag: „Der Nachschub 176 im Kriege 1939/41“ – schon fünfmal von OKW/OKH von den rückwärtigen Diensten angefordert und noch unbearbeitet.

Sofort Packen, Abmeldungen, Abschiede – weit über alles Erwarteten hinausgehende Abschiede von Vorgesetzten und Kameraden! Im Wägelchen durchs maiengeschmückte, sommerliche, winkende Soldatendorf.

1/28 Uhr Ankunft beim Stabe in Pascani. Anmeldungen. Der gigantische Hagelwolkenbruch, wie ihn noch niemand erlebt zu haben erklärt.

Man weist mir ein besonders nettes Quartier zu – und das ist nun gerade die „gute Stube“ jener Leute, bei denen ich unlängst auf der Durchreise mit Kottlowski in der Hinterstube geschlafen hatte (die volksdeutschen Zorngiebel, die das Deutsch unter harter rumänischer Bedrängung fast ganz vergessen haben). Pfingstlicher Schmuck und pfingstliche Bewirtung mit den Söhnen und Walter Greiner-Schwedt als Nachbarn auch dort.

Spät kommt noch ein Melder vom Adjutanten zu mir: Heinz Hintze, ein seltsam tiefer Besuch bei so plötzlicher Bekanntschaft.

9. Juni /Montag

Pascani

Rumänien in Rußland-Krieg-Psychose.

In der kleinen Stadt Pascani Spionagefähr.

Furcht des Aberglaubens vor Gottesstrafen (Hagel!)

Kühler Morgen, schwüler Tag.

Der „Vater“ für Hauptmann Cartheuser war aus Bukarest wirklich zu beschaffen.

Antrittsvorstellung bei Hauptmann Dannenberg und Adjutant Leutnant Kulig, der auch den „Vater“ kennt. Mit meinem Sonderauftrag der Adjutantur zugeteilt. Mit geregelten Arbeitsstunden 8–1, 3–6, (12–1 gemeinsames Mittagbrot). – Mittags mit Feldwebel Ninas und zwei von meiner inzwischen weitergerückten Kolonne zurückgebliebenen Wachtmeistern und Unteroffizier Zeggert im Café, armselig und doch hochwillkommen und in der Qualität nicht

schlecht wie alles hier. – Nach der langen „Askese“ schöne Einkäufe in der Stabskantine, vor allem Schnaps zur Kameradenbewirtung. Der Feierabend gehört nun ganz mir. Von den Wirtsleuten werde ich bedient und verwöhnt. Am Abend wieder Heinz Hintze und Walter Greiner-Schwedt, die Gegenpole, bei mir.

10. Juni / Dienstag

Glockenblumen, Mohn, Akelei und Pfingstrosen blühen in den Gärten, machen auch diesen öden Ort schöner. Rosen oft vom Hagel abgeschlagen. Sommerlicher, schöner Tag.

Ich genieße das meist so kurze Soldatenglück, so „zivil“ in der Kleinstadt zu leben.

Die Landpfarrer auf ihren selbstgelenkten Wägelchen in der Stadt. Abendbrot bei mir mit Feldwebel Ninas. Besuch vom Spieß und Greiner-Schwedt.

Vollmond-Sommernacht. Mit Heinz auf Meldefahrt auf dem Motorrad; Rast in der ländlichen Soldatenschenke der 8. Kolonne mit den dekorativen Hängelampen und Landwein.

11. Juni / Mittwoch

Syrienkrieg zwischen England und Frankreich.

Unser Armeekorps (III.) dem Afrikakorps gleichgestellt.

7. Impfung: Cholera.

Kühlerer, grauer Tag.

Major, Adjutant, Assistenzarzt, Veterinär: „Vater“-Gespräche.

Major Eras kennt ihn durch seinen zivilen Chef, Ministerialdirektor Brandenburg (vgl. Gollwitzer), und hat ihn sechsmal verschenkt. Abends ist Vortrag von mir im Kasino vor den Offizieren angesetzt; als Thema vom Major bestimmt: „Entstehung und Grundlagen der drei Bücher ‚Der Vater‘, ‚In tormentis pinxit‘ und ‚Der König und die Stillen im Lande‘!“

9 Uhr der einstündige Vortrag im Kasino, einem kleinen Häuschen im Garten, vor 18 Offizieren, Ärzten, Inspektoren. – Ansprache des Majors an mich. (Unterrichtung?) der Offiziere über meinen Sonderauftrag. Platz neben dem Major, Teilnahme am Offiziersabend. Die Tabagiestimmung: weißgekalkter Raum, Karten, Melder, Hufeisentisch, Bier, Tabak, kalte Platte. Die rührende Episode mit der perplexen Ordonnanz in der Küche und dem Meldefahrer.

Stille Regennacht.

Mittwoch, den 11. Juni 1941 Pescani

Symmetrie zwischen England und Frankreich.
Wissen Armeekorps (III) dem Infanteriekorps gleichgestellt.

7. Freipfänger: Ewlers.

Frühlicher, warmer Tag.

Morgen, Adybank, Offiziersgesellschaft, Kabinen: "Tales" = Gespräch.
Morgen, das kommt ihm durch seinen zweiten Chef, Ministerialrat.
Direktor Dienstleistung (vgl. folgendes), und hat: Am 6. x. menschenk.
Abends 11 Uhr von mir in Kabinen vor den Offizieren ange-
setzt; als Thema vom Morgen bestimmt: "Entscheidung und
Grundlagen der drei Bücher. Des Tales", "In Tormentis punitur
non, der König und die Stellen in hands."!

Ich der Schlichter, Vortag in Kabinen, einem kleinen Hinreich,
von 18 Offizieren, Äußer, Inspektoren. - Ausspruch des Major
an mich. (Beide Klassen) der Offiziere über meinen Forder-
auftrag. Platz neben dem Morgen, Teilnahme aus Offiziers-
abend. Die Tagesstimmung: aufgedeckte, Reue,
Kastan, Milder, Hufschuh, Bier, Tabak, Kalle Klatt.
Die nächsten drei Tage mit der perplexen Bedienung in
der Küche und dem Müllfahren.
Kille Regenmarkt.

Donnerstag, den 12. Juni 1941 Pescani

Schweres Regenwetter. Den ganzen Tag über
immer wieder Balkenregen. Schweres Köhlerstücken
des Adybank ^{gemäß} über Klognung in Dornbüdenheit meines
Vortags, über den jeder begeistert sein mußte.

Ich schreibe meine eigenen Formens. Erlebnisstelle.
als Beitrag zu meiner dienstlichen Arbeit und für
den "Eckste" - Donnerstag Aufbruch wird bekannt.
Der nächste Abendsabend mit den alten Zornschloß, die
nach meinem Schicksal dem was stiften. So sind vom dem
Böbste in ihrer Einfachheit und Gemüt.

Regen, Regen.

12. Juni / Donnerstag

Schwerer Morgenregen. Den ganzen Tag über immer wieder „Balkanregen“. Schwere Wetterschäden werden gemeldet. Der Adjutant über „Eloquenz und Bescheidenheit meines Vortrags, über den jeder begeistert sein mußte“.

Ich schreibe meine eigenen Vormarsch-Erlebnisse als Beitrag zu meiner dienstlichen Arbeit und für den „Eckart“. – Der morgige Aufbruch wird bekannt. Der rührende Abschiedsabend mit den alten Zorngiebels, die nach meinem Schnaps Landwein stiften. So viel Form und Noblesse in ihrer Einfachheit und Armut. Regen, Regen.

13. Juni / Freitag

Pascani/Corni

Nach Regennacht und Morgenkühle schöner Tag. Der ernste, schöne Abschied von den alten Zorngiebels – mit solchem Ernst „Mit Gott“.

Der – für mich erstmalig – motorisierte Aufbruch des Stabes. Wir von Adjutantur und Kommandantur im großen Autobus. Wunder schöne Wald- und Vorgebirgslandschaft in Nachmittagssonne. Wieder eine weiße Kirche mit vier Türmen nebeneinander.

Schäferhorn und Kuckucksruf; im Autobus Lachen und Singen, später leider auch bei einigen Betrunkenheit. Einmal bleiben wir im Wege stecken.

Nach 4 Stunden Fahrt um 18 Uhr in Corni.

Stilles, einfaches, weitverzweigtes Dorf in großen Linden. Adjutantur, Kommandantur, Kasino, Zahlmeisterei in einer sehr reizvollen, landhausähnlichen Schule untergebracht; Riesenräume mit je drei Rundbogenfenstern, die ich im Geiste einrichte. Das Ordnen und die Haushaltsführung unserer Adjutantur übernehme ich, damit wir uns in alle Dienste teilen. (Kasino: als Sitze umgekehrte Schulbänke, die lange Kerzenreihe; auch wir essen bei Kerzen.)

Erich Franke, Heinz Hintze und ich hausen zusammen mit dem aus Pascani mitgebrachten kleinen Hund Bobby in unserer Schulklasse.

14. Juni / Sonnabend

Corni

Mit all dem Meinen, Sachen wie Geschäften, wieder eingerichtet. Schöner Sommertag. Die kleinen, wilden Bauerngärtchen, die Weingärten. Die Linden blühen zu den Rosen. – Das Mittagsbad in Ninas' Quartiergärtlein. Der Leichenwagen mit den goldenen Holz-

glöckchen und den verwelkten Lindenzweigen von Pfingsten her. – Nachmittagschwüle, Gewölk, Regen. Zweitürmige Dorfkirche in siebenbürgischer Art. – Regen, Kühle, Dunkelheit, Sturm. – Ninas, Franke und ich sitzen bei Kerzen beim Likör und Keksen von Hilde. Endlich drei Briefe auf einmal von Hanni: nun weiß sie also von Reise und Rückkehr. Wir sollen jetzt mit jedem Tag mit dem Ernstfall des Einsatzes rechnen. Nach schwerer Regennacht alle Wege nach Corni unbefahrbar. Immer mehr, durch Truppenankunft und Einrichten eines Feldlazarets, verdichtet sich militärisch, daß etwas Ernstes vorgeht.

15. Juni / Sonntag

Neue Truppen, Feldtruppen sind hier im Anmarsch.

Grauer, stiller Tag, an dem wir alle arbeiten.

Das Propagandaministerium fordert auf dem Dienstweg über das OKW Stilproben zu meinem PK-Gesuch an (unter dem 24. Mai).

Dorfkapelle; Männer und Kinder in Tracht ziehen mit ihr die Dorfstraße entlang. Die schönen, hinten hochgeschlagenen, schwarzen Hüte der Männer. Kirchgängerinnen in dem eleganten schwarzen Trachtenbarett blieben im Dorf über Mittag zu Gast; als ich zwei beim Mittagbrot antraf, war ich über die Grandezza ganz frap-piert; so viel Charme.

Auf der Adjutantur meinen sie, ich wäre nach Einreichung der Stilproben, die ja aber erst angefertigt werden müssen und möglichst militärischer Natur sein sollen, nur noch vier Wochen hier.

Dorftanz bei den hohen Linden und dem primitiven Schaukelrad. Alle Mädchen haben Rosen oder Pfingstrosen. Manche junge Männer in schlechtem Konfektionshut und mit altmodischem Regenschirm beim Tanz.

Kühler Tag mit regenschweren Wolken. Linden, Linden.

Abends lange Schulbank mit Kerzen und Likörgläsern; viel Besuch; dann allein mit Heinz, Fritz Krüger, Erich Franke. Alle so zufrieden mit dem Sonntagabend nach fleißiger Arbeit.

Hannis Brief vom „Gotteskind“.

16. Juni / Montag

Kühl und grau. Die Akazien blühen noch so frisch.

Auch aus einem Brief von Reni spricht nun die große Dankbarkeit, wie sie Hanni und mich erfüllt.

Das schlechte „Menschenmaterial“ des Nachschubes: die sonst un-

verwendbaren, jedoch kv. geschriebenen Soldaten belasten den Nachschub.

Rußland dementiert die Gerüchte um einen Krieg mit Deutschland. Aber wir bereiten uns noch sehr ernsthaft vor. Neue Truppen; und ein Feldlazarett in der Schule, in der wir bisher lagen. Die Adjutantur, Büro und Quartier, zieht in ein gegenüberliegendes Bauernhäuschen. Linden, Heckenrosen, rosa Papiergardinen, Heiligen- und Christusbilder, von diesem dasselbe zweimal. Rahmen aus Silberglas. Bunte Wandbehänge, Riesenlagerstätte, weißer Ofen mit bunten Kanten, lasierte Dachbalken; das ganze nach oben offen gebaut wie Theateratrappe. Winden wachsen auf dem Strohdach.

Unser Hunderl schläft im neuen Quartier sogleich weiter.

Jeden Abend Brief von Hanni.

Unermeßlicher Regen.

Petroleumlampe; Likör; Süßigkeitspäckchen von Hanni; behagliche Abendstunde mit Franke und Heinz.

17. Juni / Dienstag

Der Adjutant meint, da die PK.-Bewerbung weiter bearbeitet worden sei, wäre die militärische Sondergenehmigung erteilt. Man möchte mich hier behalten, sieht aber die PK. als die allerbeste Lösung für mich an. Anfrage von Divisionspfarrer Plate: Ich soll vor zwei Offizierskorps der Division Vortrag halten über „Der christliche Roman“.

8. Impfung: Cholera.

Schwerer Morgenregen, danach bleibt der Tag weiter trübe. Abends Regen und Sturm. Feldweibel Ninas und Wagner bei uns zum warmen Abendbrot. Zwei Vasen, vier Kerzen, Papierservietten – große Begeisterung über mein „Kasino“.

18. Juni / Mittwoch

Trübe und kühl. Nur ein wenig Sonne am Morgen. Regen, Regen, Regen.

Kein Kino, kein Lokal, kein Geschäft – entfernt ein paar Land-schenken. Die Soldaten haben nichts als den Schlaf. Bobby hilft uns über Regen und Einsamkeit hinweg. Und wir uns selbst durch unsere hübschen Abendbrote und Feierabende, die ich organisiere und arrangiere.

Diesen Abend verbrachten wir mit Ninas, Wagner, Hptfw. Hübner von einer anderen Einheit.

Regen, Regen, Sturm.

Die Gerüchte über Krieg mit Rußland sind im Schwinden.

Wagner schläft jetzt auch immer bei uns.

Nach dem Regen kein Weg und Steg. Noch immer totale Urlaubssperre.

In Deutschland stärkste Eisenbahnbeschränkungen.

19. Juni / Donnerstag

Kühle, starker Wind, Regenschauer, aufleuchtende Sonne, Regenschauer. Das Begräbnis: Holzleuchter, Heiligenfahnen, weiße Flore, vier Kuchenkränze an den Säulen des Baldachins, zwölf blaue Stab-Holzlaternen. Langes, langes dünnes Glockenläuten.

Tate, Mama (die mich immer strahlend am Arm schüttelt), Maria. Maria sorgt so fleißig für uns. Mama und Tate so schmutzig und rührend.

Nach großem Regen wieder Abendrunde, zu der alle immer blitzsauber kommen. Als neuer Gast der neue Unteroffizier Lilienfein, Musiklehrer, Schüler von Mersmann.

Abendgewitter.

20. Juni / Freitag

Trübe, windig, kühl.

Eine Werk-Kompanie ist eingetroffen, um uns die grundlosen Wege für den baldigen Aufbruch auszubessern. Wieder, nach kurzer Schwüle, großer Mittagregen. Nachmittagsregen. Pfingstvogel. Sturm. Über dem Spiel mit der Katze lernt Bobby bellen. Abschiedsfeier von Corni mit Bohnenkaffee, Kuchen. Lilienfein mit einem auswärtigen Spieß als Gäste. Sternennacht.

21. Juni / Sonnabend

Stauceni

Sturm in der Morgendämmerung, Gewölk, dann wunderbarer, mattgoldener Sonnenaufgang. 8 Uhr Aufbruch der Autos. Die Fahrt durch die hügeligen Wälder sehr schön. 12 Uhr Ankunft in Stauceni. Odes Dorf, aber an einem – wenn auch verschilften und sumpfigen – See und Graben, in denen man zur Not baden kann. Es wird ein schöner, schöner Tag. Sonne und Wind. Wir kampieren im Autobus. Zwei Briefe von Hanni.

22. Juni / Sonntag

Gestern abend, in unserem verdunkelten Omnibusquartier, haben wir zum Teil sehr schöne und immer ernstere Lieder gesungen –

doch sehr stark von dem Gefühl beherrscht, am Vorabend großer Ereignisse zu stehen. Nachts und in den frühen Morgenstunden hörte ich das unaufhörliche Summen großer Flugzeuge, und so war man nicht überrascht, als erst das Gerücht, dann mit Rundfunknachrichten die Bestätigung kam, die deutschen Truppen seien in den Krieg mit Rußland eingetreten. Der erste Gedanke ist bei allen die Dauer des Krieges, sodann aber die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Rußland früher oder später.

Großer Morgenappell in schöner Sonne, frischem Wind; Rede von Adjutant Leutnant Kulig, Verlesung des Führeraufrufes an die Ostarmee mit den so ernsten Eingangsworten. Wir gehören nun zur XI. Armee und stehen, auch als Nachschub, in höchster Alarmbereitschaft. Sofortige Überprüfung der Gasmasken und Waffen, Tarnen unseres Autoparks. An diesem besonderen Tage nehme ich auch an solchem Dienste teil, halte auch während der mittäglichen Offiziersbesprechungen Wache in einer Hinterstube des elenden „Kasinos“. Dort kann ich an Hanni und Ihlenfeld schreiben. Denn ich bekam von Hanni zwei Päckchen: in einem die drei ersten Exemplare der neuen Kyrie-Auflage (in Höhe von 5000); im anderen u. a. auch Spielzeug für Ghiorgi. Das berührte einen ganz seltsam. –

Vom „Vater“ sind im 1. Quartal 1941 rund 7000 Stück verkauft. Der ernste Sonntag wird allmählich schwül und trübe. Wir hören, daß die Division schon zwei Tote hat, Unteroffiziere meiner 9. Kompanie des III. Bataillons vom I. R. 203. Oberleutnant von Rödern, mein alter Kompaniechef, schon wieder verwundet. Für uns kriegerische Stille.

Trotzdem hat man natürlich, nun beim Stabe, über zehn statt in einer Kolonne, einen viel intensiveren und zentraleren Eindruck von diesem schweren Tage, als es bei der Fahrkolonne möglich gewesen wäre.

Die Nachricht vom Kriegsausbruch und das Morgenglockenläuten der mit Soldaten belegten, halbfertigen Kirche, mit dem eigentümlichen, dünnen, harten Trommeln dieser Kirchengegend hier, trafen zusammen.

Hauptmann Cartheuser bringt mir noch zwei weitere Briefe von Hanni mit. Und die Schillerschen Photos von Hanni und Reni. Das Dorf, die Landschaft so öde, so tot, so grau trotz grüner Feldstreifen und des verschilften Teiches.

Friedlicher Abend mit einer Flasche Cognak und Trinkspruch-Dichten im Autobus.

23. Juni / Montag

Die Nacht verlief in völliger Stille. Am Morgen hörte man Artillerie, da in 40 km Entfernung von uns gekämpft wird. Die Russen haben ein Flugzeug mit deutschen Abzeichen verwendet. Auch Pferde sind schon tot. Es wird wieder sehr schwül und heiß, aber so sehr an aller Form festgehalten wird, gewährt man uns doch jede Erleichterung, zumal nun zwei Stunden täglich kriegsmäßige Übungen abgehalten werden müssen, was mir meiner Lücken wegen sehr wichtig ist. –

Der Adjutant spricht mit mir über das „Kyrie“, voll der wärmsten Anerkennung, und sagt, daß er sich in allem, was in den Liedern ausgesagt sei, in völliger Übereinstimmung mit mir befinde. – Ist nicht dort, wo ich fromme Offiziere und Kameraden finde, zwei oder drei in „Seinem Namen“, schon der Ort, zu dem der Engel mich geleiten soll und der mir von Gott bereitet ist? Aber wird dieser Eindruck standhalten? Nachmittags umwölkt, aber keine Linderung der Schwüle. Später schwerer Regenguß. Im Sonnenuntergang, in fahlem Gold, mitten eine steile, graue Wolke.

Friedliche kleine Trinkrunde in unserem Autobus.

Neben unserer Division kämpfen zwei rumänische Divisionen, von denen die eine, nur 30 km von hier entfernt, den Russen nicht standgehalten hat.

24. Juni / Dienstag

Stille Nacht und stiller glühender Morgen. Kampfübung im Gelände: Fliegerschutz, Fliegerabwehr, Fallschirmjägerabwehr und Sturmangriff auf gelandetes Fallschirmjäger-MG. Während der Übung plötzlich Flak. Die Dorfbevölkerung scheint vom Kriegsausbruch ganz unberührt.

Einige unserer Munitionskolonnen fahren schon Munition zur kämpfenden Truppe. Lastautos mit rumänischen Verwundeten (überwiegend Kopfschüsse) kommen vorüber. Die Russen haben Spähtruppunternehmen aufgerieben, eine rumänische Brücke gesprengt. Eine rumänische Division, nahe von uns, hält nicht stand. Dafür Riga und Kowno eingenommen. Der Adjutant fährt alle unsere Kolonnen besichtigen und kommt bis auf zwölf Kilometer an die Front heran. Die Stimmung ist überall gut. Im Omnibus abends

feiern wir, nachdem wir mittags baden waren, bei bescheidenem Trinken und alten Wandervogelliedern, das Autobusverdeck offen, unter dem Sternenhimmel Johannisnacht. Bis zum Dunkelwerden hatte ich trotz der Glut und Schwüle mit großer Freude geschrieben.

Abends können wir im Autobus kein Licht brennen.

Das Dorf bleibt so gesichtslos und öde, obwohl ein paar Hügel, Felder, der kleine See da sind. Auch zur Bevölkerung kommt diesmal überhaupt kein Verhältnis zustande. – In der halbfertigen Kirche liegen Soldaten. – Ein hübscher Anblick: die großartig ohne Sattel reitenden Dorfjungen; die abendliche Heimkehr der Schaf- und Kuhherden.

Der gute Schlaf bleibt mir erhalten, als wäre die Versetzung zum Stabe wie eine Caesur gewesen.

Zum ersten Male träume ich von Soldatsein und Krieg: von der Gefangenschaft (die mich am meisten beschäftigt).

Sehr freute ich mich, als ich gestern hörte, Feldwebel Ninas habe zum Adjutanten gesagt, seit Klepper da sei, wären die Abende so hübsch, und es werde nicht mehr nur gesoffen und geschweinigt.

Auf meine Veranlassung hat man von Hauptmann Cartheusers heutigem Geburtstag bei der 5. Kolonne trotz des oft gespannten Verhältnisses in netter Weise, mit Blumen und Ständchen, Notiz genommen.

25. Juni / Mittwoch

Glut. Das kurze Mittagsbad und der Drillhanzug ohne Unterwäsche sind die einzige Wohltat. Gesundheitlicher Tribut an den Balkan: der Durchfall aller. Aber auch daran gewöhnt man sich.

Wir konnten vormittags die Flakbeschießung eines russischen Flugzeuges, das entkam, beobachten.

Die Russen locken durch weiße Fähnchen heran und schießen dann; ihre Flugzeuge haben zum Teil deutsche Abzeichen.

Deutsche Truppen sollen schon 300 Kilometer tief in Rußland sein.

Für unsere Stärkung und Erfrischung wird alles getan: Siphons, Brötchen, Sekt, Bier, Schokolade, Erdbeeren werden herbeigeschafft. Sonnenbrillen, Mückenschleier (die wir zum Glück noch nicht brauchen).

Großer Mittagregen, dann heißer Sommernachmittag.

Die im Hinblick auf den „Vater“ so schöne Kaffeestunde mit Divi-

sionspfarrer Plate, dem jungen Theologen Christian Damme von der benachbarten Werkstattkompanie, Hauptmann Jordan (der des „Vaters“ wegen „den Hut abnahm“) und Hauptmann Arndt in dessen Zelt.

Abendbesuch von und Abendspaziergang mit Vikar Lamme.

26. Juni / Donnerstag

Am Morgen die drei russischen „Heckenspringer“.

Glut. Meine Feuertaufe. Aus 30 Meter Entfernung um 11 Uhr vormittags von russischem Flugzeug mit Maschinengewehr beschossen.

Um 18 Uhr Aufbruch nach Dangeni.

Auf der Durchfahrt bietet Botosani, das ich nun zum dritten Male sehe, ein völlig verändertes Bild, es ist eine Stadt des konzentrierten Kampfaufmarsches geworden. Und ungeheuer auch die Verdichtung, als wir nun zum Abend nach dem kleinen Dorf mit seinen blühenden Sommergärten kommen: Artillerie, Infanterie, Autos, Autos, Offiziere über Offiziere. Unentwegt beraten die Offiziere, jagen die Melder; man hört Artillerie. Vor unserer Ankunft wurde nach vier Luftangriffen dieses Tages ein russischer Hauptmann abgeschossen. Material des Flugzeugs, Holz und Leinwand, sehr schlecht. – Ich muß wegen Leutemangels nach der Ankunft als Wache einspringen, nachts 12 Uhr 30 bis morgens 3 Uhr 30. Ungeheures militärisches Leben der beiden schlechten Dorfstraßen, an deren Schnitt-Eckpunkt wir liegen. Fahrkolonne, Melder, Flüchtlinge; und endlos schwerste rumänische Artillerie hinter klobigen Lkws.

Gerade in dieser Nacht, vor und nach meiner Wache, nach meiner Feuertaufe zum erstenmal auf Stroh im Freien unter herrlichem Sternenhimmel geschlafen.

Auf der heutigen Fahrt sah ich zum ersten Male in Rumänien Landhäuser mit wilden Parks, in denen, sehr malerisch, die Pferde unsrer Fahrkolonnen versteckt sind.

27. Juni / Freitag

Dangeni

Glut. Wir bauen eine Bohlenbrücke für den Omnibus, tarnen ihn hinter einem Bauernhäuschen. Dort arbeite ich dann im dichten, wilden Gärtlein auf dem Lehmsockel des mit wildem Wein bewachsenen Holzvorbaus; mein Schreibtisch ist der Feldpostbriefkasten, mein Sitz ein umgestülpter Eimer.

Zwei Häuser entfernt im Rasen: David Kowallik von meinem alten Regiment. Bei ihm zu Besuch. Er sagt mir, daß er nach dem gefährlichen Stoßtruppunternehmen – in rumänischer Uniform über den Pruth – zur Kommunion gewesen sei. Später kam auch Buhl vom IR 203, III. Bat. 9. Kp. zu mir zu Besuch, abends noch Walter Dickow und noch einmal David. Wir sind also nahe bei der kämpfenden Truppe.

Besuch von Hauptmann Cartheuser.

Der Spätnachmittag endlich in Schatten und Wind.

Ein großer deutscher Vorstoß scheint sich hier vorzubereiten. An diesem Abschnitt ist man noch nicht über der russischen Grenze. Die Grenze etwa 20 Kilometer entfernt. Die Division geht bereits nach der Grenzstadt Stefanesti voraus. Unsere Kolonnen fahren schon dauernd Munition in die Stellungen. Die grüngetarnten Wagen auf der Aufmarschstraße wirken so pfingstlich-festlich.

Der Abendbesuch der IR-Kameraden war so herzlich. Wie tief doch auch diese Beziehung: „Wenn wir an Frau und Mutter schreiben, schreiben wir auch gleich an Dich.“

Abendrunde im Bauerngärtlein zu Kerkaus Sekt.

Unter den vielen Offizieren war auch General de Angelis heute hier.

28. Juni / Sonnabend

Die Bevölkerung auch hier sehr stur und ohne Begreifen für die Situation der deutschen Soldaten in Rumänien. Nur mit Mühe und Geschenken, Geld und Bitten und Vermittlung erreichen wir, daß eine Frau mit unserer Seife für uns wäscht. „Dominike“ – des morgigen Sonntags wegen wollen sie schon heute nicht für uns arbeiten. Aber unserer Wirtin mache ich klar, daß, wenn die Russen kämen, kein „Dominike“ mehr wäre. Da wäscht sie von jetzt ab für uns auf, wir können bei ihr Eier braten, sie nimmt nicht mehr bezahlt und schenkt uns sogar Eier.

Weiter der Eindruck des letzten Aufmarsches auf der Landstraße. Der Stab der Division schon an der Grenze, in Mihalaseni. Wir müssen stündlich, täglich mit dem Aufbruch zur Front rechnen.

Wir haben uns am Zaun hinter unsrem getarnten Autobus, in dem wir nun auch schlafen, aus jungen Akazien und Zeltbahnen ein schattiges Arbeitszelt gebaut, unsere Aktenkisten als Sitze und Tische. Briefbogen-Geschenk vom Kronprinzen von Sachsen; rührender Brief von ihm; Kondolenzdanksagung vom Kronprinzen.

Vormittags Maschinengewehr-Feuerwechsel mit einem Flugzeug. In der Nähe abgeschossen. Es soll ein rumänisches sein. Ich schreibe ein drittes Probestück für das Propagandaministerium: „Die Wolke“.

Manch kleiner Weingarten in den Dörfern dieser Gegend. Panzergeschütze rollen durch das Dorf.

Das fürsorgliche Erziehungswerk an H. H. – eine neue Form der Kameradschaft zwischen dem 21- und dem 38jährigen. Und nicht die schlechteste. Aber all seiner Torheiten wegen sieht es nicht so aus, als könnte ich ihn hier halten, so viel ich auch eingerenkt habe. Wir arbeiteten, bis es dunkel wurde.

Dann, als es nun auch regnete, saßen Martin Ninas, Erich Franke, Heinz und ich bei einer Flasche Cognak im Autobus. Nicht nur keine Post, sondern auch die heute von uns abgesandte Post kam abends zurück. Die Feldpostämter sind unterwegs.

29. Juni / Sonntag

Dangeri

In der Nacht riß der Sturm unsere Tarnung um. Da gegen Morgen heftiges Schießen zu hören war, mußten wir sie wieder aufbauen. Der Sonntagmorgen dann so friedlich. Sommertag. Von der Kirche weit drunten im Grünen läuten mehrmals am Vormittag die Glocken. Seit 8 Uhr arbeiten wir wieder fleißig. Auch den Autobus habe ich, soweit möglich, wieder in Ordnung; unser kleiner Bushaushalt ist sehr kompliziert, und es muß einer mit fester und unermüdlicher Hand eingreifen.

Zu den Proben für das Propagandaministerium hat der Adjutant mich beglückwünscht.

Am Nachmittag mit Dr. Siefke, dem Veterinär, im bequemen Mercedes hinauf bis 12 Kilometer an die Grenze gefahren, zu Oberleutnant Kelz, 8/176, der mein Vorgänger im neuen Auftrag war. Er hat aber kein Material, und Vorarbeiten sind trotz der vielen Mahnungen nicht geleistet. Gestern hatte seine Kolonne Beschuß im Walde, zwei Verwundete, einige tote Pferde. In ihrem Waldlager war es wunderschön. Besonderer Laubwald voller Soldatenzelte und Pferde, die gerade zur Tränke geführt wurden. Überall im Walde Artillerie, Fahrkolonnen, Infanterie, auch einer anderen Division; auf einer Höhe Pioniere mit ihren Pontons. Wie schön zu dem durchsonnten Laubwald die jungen Weizenfelder. Wie sich der Sonntag doch immer noch abhebt.

Das mutwillige Ochslein in Garten, Hof und Haus (!) unseres

Quartiers. Den Abend haben wir noch zu zwölfen hübsch an der Feldküche und „Kantine“ beim abends eingetroffenen Bier verlebt.

Auf der Straße noch immer Aufmarsch: schwere Panzerabwehrgeschütze. Und immer wieder auch noch einmal Kavallerie. In diesem neuen Kriege scheint nun das Pferd wider Erwarten und Tendenz doch noch einmal eine große Rolle zu spielen. Auch auf der nachmittäglichen Autofahrt begegnete uns immer wieder schwer gespannte Artillerie.

30. Juni / Montag

Glut, Glut. Der Autobus gewährt als Arbeitsraum noch am meisten Schutz. Für die Feldzugsgeschichte ist neben viel Fehlanzeigen der Einheiten einiges gute Bildmaterial eingegangen, Textliches jedoch gar nicht, dies bleibt anscheinend ganz mir vorbehalten.

Fleißige, stille Arbeit.

Auch heute schweigen die Russen.

Mit allem wieder in geregelter Tageseinteilung, auf die man gerade bei unserem unsteten Leben nicht verzichten soll. Die morgendlichen Übungen fallen jetzt weg.

1. Juli / Dienstag

Nachts schwerer Regen, Gewitter, fernes Artilleriefeuer. Durchmarsch des IR. 230. In allen den Aufmarschtagen, bis auf diese Nacht, plötzlich das bei diesen schlechten Straßen so unbedingt notwendige trockene Wetter.

Gegen das Klima sorgfältige prophylaktische medikamentöse Behandlung.

Der Kommandeur, Major Eras, ist aus Berlin zurückgekehrt. Er kann meine Stilproben für das Ministerium noch sehen („Die Wolke“, „Die grüne Maske“, „Die beiden Fenster“) und den Antrag unterzeichnen, daß man mich beim Einsatz *hier* als PK-Mann arbeiten lassen soll.

Die großen deutschen Anfangserfolge in Rußland. An unserem Frontabschnitt weiter Ruhe.

Die Feldpostsperrung soll wieder aufgehoben sein.

Wir haben 720 Lei Frontzulage bekommen. Als Bestätigung schätzt man es sehr. Praktisch kann man hier nichts damit beginnen.

Der Nachtregen wirkt sich schon aus. Auf dem Wege, z. B. zu unserer Achten Kolonne, bleiben Autos, Wagen, Krads stecken und müs-

sen von Raupenschleppern herausgewunden werden. Man hofft, daß die Mittagshitze die Wege austrocknet.

Ich arbeite jetzt nebeneinander an meinem Stabsauftrag und an der Feldzugsskizzenreihe für Ihlenfelds „Eckart“.

Die Flakbeschießung russischer Flieger gesehen. Wir hören dann, drei seien abgeschossen.

Noch immer der gewaltige Heerzug die öde Straße hinauf zu der Grenze: rumänische Infanterie, deutsche Kavallerie, deutsche Panzer und Panzerjäger, Artillerie mit sechs und acht Pferden bespannt.

Man erwartet bald unseren Durchbruch und den Übergang über den Pruth.

So braun und wohl wir aussehen, sind wir doch alle sehr matt von der Schwüle und vielleicht auch von den vielen Medikamenten. Ein wenig Regen am verhüllten Tage linderte nicht.

Abends sitzen wir nach Dunkelwerden, doch ein wenig ratlos, was beginnen, auf der Lehm- und Holzbalustrade des Bauernhäuschens. Deutsche Soldaten singen, rumänische Soldaten singen. Aber kein Verhältnis zwischen den verbündeten Nationen. Den ganzen Abend, die ganze Nacht der Heereszug der beiden verbündeten Armeen, oft getarnte Wagen, zu der öden Höhe vor der Grenze hinauf.

Nachts, über der 10–15 Kilometer entfernten Front, ein Fliegerabschuß.

Das erste Päckchen von Hanni an die neue Feldpostnummer, Pfefferkuchen. Hier wird nun auch wieder zwischen allen geteilt. – Spricht aus Hannis heutigem Brief der Wunsch nach einem neuen, abgeschlosseneren Garten und einem Haus, das allein auf uns zugeschnitten ist?

2. Juli / Mittwoch

Unsere Division diese Nacht fünf Kilometer über den Grenzfluß Pruth gegangen.

Der frühe Tag ist trübe und kühl. Dann neue Glut und neuer Glanz.

Erst heute Morgen hat der ungeheure Aufmarsch einigermaßen nachgelassen. Aber noch geht er fort.

Des Leutemangels bei der jetzt sehr beschäftigten Stabskompanie wegen wieder als Wachtposten eingesprungen. Wache von 23 Uhr 40 bis 3 Uhr 20. Monduntergang, Sternenaufgang, Morgengrauen einer Sommernacht.

Die Balkanabende sind übrigens auch um diese Jahreszeit auffallend früh dunkel – es sind doch die längsten Abende jetzt!

Fahrkolonne, LKW-Kolonnen, rumänische Kavallerie, fürs deutsche Militär gedingte Panjekolonnen unter OA Fitzner, der mich mittags besuchte, ziehen nachts an mir vorüber. Die dörfliche Nacht hat kaum noch eine stille Stunde. Brigittes erster Brief aus ihrer viermonatigen Ehe, über Amerika, in Hannis Abschrift. Brigitte ist getauft und kirchlich getraut.

3. Juli / Donnerstag

Stanca

11 Uhr Aufbruch nach Stanca, ganz nahe hinter der Front. Elende Straßen. Stanca armselig, aber so sommerlich grün. Feuerlilien, Dahlien, Georginen. Üppige, wilde Bauergärten mit sehr viel Akazien. Dorf fast völlig von Bewohnern verlassen. Die hungerten Hunde und Katzen.

Wir richten uns, Kommandantur und Adjutantur, in einer leeren Schenke ein: in der Schankstube, der Küche mit dem Schlafofen, die noch mit verdorrten Akazienblüten geschmückt ist.

Auf der Fahrt sahen wir bald hinter Dangi das Grab des abgeschossenen russischen Fliegerhauptmanns. An der weißen, freundlichen Kirche von Stanca die ersten deutschen Gräber mit dem frischen Holzkreuz, Stahlhelm, Soldatenkränzen aus den verlassenen Bauergärten.

Ein Pionier wurde hier am Tage vor unserer Ankunft von Hecken schützen erschlagen, die über den Pruth gekommen sein müssen.

Gleich nach der Ankunft bauten wir einen sehr schwierig durchzuführenden Knüppeldamm für den Bus. Dreimal in der Stunde der Ankunft im vorgefundenen Laufgraben, uns vor dem heftigen Schießen auf und von russischen Fliegern zu schützen. Deutsche und rumänische Truppen in dem von seinen Einwohnern fast verlassenen Dorf.

4. Juli / Freitag

Sapta Bani

Nachts um 3 Uhr Aufbruch. Aber drei Stunden müssen wir warten, bis wir eine neue Knüppelbrücke für den Autobus gebaut haben; unsere gestrige ist gleich bei der Abfahrt eingebrochen, der Omnibus ist eingesunken. Fahrt inmitten des Aufmarschs auf gefährlichen Straßen. Um 1/28 Uhr früh in Stefanesti; schwere Bombenschäden, noch vom Brande qualmender Stadtteil, verlassene Stadt, die bald nach unserer Durchfahrt wieder von russischen Fliegern

bombardiert wird. An Stelle der verbrannten Brücke finden wir eine Pionier-Notbrücke, auf der wir den Pruth und damit die heutige russisch-rumänische Grenze überschreiten. Wir sind nun im ehemals rumänischen, jetzt russischen Gebiet. Hier überall noch rumänische Bevölkerung.

Große Bombentrichter am Wege. Gleich hinter Stefanesti acht frische deutsche Soldatengräber beieinander.

Auch unsere vorausgefahrenen Autos waren der Straßenverstopfung wegen drei Stunden stecken geblieben.

Den vorgesehenen heutigen Vormarsch haben wir auf halbem Wege hier abgebrochen. Armes Dorf in sehr reizvoller Hügellandschaft. Sofort nach Ankunft wieder Fliegerbeschießung. Das geheimnisvolle rumänische Flugzeug, aus dem nach dem Abschuß zwei Mann flohen. Sowjetflugblätter. Artillerie- und Fliegerbeschuß gegen Abend stärker.

Junge, spätreifende Felder trotz des guten schweren Bodens. Schöne Mohn- und Weingärten.

Kirschenessen im Bauerngarten, aber die vorangegangenen Truppen haben nicht viel übriggelassen.

Akaziengetarnter Autobus unter dem wunderschönen riesigen Nußbaum. Dort unser Quartier im Bus. Hin und wieder Artillerieschießen. Nach kühlem Morgen war es ein windiger Hochsommertag. Die vielen Feldblumen im Roggen.

In keinem Dorfe bis jetzt war so starke Sommerstimmung wie in diesem in seinem dichten Grün, mit seinen fast üppigen Schluchten und Hängen und Hügeln mit jungen Feldern, den gewundenen, steigenden Wegen. Ein wunderbarer Sonnenuntergang; der ganze Westhimmel rosa und zartgolden. Wachsende Artillerieschießung, während wir wieder die Stunde nützen und uns gründlich säubern. Gegen Abend kommt mit Kradfahrer sehr erregt ein Oberleutnant (von B.) nach dem Major, der unterwegs ist, und den stellvertretenden Offizieren fragen. Der Artillerie auf dem rechten Flügel unserer Division (die schon 60 Kilometer vorgedrungen sein soll und die Spitze hält), insbesondere dem IR 178 ist die Panzerabwehrmunition am Ausgehen, da die Russen in unserem Frontabschnitt auf 10-20 Kilometer Entfernung von uns einen Panzervorstoß unternommen haben. Die Situation scheint sehr ernst. Alle Kolonnen werden benachrichtigt und müssen schleunigst Munition (Panzergranaten) nach den Kampfstellungen fahren. Auch unsere Küche muß sogar mit und jeder verfügbare LKW. Es wird ein

wunderbarer Mondscheinabend; obwohl noch zunehmender Mond ist, ist es eine zart-kühle Sommernacht von letzter Klarheit und Schönheit. Als alles unterwegs ist, die große Aufregung sich gelegt hat und man neue Meldungen und Befehle abwartet – immerzu sind Offiziere angejagt gekommen –, sitzen wir noch lange, so müde wir von dem langen Tage sind, auf Kisten unter unserem Nußbaum. Noch immer Rätselraten um das unbefriedigend avisierte rumänische Flugzeug. Erst später am Abend läßt das heftige Artillerieschießen, das wir manchmal auch sehen konnten, nach. Auch die Fliegertätigkeit hört erst am Abend auf. Man fühlt sich einem Panzerangriff gegenüber ziemlich wehrlos, aber die Nervosität ist für mein Empfinden größer, als sie sein dürfte. – Bei der Schreibstube Kommandantur gehen die ganze Nacht Meldungen ein. Nachdem schon alle Notwendigkeiten unseres etwaigen nächtlichen Rückzuges erwogen waren, wird dieser nicht nötig. Die nächtlichen Meldungen ergeben, daß der Panzerangriff zunächst abgeschlagen ist und unsere Division, einem neuen zuvorkommen, am Morgen zum Angriff übergeht. Nachts um 3 wird Major Eras als Kommandeur für früh um 7 zum General in die Gefechtsstellung bestellt. – Die klare Mondnacht wird später kühl, verhüllt und windig.

Diese Nacht hat wieder Wichtigkeit und Leistungsfähigkeit des Nachschubs erwiesen; und seine Zusammengehörigkeit mit der kämpfenden Truppe. Für die Verwundeten sind nicht genug Krankenautos da; Panjewagen müssen aushelfen; Verbände nur aufs notdürftigste angelegt. Nur wer Verwundete oder Munition fährt, hat diese Nacht noch Vorfahrtsrecht.

5. Juli / Sonnabend

Am Morgen, bald nach sechs, Gewitter, Kühle und furchtbarer Regen. Das Auto des Majors bleibt schon bei der Abfahrt stecken; aber es ist an diesem Morgen drei Stunden lang nicht das einzige, das wir aus dem Schlamm heben und schieben müssen; wir behelfen uns zum Teil mit Dämmen aus Maisrohr.

Tankwagen, Verpflegungswagen – alles bleibt stecken; Autos und Krads gleiten fürchterlich. Man kann nur hoffen, daß die Russen vor den gleichen Schwierigkeiten stehen. – Viel Flieger, darunter auch, beschießend und beschossen, russische. In der Nacht, stellt sich jetzt noch heraus, ist wieder Stefanesti, unter großen Bränden, von Fliegern bombardiert worden, nachdem wir gestern heil über die

Notbrücke von Stefanesti kamen. – Zwei neue Divisionen scheinen nun ganz in unserer Nähe zu sein. In der Nacht, in der die Straßen zum Glück noch gut waren, sind noch unablässig Truppen und schwere Waffen durchgekommen; auch Rumänen. Übrigens führen die bespannten Rumänen gern die Fohlen ihrer Stuten mit. – Fitzer, OA, den ich immer wieder treffe, wie gestern auch Wolgast als Kradfahrer einer motorisierten Kolonne, hat in den letzten Tagen nur fünf Stunden geschlafen, so schwierig ist es mit den Panjekolonnen. – Die achte Kolonne (Oblt. Kelz, bei dem ich am Sonntag war) hat einen russischen Artillerie-Volltreffer bekommen: vier tote Pferde und zwei Verwundete. Heute morgen schwache Flieger- und Artillerietätigkeit. Die Wege ganz fürchterlich. Regen ist hier ein Unglück. Heinz ist als Melder seit vorgestern Abend ausgeblieben, soll aber mit kaputtem Krad bei der Werkstattkompanie liegen. –

Mit dem Tankwagen taucht unser abgegebener kleiner Hund wieder auf, frierend und dankbar und zärtlich.

Die Straßen verstopft, auch liegen Minen; die Verwundeten werden fast unverbunden fortgebracht. Gestern auf der Fahrt sahen wir die ersten Minensperren. Manchmal können wir die im Dorf ver- und festgefahrenen Autos nur mit vier Pferden herausbekommen.

Die russischen Flieger benehmen sich sehr unbefangen, da zu wenig deutsche Flieger in der Nähe sind. Munition aller Art ist beim Nachschub reichlich vorhanden, doch scheint die Front nun hier auf einmal sehr viel sehr rasch zu verbrauchen. Am Vormittag sind wir noch ohne nähere Meldungen. Wachsende Artillerietätigkeit.

Nach dem wegezerwühlenden Gewitterregen Sonne, starker Wind; und welche Sommerstimmung! Das Leben des Herzens und der Sinne geht unwandelbar weiter. Bessarabien scheint mir schön. Sonne, Wind, Wind. Im wogenden Wipfel eines Kirschaums über dem lieblichen Tal. Frühnachmittagsstille.

Kanonendonner.

Viel Akazien.

Manche Kolonnen können der Wege halber ihre Melder nur noch zu Pferde schicken.

Raschke von meiner 5/176, der ein Pferd bringt, erzählt aus dem Einsatz meiner alten Kolonne: der Munitionsmangel unserer Artillerie an der „Stalin-Linie“ sei so groß, daß die neue Munition sofort geschossen würde. – Unsere Kolonnen holen Munition, Mu-

nition. – Viele schwere Verwundungen bei der kämpfenden Truppe. Die rumänischen Verbündeten sollen durch ihre altmodischen, wenn auch tapferen Methoden ziemlich versagen; (tapferer, aber nicht mehr sinnvoller, primitiver Einzelkampf). Die Weltkriegsteilnehmer finden diesen neuen Rußlandkrieg schwerer.

Abends saßen wir unter dem großen Nußbaum und sahen dem gigantischen Wetterleuchten und Gewittergewölk aus vier Himmelsrichtungen zu.

6. Juli / Sonntag

Gleich früh ließ Major Eras mir sagen, daß er mich im Auto auf Dienstfahrt mitnehme, damit ich etwas mehr zu sehen bekäme. So fuhren wir um 8 Uhr im offenen Feldauto ab, mit Stahlhelm, Gasmaske und geladenem Gewehr. Nach Zaicani zum Divisionsstab und zum Stab des Kommandierenden Generals unseres Armeekorps.

Die Straße ein Drama. Bombeneinschläge am Rande sind das wenigste. Wegkommando an Wegkommando – rumänische Dorfbevölkerung und unsere Soldaten – an der Arbeit, unablässig; vor und hinter jedem Wagen muß ausgebessert werden. Dabei der ununterbrochene Zug der Autos. Teilweise wegen des militärischen Verkehrs und der Gefährlichkeit der Straße wird man durchgeschleust; genaue Verkehrsregelung an besonders gefährlichen und unübersichtlichen Stellen.

Der Divisionsstab – Offiziere über Offiziere – lebt nur noch in Zelten; General de Angelis – sich frisch gebend, aber offensichtlich sehr nervös – bei seinem puritanischen und primitiven Frühstück im Zelt inmitten all der Zelte im Bauerngarten.

Zurück. Am Hauptverbandsplatz. In großen Zelten wird operiert. Ein junger Chirurg operierte 28 Stunden ununterbrochen; 36 Operationen, 12 Amputationen. Ich sah, wie Schwerverwundete in Sanitätsautos verladen wurden, auch russische Offiziere. An der Bahre eines verwundeten Oberarztes.

Über die Sturzäcker werden die Verwundeten in Panjewagen gebracht.

Um 1 Uhr nachts mit Munition in eine Stellung aufgebrochen, sehe ich einen Teil meiner alten 5. Kolonne zurückkehren, spreche manche, auch Unteroffizier D. Und sehe hier auch Fölsche wieder.

Gegenüber vom Hauptverbandsplatz sind drei frische Gräber von diesem Vormittag, drei neue für ebenfalls im Lazarett Verstorbene

werden gerade an demselben Feldrand angelegt. Alles mit so viel Liebe. Der Tischler fertigt ein Grabkreuz nach dem anderen an.

Wir fahren zu mehreren unserer Kolonnen. Die ganzen Wälder auch hier voller Autos, Wagen, Pferde, Truppen, wie auch unser Munitionslager im Walde versteckt ist. Überall halbhohe Felder; Kornraden; mannshoch blühender Schierling. Riesige blühende Disteln. Sonne und Wind. Imbiß an einer Feldküche im Walde.

Kaum noch Flieger- und Artilleriebeschuß. Die Russen im Weichen, aber unsere Division, an der Spitze eines „Hufeisens“, kann noch nicht weiter, da die Flanken und Verstärkungen noch nicht folgen. Die 22. Division soll 60% Verluste haben. Die Truppen haben in schwerem Artilleriefeuer gelegen.

Bei der Heimkehr, gerade zum Mittagbrot im Autobus, wurde ich so freundlich bedient, „da ich ja immer so für alle Sorge“.

Es war seltsam gewesen, im Auto des Kommandeurs an meiner alten Kolonne vorüberzufahren.

Hochsommernachmittag. Abends wieder die Schönheit der dämmernden, tiefgrünen Bauerngärten, in dem unsrigen Feuerlilien. Wir saßen im Mondschein unter dem breiten, hohen Nußbaum.

7. Juli / Montag

Bratusani

Um 6 Uhr brechen wir auf. Es heißt, zunächst nach Zaicani, wo ich gestern mit Major Eras war. Dort erfahren wir, daß wir schon wieder ein ganzes Stück weiterrücken können, sobald die Straße frei wird. Denn noch immer – vom Gegenverkehr abgesehen – ziehen drei Reihen nebeneinander her: motorisierte und bespannte Kolonnen und Offiziersautos sowie Kradfahrer; Melder, Melder.

Über dem Warten vergehen viele Stunden; es wird Nachmittag. Wir liegen an einem Roggenfeldrain; Kornraden, Feldblumen, Sonne, Wind, weiße Wolken, blauer Himmel. Ganz nahe neben uns liegt meine alte Kolonne nach einer Nacht schweren Einsatzes. Mein Besuch bei ihr, ein schönes Wiedersehen.

Die ungeheure Bewegung der grün getarnten Wagen hat etwas Festliches. Plötzlich erinnert mich der Krieg an Theater: man weiß von den Bunkerattrappen; ich sehe die Netze mit den aufgenähten grünen Stoffblättern über LKWs.

Das Land wird weiter, öder, bleibt aber hügelig; die Straßen sind Wüsten. Es ist ein Wunder, wie sie befahren werden. Panzerjäger begegnen uns und kommen zurück. Ich glaube, alles sucht seine Be-

stimmungsorte; denn die Karten versagen. Große, auseinandergezogene Dörfer, auch die Höfe weit; aber nur wenige Dörfer, und das weite Land nicht dicht besiedelt.

Flüchtlingsfamilien auf ihren Wägelchen. Tote, gedunsene Pferde. Granaten. Ein Blindgänger explodiert hinter einem Gespann. Zerstörte Panzer. Erdtrichter von Bombeneinschlägen. In den jungen Feldern die Panzerspuren; der Nachschub fährt ja diesmal dicht hinter der Front; 20 Kilometer. Auf dem Kampfgelände der Vortage. Frische Gräber; und ich sehe die ersten Toten, einer liegt noch genau wie er sich in Deckung warf – andre sind mit der Gasplane zugedeckt. Sie werden von besonderen Kommandos identifiziert und beerdigt werden.

Man hat alles vorher im Geiste so durchlebt, daß man nun fast keine Erschütterung mehr spürt. Zerrissene Autos. Und wo Wald war – Truppen, Truppen. Der Wald hörte schon vor den Kriegsbildern auf.

Der Nachmittag umwölkte sich, der Himmel wurde sehr farbig. Hitze. Kornfelder. Abends um 9 Uhr in dem großen Dorfe Bratusani. Eier sind in all diesen Dörfern nicht mehr aufzutreiben, Kirschen und Erdbeeren auch nicht. Wir haben nun das neue Geld für Feindesland, die Reichskreditscheine. Aber wir haben keine Gelegenheit mehr, zu kaufen. Alles Zusätzliche hört auf. Auch die Kantine hat nichts mehr. Auch keine Zigaretten.

Das erste am neuen Ort immer: Tarnen und Wasserholen. Wieder ein wunderbarer Mondscheinabend, so daß wir uns trotz der Müdigkeit noch lange nicht in unseren Omnibus zurückziehen. Jede Nacht, einen Monat schon, tiefer Schlaf. Es ist also erreicht.

Von Feindeinwirkung nichts mehr zu merken. Unsere Truppen sollen den Dnjestr überschritten haben. Noch viele andere Truppen im Dorf. Quartier wird nur noch für die Offiziere gemacht. Das „Kasino“ in dem jeweils größten Bauernhause ist bei der Truppe sehr unpopulär. Mit all den Spannungen zwischen Kommandantur, Adjutantur, Stabskompanie habe ich zum Glück nicht das mindeste zu schaffen. Das Allzumenschliche geht also auch nahe der Front weiter. Aber mir begegnet nur Freundlichkeit.

Die vierte Fahrkolonne meldet, daß ihre Pferde total erschöpft sind und gegenwärtig für den Einsatz kaum in Frage kommen.

Die besonderen Freundschaftsbekundungen von Fritz Krüger. Auch er stark religiös.

8. Juli / Dienstag

Der Major und ich sind als die ersten auf. Da er sehr zeitig weg muß und niemand da ist, kann ich ihm das Frühstück machen. Dabei sagt er mir, daß er mich zum Gefreiten machen möchte und es trotz der bestehenden Schwierigkeiten versuchen will. Ich nehme an, daß er dabei weniger an die Mischehe dachte, als an den auch mir bekannten Umstand, daß nach den neuen Verfügungen man erst nach bestimmter Zeit Obersoldat werden kann, es eine bestimmte Weile bleiben muß. Denn die Auszeichnung vor dem Feinde, die die Regel durchbrechen könnte, kommt ja für mich wohl nicht in Frage.

Post. Zwei Briefe von Hanni nach der Pause. Darunter der besonders erwartete Brief vom Tage der russischen Kriegserklärung. Wir müssen den Omnibus, der die Wege trotz des virtuosen Fahrers kaum mehr bewältigen kann, am Rasttag für die Weiterfahrt von allem Ballast befreien. Dabei finde ich nun also auf dienstlichem Wege endlich einmal Helfer an meinem verzweifelten Ordnungswerk. Wir werfen Sachen weg und verbrennen sie.

Nachmittags Gewitter, Sturm und Regen und Hagel – man bangt für die Wege. Ich nehme die Arbeit wieder auf.

Selbst jetzt das unentwegte, große Interesse an dem, was ich schreibe, und die tägliche Frage nach der Möglichkeit, den „Vater“ doch noch aus Bukarest zu bekommen. Heute nahm sich der Stabsarzt die neuen Kriegsmanuskripte mit.

Wir erfahren, daß bei dem Panzerangriff der Russen 300 Panzer beteiligt waren. Zum erstenmal ist unser Frontabschnitt an der bessarabischen Front im Heeresbericht genannt. Man empfindet es wie eine Befreiung aus einer Zwitterlage, nun dabei zu sein.

Der Regen verweist uns auf die Arbeit im Omnibus. Wind. Wolkenbruch.

Meines guten Aussehens wegen nennt man mich jetzt den „Kurgast“.

Nirgends mehr ein Verhältnis zur Bevölkerung. Was soll ich mit dem Spielzeug für Ghiorgi?!

Bobby, heimlich bald von diesem, bald von jenem Wagen, auch von einer anderen Division! mitgenommen, wieder in unserer Nähe.

Der schöne Abendflug der Störche. Ein Land der Störche. In diesem Dorfe 40 Russen von Rumänen erschossen (40 Russen in Zivil).

In Stefanesti soll in den bewegtesten Stunden ein Pogrom stattgefunden haben.

9. Juli /Mittwoch

Gestern abend große Gewitter, von Ausmaßen der Blitze, wie wir Deutsche sie einfach nicht kennen. Auch Blitze, die über den ganzen Himmel zu sprühen schienen. Die Blitze blenden. – Um auch dies kennen zu lernen, begleitete ich um 22 Uhr Heinz H. in Blitzen, Sturm und Regen auf seinem Meldegang zu drei Fahrkolonnen und der Nachschubkompanie, die zum Glück nicht gar zu weit voneinander und von uns entfernt lagen. Meist getarnt im Walde am Rande des grundlosen, zerwühlten Weges. Krad war in dieser Nacht für die Melder nicht zu benützen. Unheimlich in dieser Situation der zwei Meter große junge Wachtposten am Waldlager. Man watete im Wasser, glitt im Dreck. Die Wege keine Wege mehr. Zwei Schüsse; Franktireurs? Eine shakespearesche Nacht!

Heute morgen und mittags erweist sich die Vergeblichkeit des nächtlichen Meldeganges. Sonne und Wind dieses heißen Tages genügen nicht, um die Wege auch nur einigermaßen fahrbar zu machen. Die Pferde- und KW-Kolonnen können nicht abrücken. Auch wir nicht, die wir um 10 Uhr früh aufbrechen sollten. Bloß, ehe bei der stehenden Hitze ein neues Unwetter kommt, heraus und ein Stück weiter sein! Denn wir sind von der stark vorgedrungenen Division ohne Nachricht.

Wie können Völker mit solchen Straßen Kriege führen! Die Wege werden erkundet.

Auch in diesem großen Dorf, das auch ein paar größere Häuser mit Holzfußboden und normalen Türen hat, manches Haus von Einwohnern, Hab und Gut, geräumt. Wohl sehr viele geflohen.

Klima und auch Medikamente machen uns alle sehr schlapp, vor allem in den Mittagstunden.

Aufbruch von Bratusani

Während die Mittagsglut steigt, werden die Wege erkundet, und sie scheinen befahrbar. Aber gleich im Anfang beginnen die großen Schwierigkeiten, man muß aussteigen, dörfliche Wegekommandos müssen aus dem Ort heraushelfen – und doch ist nach dem um 15 Uhr erfolgten Aufbruch nur eine ganz kurze Fahrt während des Nachmittags möglich, obwohl wir an diesem Tage bereits 40 Kilometer weiterfahren sollen, um die Division zu erreichen. Als der Spätnachmittag nun wieder das große Balkangewitter bringt und der Sturm fast das Wagendach vom Autobus reißt, ist alle Hoffnung auf Weiterfahrt vergeblich. Nicht einmal den nahen Ort kön-

nen wir erreichen: ein großes, sauberes Dorf mit heller, größerer Kirche an einem See. Auf dem zerwühlten Landweg bleiben wir – in langen Reihen von allem, was fährt – über die Nacht liegen. Einige wagen den Vorstoß bis zum Dorf, einige kampieren trotz der Nässe im Getreide; wer nur kann, bleibt, halb liegend, halb hockend, oder auf dem Gepäck ausgestreckt, im Bus. Da die Feldküche kein Wasser im Kessel mitgenommen hat und kein Kaffee gekocht ist, zum erstenmal Durst.

In der Dunkelheit, bis wir meinen, schlafen zu können, singen wir, und das Lied aus Ostrolenka, vom IR 203 „Wir lagen vor Madagaskar“ wird zum großen Erfolg des Bus-Singabends, auf dem wir die zweifelhaften Soldatenlieder durch die alten Volks- und Wandervogellieder nicht ohne positives Resultat zu verdrängen suchen. – Eine recht elende Nacht; vor und hinter uns Fahrzeuge in der gleichen Lage wie wir.

10. Juli / Donnerstag

Auf der Landstraße

Allmähliches Erwachen. Die Sonne scheint und ist über den jungen Feldern wundersam grünlich aufgegangen. Manche stehen erst spät auf. Denn was soll man beginnen? Jeder weiß – vor dem Mittag, einen heißen Tag vorausgesetzt, können die Wege unmöglich befahren werden. Und nun beginnt der große, wirklich sehr anstrengende Kampf um eine Tonne Wasser. Eine leere Tonne, ein Wagengestell, ein Pferd, ein junger Bauer müssen erst auf dem beschwerlichen Wege herangeholt werden. Dann geht es an das mühsame Wasserschöpfen; erst der dritte Brunnen hat Wasser. –

Aber Welch ein Blühen auf den Hängen zwischen den Feldern, den Bohnenanlagen, den Sonnenblumenfeldern, die ebenfalls noch weit zurück sind. Die Feld- und Wiesenblumen in der heißen Morgensonne duften betäubend und doch so seltsam stärkend zugleich. Das Pferd kann es nicht schaffen – selbst sein Fohlchen wird mit in den Dreck gerissen; das Pferd bleibt stehen, die Tonne können wir kaum halten, die Deichsel bricht. Ich muß nun schnell die anderen Männer heranziehen. Und in Schichten wechselnd, schaffen wir es dann, das Wasser so heranzubringen, daß wir um 12 Uhr Kaffee haben.

Der entsetzliche Verwesungsgeruch toter Pferde. Aber sonst gestern und heute auf unserem kurzen Stück Weges nur sehr wenig Spuren des Krieges, von einigen zerschossenen Panzern abgesehen. – Der glühende Mittag kündigt das neue Gewitter an. Und nachdem wir

ein wenig gefahren sind, ist der neue Regen da – unheimlich blaugrauer Himmel über giftgrün wirkenden Feldern –, und wieder bleiben wir lange, lange in unabsehbaren Reihen liegen. Nur die Panjekolonnen der Rumänen mit ihren elenden Pferdchen kommen noch fort.

Von unserer kurzen Fahrt über Mittag ist noch zu berichten, daß wir gleich im Anfang der großen Steigung wegen (wieder Soldaten und Bauern an der laufenden, unablässigen Wegearbeit) ausstiegen, der Autobus uns dann wegfuhr und Walter Greiner, ich und der neue Deutsch-Russe vom IR 203 nachlaufen und mit den verschiedensten Gefährten mitfahren mußten; wo eine Stockung war, liefen wir zu neuem Gefährt weiter und hörten dann, daß es vielen anderen auch so ergangen sei. So saßen wir bald auf einer Feldküche, bald auf einem offenen Wagen der Panzerjäger, auf einem Personen-LKW der Nachschubkompanie und in einem Sanitätsauto, wo wir Rum und Zigaretten vorgesetzt bekamen, beides nun eine Rarität.

Als schön hatte sich an diesem Tage abgehoben, wie wir zwischen Wasserholen und Abfahrt im wenn auch modrigen Teich am hügeligen Dorf nackt schwimmen konnten. Feld, Ähren, die den bloßen Körper seltsam wohltuend berühren. Duft der wilden Blumen. Sommerwolken. Mittagsglanz, herbe Kirschen am Wege.

Nach dem Gewitterregen kühler, windiger, grau. Zu vierzehn spielen sie in zwei Gruppen Karten, schreiben auf den Knien, lesen vor Verzweiflung oder aus Neigung Schundromane. Und ich schrieb schnell für unser abendliches Singen zur plötzlich so beliebt gewordenen Madagaskar-Melodie einen neuen aktuellen Text für unsere Rußlandfahrt.

Wir sind noch im bessarabischen, den Rumänen weggenommenen, sehr fruchtbaren Gebiet. Hier sieht man auch einmal einen Pflug oder eine Egge. Um einhalb acht Uhr abends besteht nach dem endlosen Warten eine Hoffnung auf Weiterfahrt nicht mehr.

Vor uns, hinter uns der Zug der Autos, die nicht weiter können. Die Straßen vorn sollen von Artillerie verstopft sein.

Mittagbrot hatte es um einhalb fünf Uhr gegeben. Es ist viel, daß alles immer noch so klappt. Auch sind wir reichlich mit Verpflegung versehen, und das ist jetzt schon wichtig. Man beginnt schon zu rationieren, wenn es auch vorerst sehr gut langt, auch für die neu Mitgenommenen. Aber das Verpflegungsauto, das auch die Post mitbringen soll, ist ausgeblieben und mag irgendwo genauso feststecken wie wir hier.

Ich muß, nun ich wieder auf großem historischem Boden bin, viel an Karl XII. bei Poltawa und in Bessarabien denken. Abends schlafen wir nun zu vierzehn im Bus.

Manche schlafen im freien Felde. Auch nach dem großen Spätnachmittagsregen. Der rote Sonnenuntergang am grauen Himmel über Feldern in allen Tönungen von Grün verhieß nichts Gutes.

Ich bewundere die Weisheit des Heeres, das – wie die beiden nun bei uns befindlichen Kameraden vom IR 203 – die Deutsch-Russen und Halbrussen herauszieht, sie an der Front nicht besonderer Gefährdung auszusetzen, wenn sie in die Hände der Russen fallen. Nach Möglichkeit verwenden wir sie als Dolmetscher.

Von den Offizieren, die in den PKWs weiter vorangekommen sind, sind wir abgetrennt. Unser Verpflegungswagen ist 30 Kilometer hinter uns steckengeblieben. Raupenschlepper, die noch vorwärts kommen, sagen es uns.

Immer wieder kämpfen sich auch noch Gespanne an uns vorüber in furchtbarer Mühsal der Menschen und Tiere.

Nachts klopft ein Reiter an den Bus, der mit seinem Pferde nicht mehr weiter kann. Aber wir haben keinen Platz mehr. Hoffentlich kommt er in einem der anderen Fahrzeuge unter, denn auch diese sind ja jetzt schon voll belegt.

Und die nächsten Dörfer sind so fern.

11. Juli / Freitag

Ich schlafe zwar seit Pascani gut, aber zu kurz. Heute zum erstenmal, mit kurzem Nachschlaf, das Gefühl, ausgeschlafen zu sein.

Man erwacht von dem Lärm rumänischer Pferdefahrzeuge, die sich noch immer vorwärts kämpfen. Und immer noch die Fohlen bei den Stuten. Zum erstenmal finden die rumänischen Bundesgenossen unsere Bewunderung. Und ihre elenden Pferde. Wie mühsam die Fohlen mitstapfen. Vier Pferde sind nebeneinander gespannt. Die Wagen haben Planen aus Weidengeflecht. Was wir als wilde Panjekolonnen ansahen, ist der geordnete rumänische Nachschub.

In Deutschland hätte ich nie eine solche Möglichkeit gehabt, mir aus eigener Anschauung das Dorf und die Straßen des Mittelalters für „Das ewige Haus“ zu vergegenwärtigen. Hier kann ich es.

Um sechs Uhr kommen auch die noch in den Bus, die auf dem Feld geschlafen hatten. Neuer Regen –! Wer erwacht, begreift, was es heißt, und schläft nach Möglichkeit in seiner elenden Stellung weiter.

Waschen in ein wenig Regenwasser, das im Kochgeschirr aufgefangen ist. Rasieren fällt aus oder wird dann mit Kaffee nachgeholt. Aber das Geschirr von gestern wird abgewaschen.

Mühevoll Ordnen im Bus, damit wir Platz gewinnen. Brote und Konservenwurst und -fleisch werden im Bus zentralisiert und eingeteilt. Drei machen für alle Brote zurecht, nach 10 Uhr, damit es länger vorhält. Auch, weil es nun Kaffee gibt vom Rest des gestern geholten Wassers.

Jeder bekommt eineinhalb Schnitten, denn namentlich das Brot wird knapp.

Auch Artillerie und Luftwaffe liegen neben uns.

Vor uns, hinter uns die lange, stockende Wagenreihe, die, wenn sie anfährt, einen so großartigen Eindruck zu machen pflegt.

Am späteren Vormittag kommen nur noch gelegentlich Raupenschlepper an uns vorüber.

Keinerlei Bedrohung durch den Feind, was unsere schwierige Situation so erträglich macht. Auch durch Luftwaffe keine Bedrohung mehr. Sie wäre hier verhängnisvoll. Es scheint doch also auch in unserem Abschnitt radikal vor uns her gesiegt zu werden.

Der Kommandeur der 22. Division, die bei unserem Armeekorps unglücklich kämpfte, soll sich das Leben genommen haben. Wir leben nur von Gerüchten. Und diese sind spärlich, widersprechend und ungewiß.

Zu 18, mit allen Eimern und Kannen, holen wir durch grundlose, steigende Felder und den Landweg hinauf am nicht gar so fernen Brunnen, und doch so mühevoll, Wasser für die Feldküche. Aber das Wasser ist sehr schmutzig. Was hilft es. Es bedeutet Mittagbrot und Kaffee. Wir stampfen auf Kothurnen von Dreck, sobald wir den Wagen verlassen. Manche andere Gruppe an der Straße hat Hühner, Gänse, ja einen Hammel abgefangen und ist beim Schlachten. Dies ist eine problematische Sache. Denn wir sind zwar in Feindesland, aber in jenem Gebiet, das Rumänien zurückerhalten soll, und unter bei weitem überwiegend rumänischer Bevölkerung.

Die Felder geben nichts her als halbreifes Getreide für die Pferde. Die vielen Bohnen blühen erst. Keine Bäume in der Nähe. Wie mögen sie hier nur alles bebauen! Denn bebaut ist alles, wenn auch nicht richtig ausgewertet. Leben sie in dieser Weite für ganze Arbeitswochen der Feldarbeit in ihren Wägelchen auf dem Felde? Die Wagen haben Eisenverzierungen, deren Sinn man begreift.

Ohne sie würden hier die Wagen oft wohl auseinanderfallen. Die Eisenornamente haben die bunte Wagenbemalung abgelöst. –

Der Morgen grau. Kein Regen mehr. Der Wind zu weich, um auszutrocknen. Mittags frischerer Wind, aber die hervorbrechende Sonne sticht schon wieder! Weiches, weißes Seidengewölk über dem blauen Himmel.

Die wenigen Fahrzeuge, die man noch sieht, sind mit Tonnen, Kannen, Eimern auf der Fahrt nach Wasser. Ihre Räder sind wie Scheiben von Dreck.

Drei Gruppen im Bus – zwei spielen Karten, die mittlere liest mit Eifer die Bücher und Treatments, die ich bisher vergeblich mitgeschleppt habe, da ich sie zum Unterricht nicht mehr brauche –. Nun ist alles Lesbare hochbegehrt. Ich schreibe meinen Bericht, was alle merkwürdigerweise immer sehr gern sehen.

Um $\frac{1}{2}$ Uhr haben wir gutes Mittagbrot, Dörrgemüse als Suppe. Brot und Kartoffeln dazu sind nicht möglich. Aber auch nicht nötig. Jeder erhält eine Tafel Schokolade.

Bei ein paar Außenseitern, wie Hans H., Gereiztheit und Mißstimmung. Aber wir werden ihrer Herr.

Die Löhnung wird ausgezahlt. Und wieder, zum zweitenmal, 100% Frontzulage.

Der Mittag wird herrlich und heiß. In einem freien Stück Felde, das wir uns in den Ähren freigeschnitten haben und in dem uns die Halme ganz verbergen, können wir uns nackt sonnen. Inzwischen trocknen die Wege nun doch so weit, daß einige Fahrzeuge die Abfahrt wagen, freilich sind darunter auch leere Wagen, die nicht weniger als vier Pferde haben. Auch die Autos fangen wieder an! Wir schälen die dicken Lehmschichten von den Autobusrädern und legen ihnen wie im Winter Schneeketten an! So wagen wir um vier Uhr nachmittags die Abfahrt. Aber da gleich eine Steigung kommt und ein noch sehr feuchter Waldboden, in dem wieder alles steckenzubleiben droht, laufen wir, wie einst im Paß zur Schonung der Pferde, und helfen die Autos schieben.

Der kleine Eichenwald, in dem Rumänen liegen, wunderschön durchsonnt. Unser Busfahrer vollbringt wahre Wunder. Immer wieder kommen wir an rumänischer Infanterie vorbei. Spuren des Krieges sind hier sonst nicht zu sehen.

Eine Senke droht noch einmal zur großen Klippe zu werden, und die ersten Autos, die sie im Caracho – zudem über einen elenden Brückensteg – geschafft haben, fahren nicht ab, bis alle nachgekom-

men und die Männer wieder beisammen sind. Fünf Kilometer Fahrt in all dem klebrigen Lehm, auf dem die Wagen sich manchmal um sich selbst drehen, sind nun schon zur großen Tagesleistung geworden. Fahren wir, so wird gleich gesungen.

Das neue Lied eingeübt. Wir gelangen zum Abend endlich, nachdem wir noch im Bus gesessen haben – denn man weiß ja nie, wie es kommt, und in der großen Enge muß man die Dunkelheit vermeiden –, in das Dorf Dondosani, das unser vorgestriges Ziel sein sollte und wo wir, neben Rumänen und unseren anderen Truppen, wieder auf unsere Offiziere und Melder stoßen. Vor dem Dorf muß noch einmal ein riesiges Dreckloch als Hindernis genommen werden; ein Auto liegt im Graben festgefahren. Es ist für diesen Tag geschafft.

Brunnen sind im Dorf, das sich über schöne, grüne Höhen verteilt; sind auch die Höfe wild, die Wege verwahrlost, haben die Häuser – oft mit reizvollen Holzdächern – doch ein wenig mehr Behäbigkeit und Sauberkeit. Die Kirschen sind alle schon von den vorangegangenen Truppen abgeerntet. Die Offiziere haben unterdes, ohne Verpflegung, von Milch und Hühnern und Eiern gelebt. Aber unser Verpflegungsauto wird ja nun auch allmählich nachkommen. Von unseren Resten geben wir immer noch ab, denn Melder und so weiter haben gar nichts mehr, die neu zu uns gestoßenen Kameraden haben schon seit fünf Tagen nichts.

Ich glaube, daß in diesen besseren Dorfhäusern wohl inzwischen nun umgesiedelte Bessarabiendeutsche gelebt haben. Wir fahren auf einen Hof über eine Talsenke; dort ist auch eine Stube frei, wo Ninas, Wagner, ich, die beiden Deutsch-Russen (die ganz deutsch empfinden), Franke, Hirschberg, Greiner, Kerkau, schlafen können, wenn auch auf der Erde.

Wunderbarer großer Mondaufgang – diesmal erinnert das Bild aber, namentlich durch die großen charaktervollen Bäume, an einen alten Niederländer.

Wir werden nun trotz unserer Verzögerung doch etwas hier liegen bleiben, denn die Division hat den Dnjestr noch nicht überschritten. Sonst hören wir freilich gerüchtweise nur von ungeheuren Ziffern vernichteter russischer Panzer, Flugzeuge und von gewaltigen Gefangenziffern. Auch sollen unsere Panzer schon in Moskau sein. Aber Konkretes wissen wir noch nicht.

H. H., der von mir Beheim-Schwarzbadhs „Paulus“ las, sagt mir, daß er auch Losung und Gesangbuch mithat. Freilich gehört gerade

er zu den großen Egoisten und Außenseitern, die sich an der gemeinsamen Arbeit für uns alle in unserer schwierigen Situation überhaupt nicht beteiligen. Dieses Werk, das so notwendig ist, ein wenig Ordnung und Sauberkeit zu behaupten und mit all den äußeren Schwierigkeiten fertig zu werden, lastet überhaupt nur auf ganz wenigen, die nun natürlich in allem besonders gut zusammenhalten.

12. Juli / Sonnabend

Dondosani (Donduseni)

Wir bleiben also an diesem gestern abend erreichten Ort. Hier liegt auch noch ein Teil der Abteilung I b der Division.

Der Anschluß ist also erreicht. Ein Wagen bringt auch heute Post mit, aber für uns ist keine dabei. Wir tarnen unseren Bus wieder mit Akazien; wir können den Bus wieder einmal ausräumen, Wäsche wechseln, uns gründlich waschen, Stiefel putzen, im Gärtlein nähen. Die Leute auf dem Hof, wo wir liegen, sind freundlich und fleißig. Die Frau wäscht für uns, die drei kleinen Mädchen waschen unseren mitgebrachten riesigen Berg gebrauchten Geschirrs ab. Und diese drei werden nun die sehr beglückten und begeisterten Besitzerinnen des für Ghiorgi bestimmten Spielzeugs.

Es ist ein wunderbarer Hochsommertag. In einem dichten, grünen, schönen und wilden Gartenwinkel des Hofes richten wir uns wieder mit Schemeln, Tischen, Kisten unseren Arbeitsplatz der Adjutantur ein, ganz im Grünen, in Sonne, weichem Wind. Die Hitze des Tages hat einem nur wenig an, da wir nur Turnhosen und Turnschuhe tragen. Das ist eine große Erleichterung und schafft ein wenig Ferienstimmung, obwohl wir gleich wieder an die Arbeit gehen. – Mit allem wieder auf dem laufenden.

Der Stabsarzt sagt mir, daß ihm, Hauptmann Alpes und Hauptmann Dannenberg in schlafloser Nacht dieser Vormarschtage meine Manuskripte über Stunden hinweggeholfen haben.

Die törichteren Rumänen schießen immerzu. Bei ihnen ist alles kindlich und altmodisch.

Die vielen Bienen in den großen, wilden Blumen. Eine alte kleine Holzkirche, die an Schlesien erinnert. Die Gedanken sind jetzt überhaupt viel auf Reisen. Wäre ich zu Hause, möchte ich aber auch in diesem Jahre nicht reisen, und es ist mir ein wenig fremd, daß die Geschwister und ihre Freunde in diesem schweren Sommer zu zwölfen verreist sind; fremd, obwohl man Verständnis hat und als Frontsoldat gegen die Heimat nicht ungerecht werden will.

Unsere Zigaretten sind nun alle; mein kleiner Vorrat fiel der Allgemeinheit zum Opfer. Aber später gibt es je Mann zehn neue.

In Gedanken mache ich mir doch viel Sorge, ob der neue Krieg etwa Hannis und Renis Situation verändert hat.

Der Adjutant sagte mir, daß auch die Offiziere untereinander in diesen Tagen die Föhlung miteinander verloren hatten, daß man auch von den einzelnen Einheiten nicht wußte, wo sie wohl steckten. Der Adjutant gibt mir einen kleinen typischen Zettel von Hauptmann D.:

„den 10. 7. 1941 20 Uhr 30

An Herrn Hauptmann Alpes. Stab Div. Nsch. Fhr. kommt nicht nach Dondosani Gara, sondern nach Dondosani. Fahrzeuge mußten versuchen über Principele Mihai nach Dondosani zu kommen. Hat die kleine KW-Kolonne 1/176 den Wald inzwischen erreicht und abgeladen?

Haben Sie etwas von der 7/176 gesehen? Nachsch.Kp. und 7/176 kommen nach Dondosani Gara.

Anbei Befehle der Division und Wegekarten.

Wir leben von den Früchten des Feldes und sonstigem Genießbaren. Es fehlt an Fett, Zucker, Kaffee oder Tee.

Kam. Grüße gez. Dannenberg.“

Allgemein hat man wegen des Getränkemangels das verbotene Wasser trinken müssen, auch wir.

Daß der Stab wieder zusammenfand, war überhaupt nur möglich dadurch, daß uns die uns begegnenden Rumänen alle verfügbaren Pferde zur Verfügung stellten, auch die Reitpferde für Melder.

(Übrigens unterscheiden sich die Nationaleigentümlichkeiten beim Reiten sehr, man erkennt sofort, ob ein Deutscher oder ein Rumäne reitet.)

Hilfe durch Panzerkolonnen. Die Artillerie fährt zum Teil zwölfspännig. Das Pferd wieder hoch im Kurs. Auch stellten die Rumänen ein ganzes Infanterieregiment als Wegekommmando zur Verfügung.

Die Vormarschleistung des Weltkrieges ist nun schon überboten.

Zur Front kann ich jetzt nicht mitfahren, da, bis der Dnjestr überschritten ist, die Kampfhandlungen stocken. Dann will mich der Kommandeur aber mit zur Front nehmen.

Der Nachschub hat diesmal durchaus seine Opfer. So ist unsere 9. Kolonne mitten im Wolkenbruch von neun russischen Bombern angegriffen worden, hat zwei verwundete Männer und neun tote Pferde. – Auch meine 5. Kolonne war 1½ Tage ohne Verpflegungs-

ergänzung, und der Hauptmann mußte als „Beifahrer“ mitfahren, Reitpferd und Auto halfen nicht mehr.

In stillen Stunden wie heute erholt man sich verhältnismäßig rasch. Es wurde viel von all dem unvorstellbar Schweren fotografiert; aber auch der Adjutant meint: die entscheidende Darstellung kann immer nur in der Aussage, im Wort liegen. Was ich als Augenzeuge in den Tagen der gegenseitigen Abgeschnittenheit nicht miterlebte, erzählt er mir sogleich, wie eben den Bombenangriff auf die 9. Kolonne.

Dondosani zerfällt in Dondosani und Dondosani Gara – wir sind also zum erstenmal wieder, seit Pascani, an einer Eisenbahnstrecke.

Wunderbar blauer Himmel, reines Grün der Blätter, nur am Himmelssaum weiße Wolken.

Wundersam besonnener Abend, zarte Abendklarheit. In gelblich verglänzendem Himmel ein strahlend großer, so rein goldener Stern.

Bis zum Dunkelwerden haben wir intensiv gearbeitet. Dann machten Ninas, Wagner und ich einen Abendspaziergang durchs Dorf. Eine Bodega fanden wir auch hier nicht.

In einem russischen Magazin am Bahnhof haben die Landser wider Erwarten als erstes (minderwertige) Kosmetik entdeckt.

Schon im Schlafe, tief in der Nacht, erfahren wir, daß Postsäcke angekommen sind.

Seit dem Abend auch für uns Panjepferdchen mit ihren Fohlen auf unserem Hof.

Ninas, Greiner und ich haben die leere Stube für uns.

13. Juli / Sonntag

Nach bewölkter Kühle der ersten Morgenfrühe wieder ein Sonntag voller Glanz und Glut.

Helles, glockenspielmäßiges Geläut der Holzkirche auf dem Hügel über dem Dorf. Nur wenig Kirchgänger. Aber danach vor der Kirche ein großer Feldgottesdienst der rumänischen Soldaten.

Ein so treuer Brief beim Ausbruch des russischen Krieges von P. Lilge. Und zwei Briefe von Hanni, vom 30. 6. und 1. 7., so daß nur noch die Briefe aus dem Zeitraum vom 23. bis 29. 6. fehlen. Hannis Briefe immer tiefer und inniger, aber nun in der Bangigkeit nach Brigitte, der Sorge um mich und der Hoffnungslosigkeit gegenüber der Zukunft auch immer melancholischer und einsamer. Die furchtbare Nachricht von Martin Braschs Tode.

Die neue „Kyrie“-Auflage soll schon fast vergriffen sein! Ihlenfeld hatte Papier für 10 000 Exemplare beantragt, aber nur die Hälfte bewilligt bekommen.

Nur Mittagsgewölk – sonst glanzvollster Julisonntag.

Ich arbeite den ganzen Tag und bin nun in allem à jour. Ich zog mich dafür an den Tisch im leeren Omnibus zurück. Immer der Kampf um den Platz, mein Hauptproblem.

Das Herz erfüllt vom Sonntag und Zuhause. Die Phantasie läßt einen alles besitzen.

Nachmittags über meine alte Kolonne Brief von Margot. Jost im Jagdgeschwader Mölders auch als Flieger in Rußland. Nach so viel Jahren zum erstenmal wieder Zeilen und Photos von ihm.

Ich lerne nun Russisch.

Nach aller Arbeit in der Abendsonne auf der Gartenbank – hierzu-lande eine Seltenheit – gegessen und genäht, um nun aber auch wirklich alles in Ordnung zu haben. Ein liebebedürftiger Eisbär von Hund und ein Fohlen neben mir.

Aber am Abend, in der Reaktion auf Klima und die eintönige schwere Konservenernährung, ging es mir wieder einmal sehr elend. Ich machte mir bis zur völligen Dunkelheit ein „Krankenlager“ auf dem Gartenhag über der grünen Senke, gegenüber dem auf der anderen Seite wieder ansteigenden Dorf. Über der Holzkirche eine fast vollendete größere Steinkirche, deren Bau wohl unter dem russischen Regime unterbrochen wurde.

Erfolgsnachrichten von der Front.

14. Juli / Montag

Noch matt, aber wiederhergestellt. Sehr heißer Tag. Diesmal finde ich meinen Arbeitsplatz auf Bank und Kiste in unserer erträglich kühlen, ausgeräumten Bauernstube. Am Morgen, als wir im Garten frühstücken, wie an einem Ferienmorgen Zeitungen und Briefe; zwei Briefe von Hanni, deren einer, 10 Tage wie jetzt meist zurückliegend, schließt: „Sei eingehüllt in meine ganze Liebe.“ Ja, eingehüllt in Hannis und in Gottes Liebe – das ist es, was mich in jeder Lage so froh und ruhig macht.

Für Major Eras habe ich nun doch noch ein „In tormentis“ bekommen. Am Nachmittag ein dritter Brief von Hanni. Man kann gar nicht dankbar genug sein. Denn ich komme aus Tagen schwerster Sorge um meine beiden, namentlich um Renerele.

In der Abendsonne mahlen draußen im Hof die gedingten Panjes Mais.

Diese Kinder hier sind die ersten, bei denen ich auf dem Balkan ein wenig Spielzeug finde.

Trotz der Glut ein Tag intensivster Arbeit. Abendzartheit, weicher Wind. Beim jähen Abendregen schlugen sie ihren Abendbrottisch bei meinem Arbeitsplatz auf.

Auch gestern war es so behaglich gewesen, als sie, während ich mir mein „Krankenlager“ auf dem Fußboden bereitete, nebenan bis Mitternacht Skat spielten.

Diese Nacht, wegen Leutemangels, wieder Wache, mit der man mich auch hier nach Möglichkeit verschont. Mit Hans H., von 2 bis 5 Uhr 30. Wunderbare, friedevolle Sommernacht im Glanz des klaren, abnehmenden Mondes, reine Sterne. Sehr frühe, mit Lichtstreif im Osten, Verblassen der Sterne, jedoch nicht des Mondes, und Hahnenruf, wurde es Tag. Der Hund, der Eisbär von unserem Hof, machte die ganze Wache wedelnd mit: gar kein scheuer, böser Balkanhund.

Um 4 Uhr saßen die „Panjes“ schon wieder beim Maismahlen und die Frauen vor ihren Lehmöfen im Hof da und dort.

Welches Wunder hat die Güte der Landser bei den Hunden bewirkt!

15. Juli / Dienstag

Sehr schöner Sonnenaufgang.

Die stillen Nächte, die friedlichen Morgen – doch noch einmal Stille vor dem Sturm? Könnte es denn schon der endgültige Sieg sein? Es ist gar nicht zu fassen, daß die rumänische Bevölkerung Bessarabiens nicht begeistert ist von der zum mindesten vorläufigen Rückeroberung durch uns. Doch ist sie etwas freundlicher und gefälliger als in den letzten Orten. Der Landser zahlt, gibt Seife, schenkt Brot, Konserven.

Die Fenster haben hier nicht mehr den im übrigen Rumänien üblichen breit ummalten Rand, sondern zu den häufigen, reizvollen Holzschindeldächern Zierschnitzerei um die Fensterrahmen.

Der kommunistische Bürgermeister des Ortes war übrigens vor den deutschen Truppen geflohen.

Es wird wieder sehr heiß. Allmählich beginnen uns die Fliegen sehr zu quälen.

Einer nach dem anderen verträgt die Ernährung so schwer. Aber

heute wurden Hühner aufgekauft. Und in dem russischen Magazin fanden wir Eier über Eier. Große abendliche Soldatenkocherei und -braterei.

Tag für Tag lebt man nur noch in der Badehose – eine große Erleichterung der Arbeit. Der Spätnachmittag umwölkt. Ich habe gearbeitet, daß ich die Tageszeit vergessen habe. Ein wunderbares Gefühl, als Soldat wieder einmal, auf eine nicht unangenehme Weise, geistig überarbeitet zu sein.

80 Stukas sollen zu neuem Vorstoß unserer Divisionen hier eingetroffen sein. Schon nach der gefährlichen Panzerschlacht war das Eintreffen der Stukas, die wir über uns hinfliegen sahen, so beruhigend.

Immer wieder die interessvollen, kurzen Besuche von Stabsarzt, Oberzahlmeister, Zahlmeister. Und immer wieder die freundliche Anteilnahme des Adjutanten.

Abends feierten wir mit den vielen Eiern aus dem vorgefundenen russischen Magazin – dergleichen ist für uns ja so selten – ein wahres Eierkuchen-Bacchanal, was übrigens ein sehr schönes Bild ergab. Denn die Sommer-Lehmöfen stehen hier im Freien, unserer unter einer riesigen Linde, die von den offenen Flammen so beleuchtet war, daß man es wirklich nur als phantastisch bezeichnen kann. Dazu die Akte der Soldaten in Badehosen, Heinz, die Eierkuchen mit der Pfanne hoch in die Luft werfend. Daß etwas so Prosaisches ein derart schönes Bild ergeben kann!

H. kommt nun weg. All der kleinen Torheiten und Nachlässigkeiten wegen, war er trotz des schönen menschlichen und soldatischen Materials in ihm nicht mehr zu halten und kommt, ein so doller Auto- und Kradfahrer, zur 9. Pferdekolonne. Rührend sein Abschiedswunsch, gestern und heute noch einmal bei Martin Ninas und mir, die wir jetzt allein hausen, schlafen zu dürfen. Und wie der Hüne nachts die Hand nahm. Die Beziehung erinnert so an das Verhältnis zu Hannes.

16. Juli / Mittwoch

Nachts sanfter, leichter Regen. Tiefer Schlaf nach der gestrigen völlig schlaflosen Nacht. Der heutige Tag ist umwölchter. Schwül. Nachmittags Regenschauer. Stechende Sonne.

Nachdem alle Arbeit planmäßig im Zuge ist, haben nun die Tage der Rast hier auch dazu genügt, alles zu reinigen, zu waschen, zu nähen; eine große Wohltat. Die Rumänen schütteln den Kopf über

das viele Waschen der deutschen Soldaten. Erstaunlich unser soldatischer Verbrauch an Hautcrème.

In diesem Haus hier finden wir die erste Balalaika.

Man staunt darüber, was ein Schriftsteller „ohne Mittagspause, ohne Vesper“ arbeitet.

Was macht die Tierliebe der deutschen Soldaten aus den wilden Balkanhunden. Unser Eisbär hier.

Nachts erzählt mir H. sein ganzes Leben. Ein Chaos, und ein Kind. Er weiß noch seinen Konfirmationsspruch: „So Euch der Herr frei macht, seid Ihr recht frei.“ Den soll ich ihm später erklären. Denn morgen früh kommt er nun bestimmt weg und wird mir sehr fehlen. Bei meiner Arbeit saß er immer, wenn er nicht auf seinen schweren Meldefahrten war, still bei mir und wußte auch, daß er mich beim Schreiben nicht anreden darf. Ich hatte ihn schon so schön wieder zusammenbekommen. Nachts kein Auge zugetan, da sehr heftiger Ischiasanfall.

Nachmittags seit langem wieder einmal Flieger. Abwehr. Schießen.

17. Juli / Donnerstag

Glühender Morgen. Um 1/2 8 fragte mich Major Eras, der sehr erfreut schien, daß ich nun doch noch ein Exemplar von „In tormentis“ für ihn aufreiben konnte, ob ich gleich mit ihm zur Front fahren wolle. Wir fuhren zunächst 18 Kilometer schlechtesten Weges an Hügelfeldern und Wäldern vorbei nach Mosana. Überall wieder bäuerliche Wegekommmandos. Umfahrten übers Feld. Manchmal sprang der Wagen; manchmal lag er ganz schief.

Mosana ist ein hübscheres Dorf mit höher gelegener heller Kirche auf Kirchplatz und Dorfplatz, mit einem ummauerten Friedhof, der allein dort etwas Schatten gab. Dort das frische Grab eines 28jährigen Gefreiten. Zehn frische Russengräber an der Ecke auf dem anderen, noch ungleich schöneren Friedhof, Akazien am Rande, sonst verwitterte, einfachste Holzkreuze, Gras und zweieinhalb Meter hohe, wild wachsende, über und über blühende Malven. –

Major Eras fuhr jetzt mit Major Breithaupt vom Generalstab in dessen Horch weiter, so daß ich den Kübelwagen für mich allein bekam. Wir fuhren 12 Kilometer zu einem Wäldchen, in dem der Hauptgefechtsstand des Generals war. Auf dem Wege trafen wir den Waffenoffizier Leutnant Brandt, der schon um zwei, als der neue Vorstoß unserer Division begann, zur Front fuhr, bei

großem Artilleriefeuer und Bombeneinsatz, die ich nachts auch bis nach unserem Dondosani gehört hatte; aber des heftigen Maschinengewehrfeuers wegen konnte er nicht weiter. Wir sahen unterwegs das Munitionslager, den Hauptverbandplatz, die Tankstelle. Ich sah meine alte 5/176 beim Munitionsladen. Und überall, bis zur Front, unsere Munition fahrenden Kolonnen. Alles, alles ist wieder eingesetzt, denn man erwartet für diese Nacht einen Gegenvorstoß der Russen. Eindruck machte auf mich in dem hochorganisierten Netz der Wegtafeln aller Art das erste gelbe Schild „Abmarschweg zur Front“. Nachdem wir in der letzten Zeit in Lehm und Dreck mit unseren Autos dahingekrochen waren, jagten wir nun mit den anderen Autos auf der Straße wieder in einer graubraunen Staubwolke dahin, die nun auch mich mit einer dunklen Maske bedeckte. Wir sahen Divisionspfarrer Plate bei der Bestattung zweier Pionieroffiziere und mehrerer Soldaten. Die Gräber waren auch mit dem vielen Mohn des Landes geschmückt. Auch trafen wir auf eine große Tanksperre der Russen – tiefer Schacht, aufgeworfene Wälle, Aufhaltsäulen im Schachte.

An dieser Stelle kurz vorher Bombenabwürfe vier russischer Bomber.

Dörfer und Straßen voller rumänischer Infanterie. Auch die rumänische Artillerie schießt heftig. Aber die Rumänen, trotz des nominellen Oberbefehls von General Antonescu über uns und sie, sind so eingesetzt, daß sie möglichst keinen Schaden anrichten können. Die Rumänen führen ihre Fahnen mit sich an die Front.

Alles fanden wir tiefer im Walde und völliger getarnt, auch den Hauptgefechtsstand des Generals, über den wir leider der zu großen Beschußgefahr wegen nicht hinausdürfen, denn wir sind fünf Kilometer von der Front, dem entscheidenden Kampfabschnitt des Dnjestr-Überganges. Er ist bis jetzt erfolgreich und verlustreich. Die Russen haben Steilufer mit zehn Kilometer langer, gewaltiger Befestigungslinie in Fortsetzung der Stalin-Linie. Wir haben durch Verluste schon Mangel an Schlauchbooten, der einzigen Übergangsmöglichkeit. Drei „Brückenköpfe“ sind schon von uns gebildet, aber noch fehlen die Querverbindungen in je fünf Kilometer Breite.

Der Kommandeur erklärte mir sogleich alles, was er vom General und gestern vom Kommand. Generaloberst erfuhr. – Durch das Halten bei allen unseren Nachschub-„Stationen“ bekomme ich einen vollständigen Überblick über alle Funktionen des Nachschubs.

Am umwölkten Mittag bei leichtem Regen und Abkühlung waren wir wieder zurück. H., der früh auffallend kurzen – vor Kummer – Abschied von mir genommen hatte, war inzwischen weg. Eine große Lücke für mich, der ich so gern für alle und insbesondere für einen Pflegling Sorge, der mich braucht. Diese Lücke zeigt sich auch noch in einem anderen Zusammenhang. Von den Besten unter den Alten beklagt, zeigen sich auch im Kameradenkreis all die sonst im Stabe hervorgetretenen Spannungen und Unlusterscheinungen. Es hängt auch mit dem gesundheitlichen Zustand zusammen. Dem Widerwillen gegen die Ernährung habe ich in unserem engeren Kreise dadurch abgeholfen, daß wir abends die schweren Konserven gekocht und gebraten essen.

Seit mehreren Tagen Zigarettenmangel.

Der Tag blieb abgekühlt und verhüllt. Ich arbeitete bis $\frac{1}{2}$ 9. Die anderen wieder bei der behaglichen Kartenspielrunde. Im Gärtlein konnten wir heute nicht essen. –

Drei Briefe von Hanni.

18. Juli / Freitag

Dondosani/Mosana

Auch heute trüber und abgekühlter.

Seit 8 brechen schon unsere verschiedenen LKWs und PKWs vollbepackt nach Mosana auf. Da auch unser Autobus zur Verpflegungsbeschaffung eingesetzt und der schlechten Wege halber noch nicht rechtzeitig zurückgekehrt ist, sind Ninas, Kerkau und ich mit unserem Gepäck noch zurückgeblieben und werden später nachgeholt. Da ich mein Arbeitsmaterial hier habe, ist die größere Ruhe nach manchmal drangvoll fürchterlicher Enge ganz angenehm.

Um $\frac{3}{4}$ 2 Uhr werden Ninas und ich im offenen LKW mit all dem Adjutantengepäck nach Mosana nachgeholt, und ich mache die Fahrt von gestern noch einmal, unter aufziehendem, bewegtem Regengewölk. Die bessarabischen Dörfer wirken aus der Ferne immer sehr schön: in Hügel Feldern, weitgezogen, tiefgrün, charaktervolle Dächer, saubere Hausfronten, erhöhte Kirchen. Aber in der Nähe zerfallen sie allerbestenfalls in Einzelidylle.

Adjutantur und Quartier haben wir wieder in einem, in einer sehr bunten Bauernstube: Myrtensträußchen zum Zusammenhalten der Gardinen, Papierblumenkante als Gardinenleiste, lange buntbehängte Wand- und Fensterbänke, eine „bessere“ Bank mit Armlehnen, und, was man häufiger in Bessarabien findet, einen richtigen

Ausziehtisch, wie sie bei uns um 1900 waren. Riesiger, wilder Garten. Nußbäume und Mohnfelder, Feldsteinmauern sind charakteristisch für das Dorf Mosana, das ich gestern um seines Malvenfriedhofes willen lieben lernte. Viele Malven überall im Dorf. Neben unserem weißen Häuschen mit seinen blau bemalten Kanten ein riesiger, rote Früchte in Fülle tragender Birnbaum. Nur noch primitive Steinsockel für den „Sommer“-Ofen. Der Winterofen mit Schlafstatt, Röhre, Kochstelle ist reichbemalt, hat phantasievollste Formen, ist auch hier das Zentrum des Hauses, Ausdruck wirklicher Volkskunst. Auch die Scheune weiß-blau.

Am Birnbaum Feldsteintrog zum Auffangen von Regenwasser: das bezaubernde Fußbad der drei winzigen Schwestern.

In der Stube all die sakralen Bilder, auch mit goldenen Glasrahmen. Es sieht nicht aus, als wäre dies alles in der russischen Zeit entfernt worden. Hier stoßen wir nun auch auf allein russisch sprechende Bevölkerung. Außer den Heiligenbildern auch die auf dem Balkan so beliebten Druckbilderbogen, die das religiöse und ideale Leben des Volkes doch sehr stark ausdrücken. Episoden aus dem Leben Christi und etwas utopische Familienszenen.

Flüchtiger Regen – zum Glück nicht so, wie das drohende Gewölk befürchten ließ. Es bleibt trübe, kühler, wird sehr windig.

Russische Flieger. Kurze Beschießung. Artillerie stark hörbar.

Am neuen Ort nehme ich meine Arbeit gleich wieder auf. Der Adjutant akzeptiert mit voller Zustimmung meinen Plan für meine Nachschub-Schrift. Ich finde es ausgesprochen nobel bei dem starken Interesse, das an meiner schriftstellerischen Arbeit hier herrscht, daß man nie nach dem Stand meiner Auftragsarbeit fragt. Ich glaube nun den Nachschub begriffen zu haben.

Ich erfuhr von den pogromähnlichen Abtransporten der Juden durch die Rumänen um Dondosani. Erschießungen. Dauernde Mißhandlungen. Auch keine Schonung der Frauen. Auch gegen das Tier ist ja der Rumäne grausam.

Ich bin abends allein. Arbeite bis 10 Uhr. Sturm und Regen. Auch durch die Nacht.

Im Bau eines weichen Lagers wird man immer erfinderischer. Die vielen Webereien helfen. Zu dreien wieder einmal eine Viertel-literflasche Likör! Zum erstenmal wieder Vollmilch.

Wehrmachtsbericht: „Auf der gesamten Ostfront ist ein gewaltiges Ringen um die Entscheidung im Gange. Rund 9 Millionen Soldaten stehen sich in einem Kampf gegenüber, dessen Ausmaß alle ge-

schichtlichen Vorstellungen übertrifft. Große Erfolge bahnen sich an.“ Abends Schießen am nahen Kornfeld.

In unserem Frontabschnitt wird schwer gekämpft. Die Artillerie kommt zur Zeit nicht nach. Der Di-Na-Fü wünscht trotz des erneut so wichtig gewordenen Pferdeinsatzes doch vor allem KW-Kolonnen.

19. Juli /Sonnabend

Mosana

Windig. Kühl. Der Regen hat zum Glück aufgehört. Die Kühle tut wohl. (Bus-) Verpflegungs- und Postauto sind wieder fürchterlich im neuen Dreck steckengeblieben; den Bus auf seiner Sonderfahrt mußten Pioniere abholen. Privat hat er uns Honig und Zitronen mitgebracht. – Sogleich wird wieder für uns gewaschen; freundliches, armes junges Ehepaar, schwerkranker Vater; süße drei kleine Mädchen; Säugling. Morgendliches Brotbacken.

Ruhige und intensive Arbeit.

Der Adjutant von meinem Entwurf für die Nachschub-Schrift begeistert.

Zur Vesper, zu unserem 400 Kilometer hergebrachten Honig, Besuch von außerhalb, drei Mann aus einem Nachbardorf.

Nach der Arbeit den Sonnabend in unserem kleinen Adjutantenhaushalt bereitet. Nach dem Abendbrot schreibend allein; aber Martin Ninas bringt Likör mit. Und heute gab es nach der großen Pause 100 Zigaretten.

Artillerieschießen heute schwächer. Artillerie und Pioniere sollen es in unserem Abschnitt weiter sehr schwer haben.

Es wird viel gemeckert, – nie, nie aber am Siege gezweifelt.

Was die gefürchtete Dauer des Krieges betrifft – vielleicht ist, wo alles im Leben Halb und Halb ist, der Krieg, im Ganzen des Lebens und der Welt, die Hälfte unseres Lebens, was in die Tiefen der dialektischen Theologie reicht.

Pfarrer Wenzels schicken mir ein reizendes Bild unseres Häusleins, von ihrem Balkon aus aufgenommen.

Der Ofen unserer Wirtsleute hat ein reguläres Schlafhäuschen eingebaut.

Wunderbar die wogenden, rauschenden Wipfel dieser majestätischen Baumkronen hier vor dem grauen Himmel im Wolkenzug.

Auch der letzte fehlende Brief von Hanni nachgekommen.

20. Juli / Sonntag

Mosana – Dnjestrübergang bei Mogilew

Gut geschlafen, zufrieden und sonntäglich gestimmt; in der Bauernstube mit den bunten Papierblumen als Gardinenleiste Frühstück mit Honig aus Bacau, mit Ninas, Erich F., Fritz K. als Gast.

Nachdem ich eine Stunde gearbeitet hatte – ich arbeite ja wieder so sehr gern, wie in der Zeit, bevor die große Lähmung eintrat –, kamen der Kommandeur (mit erneuter, hoher Anerkennung für „In tormentis“) und der Adjutant, ich solle mit dem Adjutanten, in einem Divisionsauftrag für diesen, zur Front vorausfahren, damit ich mehr sähe.

Nach Morgenkühle ein sonniger Sonntagmorgen; und ein bequemer, guter, großer „Wanderer“. Straßen, von denen man sagt: „Es ist unmöglich!“ Aber das gibt es für die Deutschen ja nicht. Steil abfallende, enge Schluchten in Sand und Geröll. (Mir fällt noch ein, welch Abschiedsbild die rumänischen Bezirke Rußland-Bessarabiens boten: ein einfaches hohes Kreuz am Wegrand, daneben zum Kreuz zerbrochene Brunnen mit Hebelbaum.) Auto an Auto, Wagen an Wagen. Ich mache ja jede Fahrt doppelt: einmal in Wirklichkeit, sodann auf den Straßen des Mittelalter-Brunnen-Studiums.

Wir fahren an meiner Kolonne 5/176 vorbei. Die erfreuten Zurufe und dies herzliche Winken sind wirklich eine große Freude für mich. Und gleich hinter meiner alten Kolonne: 4/176 mit Heinz F. An jener Kreuzung, an der wir uns begegnen, fahren wir gerade langsamer.

Und nun, mittags 12 Uhr, kam der große Moment, in dem wir über den Dnjestr gingen, in die Ukraine, nun erst ins eigentliche Rußland, jedoch in einen Teil, der der Sowjetunion ferner stehen soll (eine seiner quasi oppositionellen Republiken?). Sofortiger Wandel des Menschentyps: Tolstoi-Bauern, namentlich die Alten.

Immer wieder lagen wir wegen Verstopfungen fest. Im Auto vor uns saßen Pfarrer Plate und Oberstabsarzt Koschel. Ich machte Plate während der Stockung einen Besuch im Auto. Er stieg gerade aus, da setzte gewaltiges Flakschießen ein. Neun russische Bomber, niedrig und deutlich, die unsere 4-Tonnen-Holz-Pionierbrücke und wohl auch die ein Stück entfernt liegende 8-Tonnen-Brücke bombardieren wollen. Wir hatten gleich neben dem Wagen eine tiefe Grube hinter einer Feldsteinmauer, im Grünen (das ja aber bei Bombern keine Rolle spielt) also gute Deckung. Am meisten wirkt noch immer das eigene MG-Feuer auf einen. Die uns

zagedachte Bombe fiel ziemlich weit rechts von uns auf eine kahle Höhe. Und nun sah ich zum erstenmal – in großartiger Leistung deutscher Jäger – den Abschuß, Sturz und mächtigen Brandqualm eines von drei herabgeholten Bombern.

Hanni verschleierte und verschweigte ich in meinen Briefen nichts, wie wir es gegenseitig vereinbart haben. Zugleich soll sie daraus schließen, daß wir keiner anderen Bedrohung ausgesetzt sind als auch sie und jetzt namentlich auch wieder die West- und Norddeutschen. Denn Berlin hat, Gott sei Dank, seit langem keine englischen Luftangriffe, nur ein paar Voralarme.

Ein entferntes Auto getroffen, zersplittert, der Fahrer war Gott sei Dank nicht darin.

Unmittelbar danach, Punkt 12 Uhr mittags, überschritten wir auf der 4-Tonnen-Brücke den Dnjestr bei Mogilew, in herrlicher „Rheinlandschaft“, gegenüber dem starken Russenbunker, der jedoch in der dünnen, steinigen Höhe kaum wahrzunehmen ist. Und das war nun seltsam, daß man gleich bei der Ankunft am anderen Ufer auf der Höhe mit einer Brauerei, wo I b, Major Breithaupt, seinen Stand hatte und wo unser Adjutant seine Informationen holte, wie am friedlichsten Tage sein warmes Mittagbrot bekam. Für den Abend hatten wir noch jeder ein kaltes Kotelett mit.

Ich sah am anderen Ufer – eben noch I a, Hauptgefechtsstand gewesen – im Gedränge mehrerer Einheiten und Sanitätskompanie – gleich blutende, von Flaksplintern verwundete Pferde. Einem Mann war ein Splitter durch die vordere Spitze seines Käppis gegangen, hatte den Kopf nicht einmal gestreift. Ein Mann auf der Bahre: eben vom Pferd geschlagen. So viele Gräber, so viele Verwundete, so viel Unfälle, so viel wunderbare Behütungen.

Tote, gedunsene Pferde, manchmal furchtbaren, bizarren Ausdrucks, manchmal still und edel. Oft Verwesungsgeruch in der reinen Sommerluft.

Bisher hatte ich meinen Stahlhelm als etwas empfunden, was einem gar nicht zukommt. Aber nun habe ich ein ganz anderes Verhältnis zu ihm, dem treuen Begleiter in aller Gefahr.

Wir mußten noch einmal, da die Kolonnen 4-6/176 umgeleitet werden sollten und andere Ziele bekamen, über den Dnjestr zurück. Und inzwischen war nun F.s Kolonne nachgekommen, und bei dem zweiten Flußübergang ging F. – wir fuhren auf der Pionierbrücke sehr langsam –, ein Pferd führend, hinter uns her. Wir konnten uns dabei kurz sprechen; auch er ist so erfreut über die Freund-

schaft zwischen unseren Frauen. Er hatte die gleichen Berichte von ihren Spaziergängen, den Einladungen Frau F.s bei uns, dem Herbert Schulzeschen Orgelkonzert in der Eosander-Kapelle. – Und da F. mit Zigaretten sehr knapp war, konnte ich ihm noch schnell eine Schachtel zuwerfen. Ich hatte früh noch zwei weitere vom gestrigen Deputat eines Nichtraucher-Kameraden kaufen können. Auch er ist tiefbraungebrannt, aber so allein und fehlverwendet in seiner Kolonne. An Beschwerden klagt er nur noch über die Füße. Sonst nicht mehr. Die Fahrer müssen auf diesen „Straßen“ wieder viel laufen.

Vorher, an einer Wegkreuzung bei mehreren Gräbern habe ich einem Hauptmann (Artillerie), sehr guter Gelehrtenkopf, und seinem Kradfahrer das Grab für seinen eben gefallenen Adjutanten-Leutnant schaufeln helfen, der, in seine Zeltbahn gewickelt, auf einem Bauernwägelchen tot neben uns lag. Sehr schön der Ausdruck des Hauptmanns, als ich zu ihm kam, ihm beim Ausschachten des Grabes zu helfen. (Später erfuhr ich, daß der Hauptmann einer jener Offiziere sei, um derentwillen Plate wollte, daß ich auch bei der Division spräche: ein Freiherr R., sehr fromm, sehr kirchlich.)

Auf dem anderen, kahlen, sehr hohen Ufer, auf Serpentinstraßen mit den herrlichsten Ausblicken ins besonnte Flußtal, fuhren wir nun durch den grandiosen Vormarsch mehrerer Divisionen. Aber dann ging es einfach bei solcher Verstopfung nicht weiter. Wir mußten zurück zu der leeren Brauerei von Ib, und Leutnant Kulig fuhr mit einem Kradfahrer weiter zur vordersten Linie. Doch hofft er, wenn die Straßenverstopfung sich gelockert hat, mich mit dem PKW auch noch hinauf fahren zu können. Und nun warte ich, schreibe an Hanni und fürs Tagebuch und meinen Bericht. Der Chauffeur, Schaukert, jener einstige „Empfangschef“ aus meiner Berliner Rundfunkabteilung, und ich sitzen auf dem Hochplateau über dem Strom an einem Weinberg. Ein Tisch und Stühle waren schon aufgetrieben –, genau über dem herrlichen Flußtal. Sonne, Wind, Wind, blauer Himmel, jagende, oft graue, schwere Wolken, wunderbar wechselnde Beleuchtung der Ufer. Um uns die vielen Autos und Reiter. Für Augenblicke konnte man meinen, man sei an einem Ausflugsort am Rhein. Aber zu viele der Autos sind Sanitätsautos.

In Charakter, Breite, Länge, an Schönheit der Windungen und Ufer – wenn auch die weiße Kirche eine griechisch-orthodoxe ist –, und nun auch namentlich durch die Weinberge, ähnelt der Fluß dem

Rhein ganz erstaunlich. In der Bucht einer Flußwindung, in Waldhöhen, Kirche und Kloster wie am Chiemsee. Aber in dem nahen Dorf sind viele Häuser zerschossen und halb niedergebrannt oder ausgebrannt, Gefangene werden hindurchgeführt; in den vorderen Gärtnchen der anderen so viele frische Gräber – so viel zwanzigjährige Leutnants unter den Gefallenen der Deutschen. Ein Grab von einem Mann meines Alters sah ich noch nicht. Allenthalben kehren die Flüchtlinge heim. Drei sah ich vor den Trümmern ihres Hauses stehen, viele hockten mit Eimern voller Sachen, Bündeln, ihre Säuglinge im Arm, beieinander.

Die Höhen und Weinberge des Steilhanges unter mir bergen die gewaltigsten Befestigungen, Bunker, gestaffelte, restlos in der Landschaft getarnte, der Stalinlinie. Der Feind hat *alle* Chancen gehabt. Und wir Deutschen haben dies uneinnehmbar scheinende Steilufer so rasch genommen. Der Adjutant und ich gehören zu den ersten der PKW-Gruppen, die den Eroberern folgen dürfen. Aber welchen Abstand bedeutet das. Auf der anderen Seite hier findet man nun schon das exakteste, umfassendste System an Orientierungstafeln der verschiedenen Divisionen zur Frontlinie vor.

So haben nun P. Plate und ich eine sehr kritische Situation gemeinsam erlebt.

Etwas sehr Bezeichnendes, wie der Krieg auf das Zeitgefühl wirkt: P. Plate erfuhr erst durch mich, daß Sonntag sei. Ich freilich weiß von keinem Sonntag, den Gott nicht hervorgehoben hätte.

Welcher Sonntagsfriede – Glanz und reiches, sich wandelndes Licht über dem Strom und seinen Uferhöhen. Gewiß – drei russische Bomber; und einmal sehe ich ganz deutlich die nahen vier großen Einschläge, die wohl der 8-Tonnen-Brücke gelten sollten. Aber sofort ist alles wieder wie ausgelöscht von der feierlichen Schönheit dieses Tages und dieser Landschaft.

Die Vorverlegung der Front geht so rasch vorwärts, daß auch hier, wo mittags noch ein Zentrum war, gegen den Abend Stille herrscht. Nur Offiziere, Offiziere; auch der Kommandeur, Hauptmann Zettritz, Oberstabsarzt erscheinen. Abendbrot in Abendsonne, nachdem ich also mehrmals, spätnachmittags mit Adjutant in Schuppen der Brauerei in Deckung war, auf der Rebenhöhe über dem Fluß. Leutnant Kulig, von der Front zurück, berichtet, daß nur mit dem Krad durchzukommen war. Leutnant Kulig sah gerade das Sammeln nach dem siegreichen Angriff: Sammeln der Gefangenen,

Verwundeten, Hervorkommen unserer Infanteristen aus den Verschanzungen. Wir fahren noch zu dem so nahe, so heiß umkämpft gewesenen Dnjestr-Bunker, einem wahren Panzerwerk. Labyrinth von Laufgängen, Befehlsturm, Schlafkojen, elektrisches Kraftwerk, Waschraum, Telefonzentrale, Heizung. Aber dennoch das Grauen, die Beklemmung; Ruß und Feuchtigkeit, kein freier Schritt, kühl und drückend in einem – ein „Germinal“ in höchster Steigerung. Welche Raserei des Todes hat hier stattgefunden – man tappt mit wenigen Taschenlampen in den nachtschwarzen Gängen; über Mäntel, verbrannte Leichen, Lederzeug, Waffen, Waffentrümmer, Bücher. Überall alles verzweifelt durcheinandergeworfen. Noch Eier, Zigaretten – auffallend viel Bücher, auch Lehrbücher. Schon der Eingang mit seinen zerrissenen Eisenkonstruktionen im Gestein, im Felsennest, mit seinen zerschossenen Waffen und seiner verschossenen Munition war grauenvoll. Und die zersplitterten Bäume, verbrannten grünen Zweige auf dem steilen Kalksteinhang zum Bunker. Aber nun erst jene Koje, in der der verbrannte Leichnam unter anderen liegenden verbrannten Leichen in der Ecke saß – das verbrannte Gesicht noch so völlig erhalten; hätte man es angerührt, wäre es in Ruß zerfallen. – Und als man nun aus dieser Stätte des Grauens kam, lag vor einem das überwältigend schöne Flußtal im herrlichsten Ausschnitt einer edlen, großen Windung vor unserem Bunkerhügel.

Und neben der Silhouette des Bunkers nun über den Uferhöhen der Strom in seiner schönsten Windung im herrlichsten Sonnenuntergang. Hellrote und goldgeränderte Wolkenbrücke über Strom und Windung und Höhe, die sie abzuschließen scheint. Verklärte Abendlandschaft. In dem immer zarter werdenden Licht der Abendsonne im Erd- und Flußtal, nur vom Strome selbst durchschnitten, bei der 4-Tonnen-Brücke „Die Wolke“.

Vor dem Bunker Massengrab der Russen; das flache Einzelgrab der Telefonistin mit den Frauenschuhen darauf. Oder Grab der Ärztin? Einer Schwester? Es sollen mehr Frauen im Bunker gewesen sein.

Wir sind noch unterwegs bis zu der großen Sternennacht. Denn Befehle für unsere Kolonnen kommen an den Adjutanten, werden widerrufen, müssen durch neue ergänzt werden. Auch muß der Adjutant noch zum vorausgefahrenen Kommandeur, ins nahe Mohila – die Straße, durch die Pappeln, durch Mauern so italienisch, abendliche „Via“ unter Sternen. Ich warte an einem leeren

Dominialhof auf LKW-Kolonnen. Und auch da „Vater“-Gespräch. Mit Hauptmann Thomas.

Zur Nacht zurück auf unsere grüne Brauereihöhe. Unter dem mächtigsten Wipfel ein Tisch mit 2 Kerzenstümpfen, bei denen ein Offizier arbeitet, über Karten. Schlaf unter den Sternen – wie nach meiner Feuertaufe; bei den Rebenstöcken; in vier Wochen werden die Trauben reif sein. Wo werden wir da sein? Sterne, Sterne. Reine Nachtluft. Man entsinnt sich des Brand- und Verwesungsgeruches. Dunkle, klare Umriss der Höhen. Sanfte, reine Kühle von dem Flußtal her. All der große Frieden hatte das Grauen besiegt. Es ist also so: es ist im Inneren alles vorher durchlebt gewesen.

Neu eine nervöse Reaktion: alle Gesichter waren plötzlich dem verbrannten Russen ähnlich, Schatten des furchtbarsten toten Antlitzes über dem lebendigen Menschengesicht.

Im abendlichen Mohila, den Major suchend, traf Adjutant in einem Hause auf eine von Granatsplittern getötete Frau und bei ihr auf ein junges Mädchen mit Unterleibsverletzung. Morgen wird sich unser Stabsarzt ihrer annehmen.

21. Juli / Montag

*Auf der ukrainischen Heerstraße
Mogilew-Serby-Tschernewzy*

Der Adjutant hat weiter seinen Wegeerkundungsauftrag von der Division in Verbindung mit dem I b, Major Breithaupt, und muß die Verbindungen mit unserem Stabe und unseren Kolonnen aufrechterhalten. So fahren wir den ganzen Tag hin und her, zumal auch die Abschleppung von Beuteautos angeordnet werden muß (auch dort auffallend die gefundenen Bücher und Sprachlehren), und kommen auch heute nicht zur Front. Bei dem raschen, siegreichen Vordringen wird sie immer weiter vorverlegt. Auch die Artillerie hört man nur noch selten. Bald rasen wir im 100 Kilometertempo die Straße des Vormarsches auf und ab. Bald sitzen wir im Gedränge des deutschen und rumänischen Aufmarsches fest. Welchen Überblick darf ich durch dieses viele Fahren gewinnen: ich sehe alle Truppengattungen, Sanitätsautos in rückwärtiger Fahrt unterwegs. Ich sehe das gestrige Kampfgebiet, das sich immer die Straße entlang zieht. Ich fahre auch, heute überwiegend mit dem Adjutanten ohne Chauffeur, mittags über die noch gestern heiß umkämpfte Höhe 243, an der nun heute schon eine unserer Fuhrkolonnen liegt.

Ein schöner Sommertag. Und die Felder der Ukrainer mit ihrem

schweren Boden – doch auch hier auffallend niedrige Halme – in rötlich-gelbem Reifen. Wunderbar darüber der rosa Sonnenuntergang. Ich lebe nun wieder völlig in der Identität mit der Jahreszeit.

Früh in Mogilew, der ersten russischen Stadt an unserem Wege. Groß (= Glogau?), viel Modernes, wohl Industrielles, am Fluß. Die Stadt auf den beiden bergigen Flußufern wirkt von den hohen Heerstraßenwindungen aus sehr schön; im Flußtal, zwischen den Stadtteilen hüben und drüben, wie ein müder Vogel mit gesenkten Schwingen, hängt die Stadt- oder Eisenbahnbrücke, zerschossen oder gesprengt, in den Fluß. Wir fahren durch ältere Stadtteile zu unserem Kommandeur. Ältere Villen, nun schon vom fremden Tolstoikolorit, zum Teil Jahrhundertwende. Eine Art kleinen, verwilderten Stadtparks; Blumenkübel aus Stein auf den Mauern des „Parks“, ein umgestürztes, zerschlagenes Denkmal einer Sowjet-„größe“. An anderer Stelle vor einem größeren Gebäude ein anderes, ebenso bürgerliches, kitschiges, gipsernes Sowjetdenkmal ohne Kopf. Überall die Bevölkerung mit Säcken, Bündeln, Wannen unterwegs im Ort, das Gut ihrer geflohenen Mitbewohner plündernd, besonders an einem Beutehaufen privater Habseligkeiten. Soweit die rumänischen Truppen nicht in Eile schon *alles* geplündert haben –. Keines der primitiven Geschäfte und Lokale offen. Alle Fenster, wie auch dann auf den Dörfern, mit den Gitternetzen aus Papier gegen Gefahr des Zerspringens, ein eigentümlicher, ornamentaler Eindruck. Die Stadt hat wohl wenig Beschuß gehabt, obwohl Zivilverletzte.

Hier verproviantiere ich uns an unserer ohne den Stab (außer PKW) nachgefolgten Feldküche. Dort bekommen wir ein spätes Mittagbrot. Zum erstenmal wäscht uns eine alte Russin, freundlich, die Kodgeschirre ab. Kasino in einem Kinderheim mit riesiger Gartenlaube in großem, verwildertem Garten – viel sehr bürgerliches Spielzeug, zum Beispiel Puppenklubsessel.

An einem Laternenpfahl in der Villenstraße ein Schaukelpferd ohne Wiege – grausig neben dem Eindruck all der toten Pferde an der Heeresstraße.

Schwerere Schäden als in der Stadt an den Fabriken unterwegs; und noch so viel qualmende Bauernhäuser und Brandruinen an der Straße nach Serbi. Steinrelief am Straßenrand: Lenin. Stalinmedaillons. Sowjetsterne, die auch die öffentlichen Bauten tragen. Granateinschläge, Bombeneinschläge – riesige Löcher dicht an der Straße. Zerschossene und verbrannte Wagen, Autos, Panzer; auch

Kanone und Tank, diese verbrannt oder noch brennend, sperren einmal den Weg. Zerbrochene Telefonmaste, niedergerissene Drähte, tote Pferde, Leichengeruch verwester Pferde, ein toter Russe. Und noch einmal einer, dürftig mit Stroh bedeckt. In den Kornfeldern, die sich rings so weit, so weit breiten, mögen noch viele Tote sein. Notbrücken. Aber die Straße bleibt fest und recht gut; unser Auto, von überstandener Vormarschverdichtung zu neuer Vormarschverdichtung, kann oft rasen.

Serby – noch vor dem Krieg von Russen zerstörte Kirche, während man sonst die Kirchen erhalten sieht, auch wenn sie anderen Zwecken, bis zum Lagerschuppen, zugeführt sind. Oder, steiniger, zerfahrener Dorfplatz seitlich der Straße. Dort I b, wohl im Schulgebäude, wo wir viel warten und von unseren Fahrten aus zum Befehlsempfang immer wieder zurück müssen. Die Bevölkerung scheint größtenteils wieder da zu sein. Auf den Straßen, an den Feldern kehrt sie allenthalben heim. Alles sieht, in Gruppen, den Deutschen zu.

Ich sah unterwegs auch kurz unsere 5/176. Unsere Kolonnen und die Werkstattkompanie liegen für ihre kurze Rast jetzt meist in leeren Guts- und Fabrikhöfen.

Bei dem Quartier von I b, im Flachs(?) - Feld 96 gefangene Russen, viel junge, wenig asiatische Typen. Stimmung recht gut. Wachtposten meditiert über die Humanität der deutschen Träumer. Bevölkerung bringt den Gefangenen Brote, Eier (wir Landser finden nichts mehr), Mehlspeisen, vor allem Wasser in Eimern. Das Wasser bekommen die Gefangenen sofort. Das andere wird zu gleichmäßiger Verteilung gesammelt: Humanität des großen Siegers. Dolmetscher – ein früherer deutscher Arbeiter? Freundschaftliche Begrüßung mit Pfarrer Plate.

Wegen abzuschleppender Beute – LKWs – müssen wir gegen Abend weiter, über Tschernewzy hinaus. Nur einmal hat die kahle Straße zwischen den schönen Feldern hohe Akazien. Die Dörfer sind wider Erwarten auch in der Ukraine wild und wirr und arm. Wipfel, Wipfel; Holzwerk, Strohdächer, Feldsteinmauern, niedrig, umwuchert. Allenthalben Soldatenrast in den Gärten. Und dazwischen der Vormarsch, der Vormarsch! Unsere Truppen machen immer wieder so großen Eindruck auf mich. So ohne alles Theater. So gesammelt. Klarheit. Kraft. Ernst. Sauberkeit. Aber die Rumänen – nichts als ein Straßenhindernis. Die Deutschen entnehmen gegen Geld einen Ochsen, ein Schwein, einen Hammel. Aber die Ru-

mänen plündern. Allgemeine deutsche Offiziers- und Soldatenantipathie gegen diese Bundesgenossen: ein Haufen, kein Heer; keine Ordnung; Gebrüll; das feminine Kreischen; Plündern; und ich weiß ja auch, daß Hans Hirschberg mit seiner Panjekolonnie in pogromähnliche Austreibungen geraten ist; Zusammentreiben von Vieh; Vergewaltigungen von Frauen – alles, alles der krasseste Gegensatz zu uns. Und die langen Säbel an den Sätteln, ihre Fahnen (gelegentlich auch Hakenkreuzfahnen), bunter Papierfirtelanz an den mißhandelten Pferden, Trompeten –, Theater.

Nur ein Eindruck war einmal schön: Spätnachmittagssonne. Ein Seitenweg neben der Straße her am Feld voll rumänischer Reiterzüge: das Flirren der blitzenden Hufe.

Auf den Höhen, meist auf den Höhen, große, gute, klare landwirtschaftliche Kollektiv-Gutshofanlagen; gut, wie wohl auch die Fabriken. In jedem Dorf Gemeinschaftshaus. Große, ältere Kirche, doch nicht antik, voller Flüchtlinge, die gerade ihre Sachen herausbringen, neben fast vollendetem Gemeinschaftshaus: Tschernewzy – im Tal vor einem liegend groß und sehr schön. Dann in der Nähe winklig, trübe, zerrissen – Lehm und Holz, lauter Holzpfostenvorbauten, die das dunkle, spitze Giebeldach tragen. Holzbalustraden um die Häuser, Außenstiegen voller ärmsten, gaffenden Volkes; arme Synagoge im Winkel. Von Läden und Schenken außer einer Café-Aufschrift nichts zu erkennen. Erinnert alles sehr, nur verfallener, an Schömberg bei Kloster Grüssau; und an die Weißgerberohle in Breslau.

Abends zurück nach Serby.

Übernachten mit Schaukat und einem Melder im Stroh in Holzvorbau-Pfosten mit Dachüberstand – vor Lehmstall in grünem Hof; neben uns Kälbchen und Kuh.

Warme Sternennacht über hügeligen Gärten. Adjutant schläft im Auto. Wir trinken Wein aus Feldflaschen, den wir in unserem Kasino abgezapft bekamen.

Tiefer Schlaf, bis Kalb und Schaf mich frühe wecken, in der Nacht vom Montag zum Dienstag.

22. Juli / Dienstag

*Mogilew – Serby – Tschernewzy –
Borowka – Tomaschpol – Zapowka-Front*

Da ich weiter um 5 Uhr aufstehe, gehört mir auch unterwegs die Morgenfrühe. Vom Tage: Dasselbe wie gestern. Auch dieselben Eindrücke. Dieselben Aufgaben.

Am Morgen zur Spitze unseres Stabes nach Mogilew zurück. Dort bekommen wir auch Frühstück. Und Post von Hanni. Und ich kann meinen Sonntagsbrief abgeben. Auch der Stab ist jetzt aber ohne Feldpostverbindung.

In Serby, wo nun heute unser Stab hinkommt; und von Serby aus über Tschernewzy zu einem neuen, sehr zerrissenen Dorf mit Gut und Fabrik, Borowka, dem weitergerückten I b der Division nach, Major Breithaupt. Er hat seinen Sitz bei einer freiliegenden Schule über der Kreuzung zweier Vormarschstraßen der 76. und 22. Division.

Bei Wind und grauem Himmel und Staub sitze ich dort im Freien auf einer Schulbank, wie so oft schon, und schreibe an meinen Aufzeichnungen. Denn der Adjutant ist noch einmal zurückgefahren. Und ich fahre möglichst immer nur voraus mit. Die Feldküche einer fremden Einheit hier gab mir Mittagbrot, wie mich früh die freundlichen russischen Hofbesitzer in Serby mit Waschwasser und Milch versorgten; mit welchem Zeitaufwand sie solche Milch am offenen Maisrohr- und Reisigfeuer im Garten kochen! Freundliches Grüßen beim Abschied; aber die Berührung mit der Bevölkerung ist ja nur noch sehr flüchtig.

In ihrer Stube sah ich auch ihre nun wieder hervorgeholten Heiligenbilder. Oder sind sie nie verschwunden gewesen?! (Dem Ikon gibt man gern ein Gardinchen mit Schleier, volkstümlicher Anklang des alttestamentlichen Allerheiligsten).

Flüchtig hatten wir heute auch bei meiner 5/176 zu tun. Ein Dorf, so im Grünen versteckt und so winklig, daß man nur Wipfel und alte, wirre, hohe Strohdächer sah. Großer Gutshof mit Landhaus von sehr reichem Kolorit, langgestreckt, weiß, braunes Dach, weißgekalkter dorischer Säulenvorbau mit Giebel – sehr einfach; und vielleicht doch noch aus dem Empire. In all seiner Primitivität ein doch etwas repräsentatives Tor am Hof. Statt Zäunen hier überall umwucherte, niedrige, sehr reizvolle Feldsteinmauern.

Was für ein Leben von Offiziersautos am neuen Stand von I b in Borowka! Und welches Telefonieren am Vermittlungsstellen-LKW. Ein Tag ganz in grauem Dunst und Staub.

Unterwegs ein wesentlicher Eindruck: wie schnell die reifenden Felder die Wunden schließen, die durch Mann, Pferd und Geschütz beim Beziehen der Stellungen ihnen zugefügt wurden. Noch kommen Flüchtlingsgruppen allenthalben – aber schon wird auch wieder gemäht. Oder sind dies Soldaten, die ihren Pferden Hafer

schneiden? Und immer wieder Schäfer mit Herden. Oder zusammengetriebenes Vieh. Erschöpfte Pferde weiden einzeln. Die werden wohl dann zum Pferdesammelplatz gebracht. Aus dem Dreck, wenn auch nicht gerade diesen Tag, ziehen die Pferde als Helfer die steckengebliebenen Autos; die kranken Pferde werden im LKW gefahren; solche Aufnahmen machen wir für meine Schrift.

An einem Dorf in hohen Bäumen reizende, arme klassizistische Kapelle mit brauner Kuppel und Säulenvorbau (Holz, weiß gestrichen?).

Nachmittags fahren wir nun hinter Major B. (I b) her zur Front! Zunächst zum Quartier und Gefechtsstand des Generals in Tomaschpol. Hügeliges, sehr grünes Dorf. In Windungen steigende Straße: Infanterie in den Kampf ziehend, ihre Panzerwagen mit den jungen Soldaten in den Tarnblusen voran. Generalsstand in der großen alten (1880?) Villa, gelb mit Balkenwerk, eines ehemaligen Zuckerfabrikbesitzers; an der Zuckerfabrik (bei den Sowjets natürlich Kollektiv, staatlich) mit Park oder Friedhof zu hübscher Kapelle steigend, Parktor, Gärtnerei. Autoauffahrt der Offiziere, ihre Gruppe. Stimmung eines gästereichen Sommernachmittags auf einem Landsitz.

Auf der Einfahrt nach Tomaschpol, das auch wieder an ein armes, armes Schömberg erinnert, schreitet Major Breithaupt gegen den ersten deutschen Plünderungsversuch ein, den ich sehe, in geschlossenem Laden, durchs Fenster unternommen. Ich glaube, auch Unteroffiziere waren beteiligt.

Auf Rondell am großen Vorplatz der an Wölfelsgrunder Sanatoriumvillen erinnernden Villa auch gestürztes Denkmal einer „Sowjetgröße“; es wird gerade ein Bein davon weggetragen.

General de A. fährt, begrüßend und begrüßt, die Infanterie entlang zur Front. Wir folgen bald. Das Kampfgebiet des Vormittags bringt nur wenig neue Eindrücke. Einschlaglöcher dicht neben der Straße: aber nie ist die Straße getroffen. Doch sehr viel mehr Brandstätten.

In den Dörfern viel dem Vormarsch zuschauende Bevölkerung, namentlich erhöht an Straßenwindungen; Männergruppen, Frauengruppen.

Dann hört es damit auf. In Nähe der Front auch mit den Rumänen. – Wir sehen das Kampfgebiet schon liegen: die weißen, recht ordentlich gebauten Kasernen von Zapowka, die eben von den Russen geräumt sind; den brennenden Bahnhof an der Strecke

Odessa–Berlin, von den Russen in Brand gestecktes großes Verpflegungslager mit sehr viel Getreide. Um all dies die wogenden, reifenden Felder. Auch über den Waldhöhen leuchten immer wieder Felder.

Schwere Flak bei einer Kirche, die nun als Verwundetensammelstelle dient.

Infanterie. Infanterie. Von der Front kommende Sankas mit Rotkreuzfahnen, die besagen, daß Verwundete in den Sankas sind.

Endlich, auf freier Straße zwischen Feldern, jene Stelle, wo man die „Bühne“ der Front betritt. Hauptmann Jordan, mein Leser, hält jeden Wagen an, und wir weisen uns als Begleiter von Major Breithaupt aus. Jeder Wagen erhält die Auflage, zur Vermeidung von Staubentwicklung nicht über 30-Kilometer-Tempo im Frontbereich der 76. I.D. zu fahren.

Gleich danach – gerade verteilen sich in der fächerförmigen Spitze dieser Vormarschgruppen um uns die Geschütze und sonstiges nach rechts und links – muß alles im Augenblick in den Feldern zur Deckung verschwinden; das gelingt auch sehr eindrucksvoll. Bomberangriff von neun bis zwölf Russen. Ich sehe nur einen nahen Einschlag. Bald kommt alles wieder hervor: Pferde, Kanonen, Männer – zieht dem Feind entgegen.

Wir dürfen mit I b nicht mehr sehr viel weiter; nur bis zu der Stelle, wo an Feldern die Straße nach den Zapowka-Kasernen von unserer Landstraße abbiegt. Vor uns liegen die eben freigemachten Kasernen; ein Stück weiter der in Qualm stehende Bahnhof von Zapowka; im noch unmittelbarer vor uns liegenden Wäldchen wird noch gekämpft. Deshalb Halt.

Auf der Rückfahrt in Kumar Brod, an sehr schönem, ummauerten Wäldchen, an einem Gut in soeben erbeutetem Brennstofflager der Russen.

Auf der Rückfahrt dringt nun die Sonne durch, liegt in zartem Schein über den Feldern in Staub und kaum wahrnehmbarem Dunst und Nebel über ihnen. Wir haben Unteroffizier Kraaz, 4/176, der zu IR 178 kommt, mitgenommen.

Abendkühle im 100-Kilometer-Tempo.

Zurück nach Serby, wo nun unser ganzer Stab liegt. Aber wir sprechen kaum noch jemand. Sternennacht. Und noch einmal das Lager, mit Unteroffizier Kraaz, in dem Stallanbau, freudig begrüßt vom Hofbesitzer. Als Schlummertrunk den Rest unseres Weines.

23. Juli / Mittwoch

*Auf der Vormarschstraße: Serby –
Tschernewzy – Borowka – Tomaszpol –
Zapowka-Kasernen*

Hochsommertag. Doch tragen die weißen Wolken einen dunklen Fleck in sich; manchmal jähe Schatten über den in diesen Tagen so reich besonnten Feldern. Da wir schon um 5^{1/4} aus Serby aufbrachen und meist 80 Kilometer fuhren, tat der warme Tag sogar einmal wohl; denn die rasche Fahrt in der Morgenfrühe war kühl. Jeden Tag haben wir noch die Gelegenheit, uns zu waschen und unser Geschirr zu waschen – sehr wichtig. Frühstück – alles ist überall des Wassers und des Brotes wegen knapp – an den Feldküchen zweier Einheiten in Borowka, wo wir zunächst beim I b waren.

In Serby noch ein großer Eindruck. An der Straße ein zerschossener und verbrannter kleiner russischer Panzer. Zwei Verbrannte darin. Einer hängt, verkohlt bis zum Skelett, aus dem Wagen, streckt noch die Hand entgegen.

Von Borowka nach unserem Munitionslager. Wache nun da, von der Nachschubkompanie. Mangel an Artilleriemunition (A 2). Es geht heute mit dem Vormarsch noch nicht weiter. Bei Zapowka wird noch gekämpft. Und die 22. Division soll es sehr schwer haben. Unsere Kolonnen – wir fahren zu den Kl.KW-Kolonnen 2 + 3, Hauptmann Benz und Thomas – haben es dringend nötig, daß diese, hoffentlich kleine, Pause entsteht. Die Wagen der 2. sind sehr mitgenommen, manche fallen jetzt aus. Und am Sonntag schon waren zwei Raupenschlepper kaputt.

Bei dem gestrigen Vormarschtempo konnten die bespannten Fahrkolonnen im Einsatz schon nicht mehr mitkommen.

Wir fahren wieder zur Front. Den Weg zu ihr bezeichnen auch die Stöße halb noch übriggebliebener, halb zerschossener Munition in den Feldern. ^{1/4}12 mittags beim Generalsquartier und Hauptgefechtsstand in sauberen, hellbraunen Blockhäusern an jenen weißen Kasernen, die wir gerade gestern erst als eben geräumt bezeichnet bekamen. Ein eigentümliches Gefühl. Heute noch hatten sie an dieser Stelle Artilleriebeschuß. Ich sehe die Mauer- und Fensterschäden. Nicht sehr schlimm. Aber ein Toter, ein Verletzter. Auch jetzt noch, doch ferner, Artillerie.

Hinter dem gestern umkämpften Wäldchen mehr Brandrauch als gestern. Der Kampf dauert ganz in der Nähe immer noch an.

Nun ist auch hier rumänische Kavallerie und Artillerie. Ich sah auch heute nun mehr deutsche Kavallerie.

Mittagsonne. Berichtschreiben im Auto, während wir vor dem Generalstabsquartier auf den Adjutanten warten.

Heute sind auch deutsche Jäger in diesem an LW armen Frontabschnitt eingesetzt.

Nach Plate auch Capito, den ich in Wittenberg kennenlernte, getroffen. Unterwegs sahen wir Sammelplatz von russischen Gefangenen. Wie wenig asiatische Typen. Unter den Rumänen glaubt man die Volksdeutschen gleich mit Sympathie herauskennen zu können. Das helle Gekeif der Rumänen. Aber wir photographieren ihr malerisches mittägliches Lager im Kornfeld.

Von den Dörfern ist noch zu sagen, daß sie alle merkwürdigerweise an alte Niederländer und an Dürers Dorf erinnern. Welche Studienobjekte für mich. Namentlich auch die Dorfbrunnen. Hier alles wieder Stangen- und Kettenbrunnen, nur manchmal mit Dächlein. Hebebaum-Brunnen nicht mehr. So manchmal so hübsche Kirchen, mit asymmetrischen Rund- und Spitztürmen in großen Wipfeln und auf schönen Höhen. Die zweite Kirche von Tomaschpol aber zerschossen, nur Umrisse stehen. Es sind doch sehr viele Tür- und Fensterläden geschlossen, also noch viel Flüchtlinge unterwegs, die man ja unterwegs auch allenthalben trifft.

Man erfährt: Diese Nacht haben der deutsche und der russische Divisionsstab auf einer Linie in Nachbarorten nebeneinander gelegen! Man fand früh einen erschossenen russischen Offizier, mit dem heutigen russischen Stabsbefehl in der Tasche. So wußte man rechtzeitig die heutigen russischen Operationen: hinhaltender Widerstand, geordneter Rückzug, Panzerangriff – alles militärisch planvoll. Doch sollen die einzelnen russischen Armeen ohne Zusammenhang miteinander kämpfen.

Unsere Angriffsstockung ist wieder überwunden.

Von den Zapowka-Kasernen aus fahren wir noch das kleine Stück am Feld entlang zu dem von den Russen am Vortage in Brand gesteckten Getreidelager (2000 Zentner?) am zum Teil von ihnen umgestürzten Güterzug an der Strecke Odessa–Berlin.

Die deutschen Soldaten unter Leutnant Weise retten, was sie nur retten können. Die ganze Nacht hindurch haben wenige Mann unablässig gearbeitet. Geruch von Brand und Brot.

Nahe qualmt auch noch immer der Bahnhof.

Rauchwolken, Staubwolke der Vormarschstraße, die weißen Wolken des heißen Mittaghimmels.

An dem Getreidelager, am Feld, ein leichter, kurzer, aber gerade

diesen Abschnitt abstreifender Beschuß durch russische Artillerie. Rechte Gefahr für uns, da man sich hier einschließen will. Noch hört man die Granaten über uns wegsausen. Aber der nächste Einschlag in dieser Richtung hätte uns treffen müssen. Wieder, wie beim Dnjestr-Übergang, war es genau mittags 12 Uhr.

Gleich danach, an der Straße, erhielten wir an Feldküche fremder Einheit unser warmes Mittagbrot. Das berührt seltsam.

Rumänische Kavalleriedivision rückt nun vorn in den Einsatz – aber dahinter liegen wir Deutschen. Gott sei Dank.

Mittagsonne. Reife. Jetzt erst die vorhin erwähnte Aufnahme des rumänischen Mittagslagers im Feld.

Zurück nach Borowka, wo nun in stiller Dorfseitenstraße unser ganzer Stab eingetroffen ist.

So freundliche Begrüßung im Kreise meiner Adjutantur. Es wäre gar nicht mehr das Richtige gewesen ohne mich. Und der „Haushalt“ –. Man habe fest geglaubt, da ich nun einmal erst beim Divisionsstab war, hätten sie mich dort nicht mehr „hergegeben“.

Und welche Freude bei den „Vater“-Bestellern des damaligen Kasinoabends, daß nun wirklich aus Bukarest neun „Vater“-Exemplare vom Techn. Inspektor Wünsche mitgebracht worden waren. Ich erhalte vor dem Bauernhäuschen, vor dem wir uns etabliert haben, artige Dankbesuche mit den Bitten um Widmung. Und die dauernden „Vater“-Bestellungen der Kameraden an die Adressen ihrer Frauen oder Familie. – Leutnant Kulig über das „Vater“-Geschenk ehrlich erfreut. Widmung: Zur Erinnerung an die Fahrten zur Front in diesen beiden Tagen.

Adjutant erklärt mir unterwegs alles, damit ich eine recht weite Perspektive bekomme. Wie dankbar muß ich sein für die Art, in der ich den Krieg mitmachen darf – und nun doch den wirklichen Krieg. Vor allem habe ich durch den Adjutanten auch die richtigen Karten.

Ein Brief von Rennerle – sie hat es im Sommer durch die räumlichen Verhältnisse sehr schwer in ihrer Stellung; um so dankbarer ist sie für ihr Zuhause.

Drei Briefe von Hanni – obwohl auch dies alles vorher durchlebt ist – bedrücken mich maßlos; neue Wohnungsmaßnahmen gegen Nichtarier, große Verängstigung; und zum erstenmal, vom Politischen Leiter M. Taktlosigkeiten gegen Hanni, besonders weil man wohl auf Fräulein Anni reflektiert. Und das übrige Berlin klagt

und stöhnt wegen der sommerlichen eingeschränkten Ernährungsverhältnisse. War ich da, kam kein M.; Hanni wünscht nur, daß ich zu Hause sei. Und das sagt bei Hanni genug. Denn in unserem Falle hat das alles einen so anderen Akzent. Die mögliche Kriegsdauer bei all den Verschärfungen – wieso hat Reni einen Passierschein? – bedrückt Hanni so. – Die Briefe umschließen die ganze Last meines Lebens. Aber: „Trachtet am ersten –“. Matth. 6. „Der in euch ist, ist größer, als der in der Welt ist.“ I. Joh. 4, 4.

Und auch dies ist für mich ein besonderes Wort für diese Zeit geworden: „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“

Wann werde ich wieder neue Kirchenlieder schreiben?

Ich sehe meine Last; und sehe Gottes Treue.

Wir hören: in Aachen gibt es keine Straße mehr, in der nicht 6, 7 Häuser von englischen Fliegerbomben getroffen sind.

Dr. Braun, Sanit.Uffz. Kurz werden weggeholt: an jener Stelle, an der wir gerade das Mittaglager der Rumänen aufgenommen haben, etwa 8 Kilometer von Borowka, trafen vier kleine Fliegerbomben 65–70 Rumänen aufs furchtbarste.

Ein Bild des Grauens, berichten Arzt und Sanit.Uffz.; auf einem Haufen 30 Tote, einem andern 17, entsetzlich zugerichtet.

So sanfter, besonnener, grüngoldener Dorf-Hochsommernachmittag.

Wir wohnen im Bus, hausen aber im großen Garten eines kleinen Bauernhauses mit freundlichen Einwohnern. Im Hause liegt ein verwundeter Russe, der sich vertrauensvoll dem Stabsarzt melden läßt. Er liegt seit vier Tagen dort. Er läßt durch unseren Dolmetscher sagen, es seien noch mehr verwundete Russen im Dorf, die man suchen solle.

Weinende Frauen des Dorfes suchen bei uns durch den Dolmetscher Schutz: gegen die Vergewaltigungen durch die Rumänen mit vorgehaltener Pistole.

Ich bin sehr angespannt – aber alles staunt über mein glänzendes, braungebranntes Aussehen. Und die von meiner 5/176 sagten bei einer Begegnung: „Und so heiter.“

Die Rast am Rest des Tages brauche ich außer zu kurzem Bericht an Hanni zum Verkleinern meines Gepäcks für die Autofahrt, die morgen weitergeht.

Noch immer – in der Abendsonne – kommen Sankas von der Front.

Unser Stabs-Rest, auch der Bus, hat 24 Stunden an der Pionierbrücke festgelegt.

An den Zapowka-Kasernen habe ich Flugblätter der Russen für das Überlaufen zu ihnen gefunden. Auch ein Gedicht von Erich Weinert. Welches Verkennen der deutschen Mentalität.

Dieses Dorf hat ebenfalls saubere Kollektivscheunen. Über unserem schönen, abfallenden Bauerngarten eine Brandruine.

Kreisrund und sanft sinkt die Sonne.

Uns gegenüber das ungemein reizvolle Bauernhaus – mit der sinnenden Asta-Nielsen-Bäuerin – des Kasinos hübscher Vorbau, wipfelumschlossen. Die einfache, lange Abendtafel, weiß gedeckt, der Offiziere. Während des Abendessens schickt auch Hauptmann Alpes herüber, ob es wohl noch einen „Vater“ gäbe. Ich hatte auch ein Exemplar mehr mitkommen lassen. Alpes bedauerte, damals meinem Vortrag nicht beigewohnt zu haben (z.b.V., viel unterwegs).

Ninas und ich gehen auf der dunkelnden Dorfstraße unter den Wipfeln und Sternen auf und ab. Brandgeruch in der kühlen, reinen Abendluft. Schlaf im Bus, bei meiner „Familie“.

Reife Maulbeeren. „Russisches Brot“ in flacher Babenform, wie ich es auch den Gefangenen bringen sah.

24. Juli / Donnerstag

*Borowka – Zapowka – Werboda –
Kryshopolja*

Um 4 Uhr in der Morgenkühle aufgestanden.

Morgendunst über dem kleinen Fließchen, den Wäldern, den Feldern. Sonnenaufgang so klar, wie gestern abend der Sonnenuntergang war.

Um 6 sind Adjutant und ich bei den Zapowka-Kasernen, heute schon nicht mehr der Hauptgefechtsstand des Generals, sondern Sitz von I b. Daneben im Wäldchen, in dem auch gestern noch Feindwiderstand war, heute schon unser Munitionslager. Das imponiert einem gewaltig.

Frühstück an einer Feldküche des Divisionsstabes.

Noch immer die Brandwolken an der Bahn.

Es ist nur kurz nach 7 Uhr. Gerade hat der Vormarsch der Infanterie begonnen. Wir fahren – da neue Aufgaben für uns nicht da – zur Front.

Zapowka ist an einzelnen Stellen, namentlich Fabrikbetrieben des dörflichen Ortes, sehr schwer getroffen, im ganzen aber doch recht verschont. Auch ist Bevölkerung da.

Das Dorf Werboda, hinter dem Wäldchen, in dem vorgestern bei unserem ersten Frontbesuch noch gekämpft wurde, besonders hügelig, gewunden, hochsommerlich und schön – seltsam entsprechend meinen alten Puppentheater-Dorfkulissen.

Bei diesem Dorf und dem nächsten, Kryshopolja, steigt die Straße zur heutigen Front. Wir können nicht weiter. Denn wir sind schon an der Stelle, an der General de Angelis gerade die eben begonnenen Operationen der Infanterie leitet, die uns die Straßensteigung verbirgt.

Vorführende Artillerietätigkeit.

Gleich hinter der Front halten wir eine Rast, da neue I b-Befehle in Sachen der Wegerkundung und unsere Kolonnen noch nicht zu erwarten sind. Friede des Hochsommers, reifendes Getreide, Sonne, Wald, blühende Lupinenfelder über den anderen Feldern, reife Himbeeren in Fülle. Ist es jetzt nicht oft wie Reise?

Bei I b. Kein neuer Befehl. Die Operationen, der Vormarsch entwickelt sich erst langsam.

Wir fahren zur 5/176 in dem Wäldchen, hinter dem das eroberte Brennstofflager liegt. Beglänzter Mittagwald. Wiedersehen mit mehreren, sehr herzlich, von meiner gerade abrückenden Kolonne.

Unterwegs sahen wir sieben tote Pferde an einem Fleck. Wir warten im Wagen von I b, ob Mittagbefehle (Major B. mit Leerlauf und Kompetenzstreitigkeiten sehr schwierig. Auch an der Front überall das Allzumenschliche).

Adjutant und der Fahrer lesen, trotz der Mittagsglut; ich schreibe meinen laufenden Bericht. Hauptmann Cartheuser kommt – solche Freude, mich nun „in der einzig richtigen Verwendung, für die ich der prädestinierte Mann sei, zu finden“, mich gerade schreibend in dem großen „Wanderer“ anzutreffen.

Und nach 1/2 Stunde fährt auch 5/176 wieder hier vorbei, im Wald Munition abzuladen. Auch bei der 5. wird nun mehrfach vierspännig gefahren.

Oft sieht man jetzt auch dreispännige Bespannung.

Die morgendliche Fahrt hatte eine sehr markante Situation. Jenes furchtbare Bombenunglück, das gestern die Rumänen traf – es war wirklich jene Stelle, die wir gestern um des romantischen Mittagslagers willen fotografierten.

Nun machen wir eine Aufnahme von dem Massengrab an dieser Stelle!

In diesem Kriege, was eigentlich für den Nachschub nicht üblich ist,

fahren unsere Kolonnen auch oft die Munition bis in die Stellungen.

Kolonnen 8, 9, 10 sind ganz den Regimentern IR 178, 203 und 230 unterstellt.

Der Adjutant und ich empfinden kein Nachschub-Odium mehr; die Verknüpfung mit der Kämpfenden Truppe ist doch zu eng, der Bedarf an den Lieferungen des Nachschubes zu groß, so unvergleichlich die Leistungen der Kämpfenden Truppe sind.

Ich habe nun den totalen Überblick über den Nachschub. Die Rumänen lassen auch die verwundeten Pferde einfach zurück.

Nur Müdigkeit und Migräne. Schlaf, Aussehen, Appetit glänzend. Die Mattigkeit fast allgemein. Und welches Urlaubsbedürfnis bei den meisten, die nun oft schon ein Jahr ohne Urlaub sind. Urlaub – denn an ein nahes Kriegsende glaubt ja keiner, auch wenn es mit Rußland rasch gehen sollte. Wie oft werden die Photos von daheim ausgetauscht.

15 Uhr. Wir warten noch immer bei I b. Schlafen, Lesen, Schreiben im Rasen eines Apfelgartens vor den Blockhäusern der Zapowka-Kasernen. Nachmittagsfriede!

Angriff wird in 10 Kilometer Entfernung heute nur langsam vorgetragen.

Bei den Zapowka-Kasernen und auch sonst an Ortschaften Schild gegen Plünderung und für Bezahlung jeglicher Entnahme. Welcher Gegensatz zu den Rumänen.

Keine neuen Befehle. Unterwegs viele Gefangenengruppen. Fahrt zurück nach Kumar Brod, durch das wir auf den Fahrten von Tomaschpol zur Front schon einige Male gefahren waren. Sehr liebliches Dorf. Überall die reizvollen Vorbauten der Häuser. Hohe Strohdächer mit erhöhtem First und Holzdachreitern. Baden mit Karli, Ali, Erich, Oberschirrmeister in kleinem Weiher und Graben, in weiter, lieblicher Wiesenlandschaft.

Auf der Vormarschstraße nur noch Autos. In emsigster Leistung sind die Telefonleitungen wieder hergestellt.

Abendbrot mit meiner „Familie“, die wirklich an mir hängt, im Freien. Schlafen im Bus.

Abend recht dunkel. Bevölkerung freundlich.

„Vater“-Bestellungen, „Vater“-Bestellungen!

Die erste, reine Zwiebelturmkirche, in glücklichem Stil, dabei wohl sicher Jahrhundertwende, erhalten und wohl auch, wie die anderen, anderen Zwecken zugeführt.

25. Juli / Freitag

Schtscherbakowo

Es hat geregnet. Durchblick durch dichten Malven-Bauerngarten auf Höhe, auf Kirche mit Tannen. Reise!

Um 6 Uhr zum I b, Zapowka-Kasernen.

Auch ein rumänischer Stab dort. Allgemeine Abneigung gegen die Verbündeten.

Der Vormarsch geht wieder schnell weiter.

Aber bis 9 Uhr kamen keine neuen Befehle für den Adjutanten.

Und Major Breithaupt fährt uns noch nicht, wie angesetzt, zur Front voran. Neuer Regen. Dörfer Morast. Straßen halten stand.

Zurück zur Kriegsferntreuung von Dr. Braun. Bauerngartensträusse zur Gratulation.

Vormittags- und Mittagsstunden zum Schreiben, namentlich Beantwortung von Hannis letzten vier Briefen; in dieser Woche konnte ich nicht so regelmäßig täglich schreiben.

Sonne kommt wieder hervor. Essen bei der „Familie“: Hühner aus dem Dorf.

DAZ: Noch nie war Nachschub in solcher Breite und Tiefe eingesetzt. Auch Nachschubbilder. Aber nicht bezeichnend. Meine Aufgabe lohnt.

$\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags Fahrt zu I b in Zapowka; und noch einmal zurück. Und da ist gerade Feldpost mit zwei Briefen von Hanni angekommen. Um 5 Uhr wieder bei I b, der uns nun zur Front voranfährt. Welch eine Strecke, 50 Kilometer und mehr, ist von einem Tage zum anderen erobert: von jener Stelle an, an der wir gestern nicht, am General vorüber, weiter durften! Und allenthalben sieht man doch, wie gekämpft worden ist und daß der Feind nicht etwa floh! Unsere Truppen haben es nicht leicht gehabt.

Werboda – Kryshopolj – Krikliwzy – Schtscherbakowo –. Die einen Ortschaften sind erhalten, die anderen furchtbar zerstört. Erbeutetes Sägewerk und Brennstofflager. Ich sehe einen völlig niedergebrannten Ortsteil noch qualmen und brennen.

Bombeneinschlag in Strecke Odessa–Kiew. Sonst nur in einer Schmalspurstrecke. Dann wieder Idylle: Wäscheklopfende Frauen an Weihern –, putzende, waschende, ruhende Soldaten in Bauerngärten.

Die Zeichen der Kampfstraße die gleichen wie sonst, nur gesteigert und zahlreicher. Und dann und wann auch vom Feinde zurückgelassene Feldküchen. Und die Felder dieses Hochsommernachmittags sind nun zerwühlter und durchfurchter. Und noch mehr Reihen

frischer deutscher Gräber, möglichst bei Friedhöfen. Auf den Gräbern zum Teil durchlöchernde und zersplitterte Stahlhelme. Ein alter Friedhof am Waldrand in dichtem, altem Obstgarten, sechsflügelige Windmühlen in Dreiergruppen. An allen Tagen, schon seit der Grenze, die Holzwachtürme der Russen.

In der verschlammten, steilen, breiten Senke von Krikliwzy bleibt erst der Wagen von Major B., dann unser Wagen stecken. Wegkommando genügt nicht. Raupenschlepper muß uns, LKW und I b, herausziehen. Aber es nützt nur für eine kurze Strecke.

Das größte Hindernis kam noch.

Vorher sehen wir unsere 4/176 mit Fölsche recht weit voran. Zum erstenmal sehe ich zwei bis drei Vormarschstraßen nebeneinander und ineinanderlaufen.

Drei Divisionen beieinander: 76., 22.; eine dritte – noch mehr: die mit dem gekrönten Adler und die mit dem springenden Pferd. Alle, alle Truppengattungen: Tank, Panzer, Fahrkolonnen, Kavallerie, Infanterie, Sankas, Vet.-Komp., Radler, Vorauskommandos.

Aber nun biegt die Marschrouten dieser Divisionen in elendesten Feldweg ein. Zum Teil muß neben einem Hohlweg her über ein steiles Feld gefahren werden; der Wagen von I b kam noch hinüber; wir schafften bereits den Anlauf nicht mehr.

Die Schwierigkeiten dieses Vormarsches werden allmählich größer als in Bulgarien, in den Pässen dort.

Die Nachmittagssonne hat auch den Matsch nur unzulänglich ausgetrocknet. Zudem Überschneidungen von Vormarschreihen aller Art gerade an dieser Stelle. Auf das steile Feld und den Hohlweg zu stockt alles; denn Wagen, LKW und PKW rollen rückwärts, ineinander, Pferde scheuen, Autos dampfen, als brennten sie –. LKWs, Schlepper, – einer hilft dem anderen, Auto dem Pferd. Aber mehrere haben nun schwierige Pannen.

Infanterie hilft Gespanne schieben. Unserem Wagen versagt die Kuppelung; Differential gebrochen. Man sieht den „Wanderer“ traurig an, denn man hat ihn auf diesen Fahrten lieb gewonnen, wie auch den immer mehr lädierten Bus. Bloß in dieser Wirrnis und Verstopfung keinen Luftangriff! Aber wir bleiben verschont.

Nach dem schönen Sommernachmittag in lieblicher Feld- und Waldlandschaft – nur die Gerste steht elend – wird es nun Abend. Sanftes Waldtal gerade an dieser Stelle. Abendfriede. Über den Feldern noch der helle Schein aus ihrem reifenden Rötlich-Gelb und Braungold. Ein brennender Hügel, wie Kohlenhalde, daneben die

gewaltige Silhouette des größten Tanks, den ich bisher sah, und seiner auf ihm stehenden Männer.

Dies der Anfang unserer Schleppfahrt hinter Traktor, der uns noch an seinen LKW angehängt hat, – manchmal war's schwer genug für ihn. Durch Abendfelder am Waldrand, unter tiefhängenden Laubbäumen. Endlose Wagenreihe. Reiter, die reitend ihr Abendbrot essen. Abendlicher Meldereiter kommt im Feld entgegen. Am Horizont Leuchtkugeln und Feuerschein der großen Geschütze. Die Front, in gewaltiger Steigerung der Vormarschverdichtung, jetzt längst angekündigt, ist nahe. Aber I b konnten wir nun nicht mehr zur Front nachfahren.

Wir waren froh genug, noch den weiten Weg, auf den Trittbrettern stehend, bis nach dem nächsten Dorfe, Schtscherbakowo, unserem heutigen Hauptziel und gedachten Ausgangspunkt zur Front, abgeschleppt zu werden und in dem verwinkelten, weitverzweigten, hügeligen Dorf den freien Platz zu finden, über den alles zieht und wo andere Einheiten kampieren und wo wir uns neben einen LKW des 6. A.R. legen konnten, der auch für morgen aufs Abschleppen wartet.

Sehr dunkel, sehr bewölkt. Lind. Spätes Abendbrot aus Büchse auf dem Kühler bei einer Kerze.

Schlafen im Zelt bei Hecke. Geschützfeuer ringsum. Noch immer Kolonnen, rasten neben uns, ziehen an uns vorüber. Aber man schläft, ist diese Geräusche und Rufe schon gewohnt.

In diesen Tagen hat mich mein Ischias ein wenig geplagt.

I b war im Ort bei dieser Dunkelheit für den Adjutanten nicht mehr auffindbar gewesen.

Schwierige Wasserverhältnisse.

26. Juli / Sonnabend

Schtscherbakowo — Koslowska

Diesmal stehe ich erst um 6 Uhr auf. Adjutant findet I b. Fährt auf Melder-Krad zu unserem Stab zurück. Schaukat und ich warten bei unserem kaputten „Wanderer“.

Wasch- und Abwaschmöglichkeit auch hier, trotz entlegener, in Dorfschluchten verborgener Brunnen; und trotz ihrer (sehr dekorativen) Inanspruchnahme als Pferdetränke.

Neu einige massive, saubere Häuser.

Das Dorf ähnelt den rumänischen. Arm. Wirr. Bloße Lehmhäuser mit verwahrlosten Strohdächern. Alle Bevölkerung hier zu Lande sehr schlecht angezogen. Keine ausgesprochene Tracht. Viele Brücken

und Dörfer haben über Straßen und Brücken einfache Holztore wie Ehrenpforten.

Am Morgen die Artillerie schwach, auf den Mittag zu wird sie heftiger und näher. Am frühen Morgen viel feindliche Flieger über uns. Doch nur ein etwas entfernter Bombenabwurf. Auto haben wir mit Grün und Zeltbahn getarnt.

Zeit zum Säubern, Zeit zum Schreiben. Tut wohl.

Obwohl drei Feldküchen hier, hält es schwer, selbst gegen Zigaretten etwas elenden Tee zum Frühstück zu bekommen. Alle sind so knapp. Den Tee bekamen wir bei einer Einheit, die, wie Teile des 14. Regiments, vor dem Feind zurück mußte. Diese Einheit hier hatte viele Verluste, sieben tote Pferde; mußte Decken, Gepäck in eiligem Rückzug zurücklassen.

Zum erstenmal beobachte ich auch bei deutschen Einheiten (Fahrkolonnen) Geschrei von Vorgesetzten.

Meldereiter, Kradmelder von der Front her. Nach neuer Munition fahrende, leer zurückkommende Fahrkolonnen.

Noch lange am Vormittag ist der Dorfplatz ein Zentrum der Bewegung von und zur Front. Mittagbrot – doch jeden Tag nur knapp und nur Erbsen oder weiße Bohnen – bei einer abrückenden Einheit. Der LKW des 6. A.R. ist abgeschleppt, für uns scheint es schwieriger. Es wird leer im Ort, und Sch. und mir ist nicht ganz behaglich. Doch liegt Feldpost uns gegenüber; ich kann einen Brief an Hanni mitgeben.

Auch die deutschen Kolonnen haben jetzt oft Fohlen bei sich, wohl bei den Beutepferden.

Ein süßes, totes Fohlen liegt hier auf dem Platz. Daneben zurückgebliebenes, schönes Pferd mit kaputter Hinterhand. Es kann nicht stehen, nicht liegen; Bauern führen es weg. Bevölkerung scheint zum Teil da. Alter Mann holt uns Wasser. Frau verkauft uns und brät uns zwei Hühner. Verständigung noch sehr schwer.

Glut – ich saß schreibend in Badehosen im Schatten – und Schattenkühle wechselten. Vom frühen Nachmittag an sehr windig und bewölkt. Wir warten, warten. Doch mir wird ja nie die Zeit lang.

Immer wieder vereinzelt Truppensucher.

Artillerieschießen unaufhörlich.

Nachmittags ein schönes, rundes, selbstgebackenes Brot von einer etwas höher liegenden Sanitätskompanie, die in einem sauberen Hause uns gegenüber ihren gut ausgestatteten Verbandsplatz hat. Leichtverwundete dort; aber nun kommen allmählich auch noch

schwerer Verwundete. Von den Leichtverwundeten kommt gerade einer von der Front mit blutendem, verbundenem Gesicht und dem „Laufzettel“.

Auch ein Pferdesammelplatz im Ort. Wir sind also nicht allein. Bevölkerung wirkte etwas unschlüssig. Hat außer den beiden Hühnern nichts für uns. Die Ortschaften sind jetzt in dieser Hinsicht alle recht erschöpft. Die Bevölkerung steht untätig in größeren Gruppen umher, sieht nach der Richtung des Artilleriefeuers, das nur hörbar ist.

Die Hütten haben mit bunten Papierblumen geschmückte farbige Öfen und Papierblumen an den Stubendecken. Gestickte Blusen der Frauen — das einzige an Lebensfreude. Blonder, kräftiger Typ. Bei den Männern Russenbluse, Tolstoibauern, wie nun schon oft.

Die Kirche hier ist ganz zerstört. Nur ein Bogen steht noch wie ein halbzertrümmertes Tor. Aber auch dies führt in den Himmel. Auch in diesem Land.

Am Nachmittag werde ich von PKW abgeholt, wieder zu unserem Stabe, der jetzt 10 Kilometer weiter liegt. In Koslowska. Hübschgelegenes Dorf. Unser Parkplatz an armer, turmloser, stiller Dorfkirche aus graugestrichenem Holz in deren großen Obst- und Rasengarten. Eine Kirche, wie nach dem Bildersturm: primitiver weiß-goldener Holzaltar in der Wüstnis steht noch. Ohne Bilder. Des Kommunisten Wachmann(?) Bild — er soll in diesem Orte gelebt haben, bis jetzt —, das am Altar aufgehängt war, wurde entfernt. Begrüßung und Liegen im Gras. Mein Lagebericht, auf den die Kameraden immer recht warten.

Schwerer Abendregen: eine große Sorge.

Unsere Division muß jetzt vielleicht für sich allein kämpfen.

Im Norden abgeschnitten. Heftiger Widerstand der Russen; ihre Stellung glücklicher als die unserer drei unglücklicher, gegeneinander stehenden IR 178, 230 und 203.

Weiß das Herz noch den Sonnabend-Abend? Ja!

Unermeßliche Gärten des armen, weiten Dorfes. Frühes Abendwerden. Schwerer Abendregen, der einem für die Straßen wieder sehr bange machen muß. So eng im Bus. Und doch ist er uns ein Stück Heimat. Und wie sein virtuoser Fahrer Willi Ott als einsamer Sonderling und Tyrann daran hängt. Ich Sorge zum Abend schnell für meine Familie; den Abwasch besorgt, gegen Essen, freundliches altes Russenehepaar.

Nach dem Abendbrot zu P. Plate, der mir sagen ließ, daß er im

gleichen Ort einen halben Kilometer weit liege, hinter Höhe und Grund. Vorgebirgslandschaft in beginnender Ernte und Abendregen. Schon wieder grundlose Wege. Man kommt in Schweiß gebadet an. Zeltlager der zweiten Sanitätskompanie. Dort P. Plate mit seinem Küster, Studentenpfarrer Blankenburg, im Zelt: „Ek-kart“ mit der neuen „Kyrie“-Anzeige; Kerze, beide liegend, Tee, Schokoladentafel, Cognak aus der Feldflasche, Zuckerbeutelchen, wie sie hier die Bevölkerung den Soldaten schenkt. Und so viel Herzlichkeit; man lasse mich nicht weg von der Division.

Durch die Kämpfe, Verwundungen, Tod neue Aufgeschlossenheit für den Glauben.

E. wollte ursprünglich Theologe werden, erzählte er Plate. Und mir, daß er zu der Kriegsferntrauerung von Dr. B. nur mein Hochzeitslied lesen wollte, sich dann aber der Einstellung des neu hergekommenen Partners nicht gewiß war.

P. will mich, kehrt wieder Ruhe ein in der großen Bewegung, seinen alten Plan aufnehmend, allen Kommandeuren der Divisionen vorstellen.

Beim Abschied rief P. zu einem anderen Zelt mit dem kartenspielenden Oberstabsarzt Koschel und drei Ärzten hinüber: „Jochen Klepper ist da.“ Und sofort auch da die freundliche, selbstverständliche, artige Begrüßung. Der „Vater“ aus Bukarest – es ist eine ganze Serie geworden! So schön alles, alles. Gott führt mich so wunderbar durch den Krieg.

Gott ist kein Quäler; er prüft nur, seine Treue zu bewähren. Er wird mir im Hinblick auf die Meinen keine furchtbare Heimkehr bereiten.

Dr. Koschel, den ich beim Dnjestr-Übergang kennengelernt hatte: ein berüchtigter Kommunist sei ihm übergeben. Eras solle ihn übernehmen. Ich war noch bei Eras im „Kasino“, gegen das ich die Antipathien der anderen nicht teile, ist es doch ein Stück Tabagie. Alles Nötige wird veranlaßt (mit dem Ergebnis, daß es sich wohl um dörfliche Denunziation handelte).

Regennacht im Bus.

27. Juli / Sonntag

Kosłowska – Lugi

Grauer und kühler. Um 5 aufgestanden, da meine und Leutnant Kuligs Weiterfahrt ungewiß. Und nun vor dem Bus, auf der Holz-treppe der Kirche – soweit hat der Regen nachgelassen – Platz und Zeit für Toilette und Frühstück; dergleichen vermerkt man immer

sehr dankbar. Viel Schießen. Artillerie oder Flak oder Einschläge. Sehr trübe; trübe auch das Bild der in der Kirche schlafenden Soldaten mit ihrem herumliegenden Kram.

Morast der Wege; aber schon wagen es wieder viele Fahrzeuge. Nun tritt auch Adjutant mit mir die Fahrt an. Wir haben zum Ersatz für den „Wanderer“ nun den kleinen, auch schon lädierten, von Busas gefahrenen Opel vom Spieß und fahren hinter Eras zu I b in das nur wenige Kilometer entfernte Lugi. Sehr arm. Sehr, sehr weitverzweigt, in Tälern und auf Höhen verstreut. Steile, gewundene Wege, große Weiher. Schönstes Hügelland. Steigung auf dem Wege hieß: Morast und Stockung. Gleich im Anfang unserer Fahrt 17 festliegende PKW/LKW.

Wieder 5/176 berührt. Zu mehreren unserer Kolonnen am Wege. Am Munitionslager. Aber an diesem Walde müssen Busas und ich mit dem Opel umkehren. Der Wagen schafft nicht die Fahrt hinter dem von M. Breithaupt her. Adjutant fährt mit Breithaupt. Außerdem müssen wir noch I b-Befehl zur 7. (Sprit-)LKW-Kolonne bringen durchs endlose Dorf Lugi, viel Suchen, Morast, Morast. Die LKW und PKW schlingern, tanzen, bleiben stecken.

Bei 7/176 bekommen wir Mittagbrot, dann nach Rückkehr zu I b dort gegenüber bei Fliegerereinheit – der ersten, der wir begegnen – noch einmal Gemüse, endlich einmal im Sommer frisches Gemüse, dem der Landser weit den Vorrang vor Fleisch gibt. Bei 7/176 in Regenpause – denn immer wieder begann es zu regnen – hübscher Platz am Brunnenhaus mit Tisch und Bank im Garten, was eine solche Seltenheit ist. Wieder wird uns abgewaschen.

Wir warten in grünem, stillem Seitenwege der heute wieder recht belebten Vormarschstraße, gegenüber I b, der jetzt auch nur ein recht elendes Bauernhaus zur Verfügung hat.

Zum erstenmal also liegen wir nun neben einer Flieger-Einheit. Denn nun endlich sollen hier Flieger größer eingesetzt werden können. Früh gab es schon wieder viel Schießerei auf russische Flieger. Unsere Flieger tragen die hübsche Tropenuniform. Sie machen den Eindruck einer – wohl mit Recht – verwöhnten jungen Truppe.

Umwölkt, grau, leichter Wind, nicht schwül. Warten und Schreiben im Opel. Wir haben abzapfen, wann I b aufbricht, und uns dann gleich anzuschließen.

Auch mit solchem Sonntag ist man ganz zufrieden.

Die Russen scheinen sich nun in dieser Zone zur Schlacht zu stellen. Endlich scheinen wir mehr Flieger hier zu haben.

Malvenzeit, Malvenland –. Sonnenblumen. Bauernblumen, die wie Heliotrop und Juchten duften. Getreidereife. Windmühlen. Storchennester. Die berühmte Vorausabteilung Lindemann unserer Division soll gefangen sein.

Hübscher Ersatz eigentlicher Trachten: glattrote, glattblaue Röcke, glattgelbes Kopftuch. Unverkennbar ist in der Ukraine viel für Zahnpflege getan. Aber nur in Art unserer Krupp-Plomben.

Furcht der Bevölkerung vor russischen Fliegern. Viele betonen, Ukrainer, nicht Russen zu sein. Aber dies geschieht wohl aus Sorge.

Einfache Landfrau hier, die ich sehe, soll Sowjet-Offiziersfrau sein. Seit Kriegsbeginn keine Nachricht von Mann.

Unser Stab soll noch heute nach hier kommen.

Hier liegen mehrere Stäbe verschiedener Divisionszeichen. Immer wieder Abrückende, Eintreffende, Nachrückende.

Unser Leutnant Ziegert hat ein interessantes Sonderkommando mit dem Halbrussen Marx (vom IR 203): vorbereitende Ansprachen an die Bevölkerung. Meist dauert es 1–2 Stunden, bis die doch recht Verschüchterten zusammengebracht sind. Ist Gelegenheit da, läßt man möglichst viele sich setzen. Dann: Wir seien ihre Schützer und Helfer. Das Land sei ihr Besitz. Sie sollten ja die Ernte einbringen.

Die Bevölkerung an die Erntearbeit zu bringen: eine wichtige Aufgabe für uns. – Allmählich wird meist etwas Vertrauen gewonnen. Jeden Tag bekomme ich meine Anschlußkarten mit strategischer Erklärung gezeigt.

Heute besteht nicht mehr die Gefahr, abgeschnitten zu werden. Aber 60 Kilometer lang haben wir Russen in der Flanke, da die Rumänen nicht standgehalten haben. So ist auch bei Krikliwzy, wo wir waren, ein Loch; und gerade zur Vormarschstraße.

Wir erfahren nun erst, daß sie auf jener großen Vormarschstraße vorgestern hinter Kryshopolj noch einmal, gleich hinter unserer Durchfahrt im „Wanderer“, die Vormarschstraße beschossen haben, aus einem der Wäldchen hervorbrachen und ein Gemetzel unter einem Troß anrichteten (Zungen und Geschlechtsteile abgeschnitten, Schädel gespalten).

Um 5 Uhr kommt unser Stab. Wir schließen uns an. Der Stab findet nach einigem Wechsel noch eine Dorfstraße für sich in den truppenüberfüllten Dorf.

Von Hauptmann Z. erhalte ich den Auftrag, im Beiwagen eines

Krad (zum erstenmal wieder seit meinen frühesten Kinderjahren bei Vater) durch die Schluchten, Täler, Höhen des riesigen Dorfes zu fahren und festzustellen, welche Einheiten hier liegen. Das ergab einen interessanten Querschnitt: Unser Stab, Divisionsstab 22. I.D., 18 Einheiten vieler Truppengattungen, von Armeekorps und mehreren Divisionen (76., 239., 22.).

Darunter Infanterie, Artillerie, Pioniere, Heeres-Aufklärer (Flieger), Troß, Werkstatt, Feldlazarett, Feldschlächterei. Darum auch rege feindliche Fliegertätigkeit mit MG-Feuer hin und her.

Kinder stecken mir Gurken aus ihren Gärten zu: von der Busfamilie, namentlich mit Zucker, sehr begehrt.

Etwas sorgenvoller Abend. Die hinter uns liegende Vormarschstraße ist für die Russen sehr offen geworden. LKW's der 22. I.D. kommen geflüchtet. Auch einer unserer Kradmelder, der aus nahem Wäldchen beschossen wurde. Dörfer in der Nähe ganz ohne deutsche Truppen. Manche von uns machen schon laut Spießbefehl ihr Sturmgepäck fertig.

Für einen Juliabend viel zu frühes Dunkeln. Rechte Aufregung im Ort. Schlafen im Bus. Sehr eng. Auch auf Tisch, Kiste, kleiner Halbbank muß geschlafen werden. Zwischen 4 und 5 Uhr heftiges, schweres Schießen. Leutnant Kulig kam erst spät von der Fahrt, mit I b zu I a, zurück. Geriet in Bombenangriff. Und Flieger-MG. Leuchtspur-Beschuß. Zerstörerangriff. Leutnant Kulig beteiligt sich an der Abwehr. Die bewunderungswürdige Ruhe des den Angriff beobachtenden Generals.

Heut früh ein hübsches Sonntagmorgenbild: junge Russin in gestickter Bluse, in der Haustür kauern, leise Balalaika spielend. Am Sonntag tragen noch mehr Männer Russenblusen. Alle Häuser haben Papierblumenschmuck.

28. Juli / Montag

Lugi

Sehr schöner Hochsommernmorgen. Einmal bis 6 Uhr geschlafen. Dennoch gehört auch heute die Morgenfrühe mir. Nach dem gemeinsamen Frühstück in dem Bauerngarten, in dem unser Bus steht, bringe ich den inzwischen wieder (!) verwahrlosten Bushaushalt in Ordnung. Einen Arbeitsplatz finde ich mit kaputtem Tisch, kaputter Bank im Garten und an einem blühenden Zinnienbeet, mit dessen Blumen ich im Geist die Vasen daheim fülle. Ruhiger Arbeitsvormittag. Später am Morgen arbeite ich am ungestörtesten am Fenstertisch im Bus. Etwas Ruhe tut einmal wieder sehr wohl.

Die Häuser, die armen hier, haben sehr schöne, geschnitzte Haus- und Innentüren, wie wir sie an den neueren Villen feudaler Berliner Vororte als Haus- und Garagentüren haben.

Unsere Feldpost ist seit zwei Tagen ausgeblieben. Wir wissen nicht, ob durch Feindbehinderung oder schlechte Wegeverhältnisse.

Auch heute noch große Truppenbewegung im Ort. Die Front unserer Division 30 Kilometer entfernt, die anderer Divisionen jetzt näher.

Ich bin nun mit meinem Material und allen Vorarbeiten für meine Nachschubschrift ab heute à jour.

Militärische Stille. So rücken wir nicht weiter. Man füllt wohl die Flanke, die so geschwächt ist; und das doch zur Vormarschstraße hinter uns.

Heißer Tag, heißer Tag. Ordnen und Säubern und Schreiben. 15 Uhr 40 kommt Leutnant Brand nach neuen Karten. Immer neue Anschlußstücke werden gebraucht. Alle Verstärkungen sind da. Auch die Ungarn. Man versucht, vier russische Divisionen einzukesseln. Die Schlacht soll noch heute beginnen.

Glühender Tag. Nur manchmal Schatten und Wind.

16 Uhr 15 bis 30. Im Bus unter dem großen Birnbaum diktiert mir Leutnant Kulig Notizen über den von ihm gestern miterlebten Bombenangriff für die über unsere Fahrten vom Kommandanten angeforderten „Beschußberichte“.

Gerade als wir abschließen, müssen wir schleunigst aus dem Bus springen, in rascheste Deckung. Leutnant Kulig hinter und unter den Bus, ich ins Haus (Kommandantur, zu Ninas). Schwerer Bombenangriff auf Lugi, auf unseren Dorfabschnitt. Die Bomben fallen auf die parallele Dorfstraße im Grund. In dem Haus, in dem ich bin, fliegen die Fenster zum Teil mit den Rahmen heraus. Splitter, über Leutnant Kulig hinweg, durchs gewölbte Oberfenster des Bus, auf den Arbeitstisch! (Viele kamen es später besichtigen, auch Eras.) Wir sehen die Einschläge in der nahen Parallelstraße. Sofort schossen die Flammen aus zwei Bauernhäusern empor, die rasch niederbrannten. Die Bevölkerung löscht mit Eimern und Kannen und Krügen, unsere Soldaten eilen zu Hilfe. Leutnant Kulig alarmierte gleich die Sankas.

Mit Adjutant, Stabsarzt, Leutnant Hagen, Hauptmann Alpes, Eckelmann (Verbandskasten) an den Unglücksstätten. An dem weiten Platz am Dorfteich: acht verstümmelte, blutige, tote Pferde anderer Einheit (weggerissene Füße, zerschnittene Häuse). Leicht-

verwundete Männer anderer Einheiten, von unserem Stabsarzt verbunden, auf Bahren. Die laufen können, gehen gerade vom Verbinden weg. Die Schwerverletzten – einem ist der Bauch aufgeschlitzt – werden gerade weggebracht. Major Breithaupts Fahrer Steckschuß im Schenkel, leichte Kopfwunde. Der Wagen von Major B. hat auch Beschädigungen.

Werkstattwagen anderer Einheit am Teich zu einem Drittel zerrissen, obwohl die Bombe ins Wasser ging.

An den brennenden, fast niedergebrannten Lehmhäusern; wie die Frauen um sie klagen! Riesiger Bombentrichter, völlig zersplitterter mächtiger Baum. Die zerrissene junge Frau: aufs weggerissene Gesicht gelegt; die Füße ab und danebengelegt; der zerrissene, in den Hüften abgetrennt scheinende Leib mit Erde beschüttet. Die singende, wohl betende Klage der Mutter, die mit herabhängenden Armen in starrer Haltung auf die Tote zuschreitet. (Es waren dreimal drei Bomber, sehr niedrig.)

Wir müssen an grünem Hang an dieser Stelle schon wieder in Deckung. Wieder ein russischer Bomber. Zudem Gefahr durch das erregende, eigene MG-Feuer. Ganz nahe am Bauernhäuschen ist jetzt Kalb von Splintern getroffen. Das große Pathos in der Klage der jungen, blonden Bäuerin, schön in Geste und Mimik. Die weinende, alte Bäuerin mit dem Kleinen auf dem Arm. – Zerstörte militärische Telefonleitungen werden sofort wieder repariert.

An diesem Hochsommernachmittag Schweiß und Tränen in so vielen Gesichtern. Und danach der große Hochsommernachmittagsfriede. Das Tal, die Höhe in sanfter, sinkender Sonne. Wir tarnen den Bus von neuem. Wir prüfen Rübenmieten im Garten als Schutzkeller. Wir heben Laufgraben aus. Die Kriegstage brauchen mehr frisches Grün als ein Fest.

Ach, der verbrannte Mensch erschüttert nicht so wie der in seinem Blute liegende, zerrissene Mensch. Die Flamme entrückt uns den Toten; aber das Blut ist so nahe.

Unsere I. Kl. KW-Kolonnen meldet zersplittertes Fenster eines Wagens und einen Verwundeten. Schaukat mit unserem zurückgebliebenen „Wanderer“ konnte nur ein Stück abgeschleppt werden. Es muß ein Spezialwagen hinfahren.

Für Hochsommerabend zu frühe Dunkelheit. Nach dem Abendbrot beim großen Birnbaum noch Ausheben des Grabens. Zu dunkel, um mit dem Abend noch etwas beginnen zu können.

Nachts schnell improvisierte Bus-Wache, da sich, genau wie am vor-

angegangenen Abend, ein auffälliger Mann im Tal unterm Garten an den Bus heranpirschte. Große, große Sternennacht. Aber die Sterne stehen wohl anders am Himmel als daheim.

29. Juli / Dienstag

Lugi – Olgopolj

Flakschießen, kurz und ferne.

Strahlender, glühender Morgen. Der Spieß, wie ich ein Frühaufsteher, teilt mir mit, daß ich zum Obersoldaten ernannt bin, mit Wirkung ab 1. Juli.

Vorstellung als solcher bei Adjutant, Hauptmann Z., Kommandeur. Dieser sagt mir, daß leider nur der Obersoldat möglich war. Denn dieser ist eine Ernennung, Beförderungen aber sind für Soldaten in Mischehen nun ausgeschlossen. Ich bin in alledem schon lange ohne Bitterkeit. Es kommt ja bei mir doch alles zu dem Ziel, das Gott haben will.

Morgenarbeit im Bus. Für 12 Uhr ist die Weiterfahrt angesetzt. Vorher noch Brief von Hanni: Auch bei der Brandenburgisch-Pommerschen Gesangbuchkommission habe ich, wie in Badens „Gesangbuchanhang-Plänen“, bei weitem das Übergewicht.

Mittagfahrt in Glut und Müdigkeit. An einer Stelle viele tote, zum Teil geplatzte Pferde. Sehr zerstörte Fabriken. Wir sollen mit II b ins übernächste Dorf weiterrücken. Aber noch unterwegs erhalten wir Nachricht, daß gleich noch ein Ort weitergefahren werden soll. Nach Olgopolj.

Großer Ort. Ländliche Kleinstadt. Auch Läden. Aber leer und geschlossen. Verwildeter Stadtpark. Lächerlich bürgerliche, nun lädierte Sowjetdenkmäler. Unter spitztürmiger, mehrtürmiger Kirche auf Waldhöhe dreiflügeliges, neueres, einfaches Schloß – oder doch so nobler Parteibau?

Wir zertrümmern Zaun der Schule, um unter große Bäume fahren zu können, schlagen Akazien zur Tarnung. Aber da kommen wieder 10 Bomber, heftiger Beschuß; nun endlich haben wir große Flak. Sofort in Deckung an Disteln und Graben. Man kann es nicht wagen, an der Hauptvormarschstraße zu bleiben. Im Ort ziehen wir weiter, in abgelegene, stille, grüne Dorfstraße. Wieder an papierblumengeschmücktem Bauernhaus. Wieder unter großem, schönem Birnbaum. Und einmal reife Kirschen. Die vielen Birnen sind noch nicht reif.

Die Knaben haben hier im Dorf zum Teil rote Kittel. Im Ort überall die papiernen Zeugen lauter, dünner Sowjetpropaganda. So

törichte deutschsprachige Flugblätter. In einer halbzerstörten Fabrik. Wieder von vielen russischen Fliegern überflogen. Auf der Vormarschstraße gerade endlose Autokolonnen einer anderen Division.

Die einen von uns tarnen. Die anderen pflücken Birnen zum Landserkompott. Franke und ich fahren mit LKW, im oberen, „städtischen“ Ort Betten und Stühle für Kasino und Offiziersquartier zu requirieren, obwohl es heißt, daß wir vielleicht diesen Abend noch weiterrücken. Die requirierten Sachen bleiben den jeweiligen Quartiergebern: rührende Freude. Erneut auch ein sehr sauberes Haus, bei jungem Ehepaar: Leutnant Kuligs Quartier. – Welche Hochsommervorgärten: alles, was blüht!

Die militärischen Fortschritte sollen jetzt wieder sehr groß sein. Raschester Vormarsch; auch schon Soldaten unserer Division haben den Berg überschritten.

Im Dorf Epileptiker. Kretins. Tb.

Einige nette Bevölkerung, besonders Kinder.

Hübsches Bild: In der Nähe der Feldküche und des Kasinogärtleins ums Abendwerden: Hauptmann Zetritz hält die Bevölkerung streng zur Aufbringung aller Pferde und zur morgigen Aufnahme der Erntearbeiten an. Es wird verständig aufgenommen, namentlich von den Frauen (Dolmetscher Marx).

Anlässlich des „Obersoldaten“ wird ein großes Abendessen bereitet. Dorfjungen bringen uns Reisig. Gurken in Zucker. Kirschen, Milch, Birnenkompott, Bratkartoffeln. Aus einer Eisernen, nun fasterschöpften Reserve bewilligt uns der Spieß heute eine Flasche Kirschschnaps.

Aber wir kommen gar nicht zum Feiern, wie die Kameraden es sich wünschen. Denn zum erstenmal müssen Fünfer-Patrouillen ausgeschildet werden; im nahen Wäldchen sind noch Russen.

Die Bevölkerung immer in Gruppen. Gefällig. Kinder bald zutraulich. Endlich nach dem wirren, lauten, heißen Tag Sterne, Abendkühle, Abendfrieden. Ich sitze mit Franz Michler, Glaser aus Nauen, noch auf zwei Zigarettenlängen vor dem Gehöft und lasse ihn von sich erzählen. Das tue ich bei den Kameraden sehr gern, habe aber leider selten Zeit dazu. Nur am späteren Abend, an dem man wegen Lampen- und Kerzenausfalls nicht mehr arbeiten kann.

Das Kinderelend in Rumänien scheint mir größer als hier.

30. Juli / Mittwoch

Olgopolj

Der Morgen gehört mir und meinen freiwillig übernommenen Pflichten, durch die ich auszugleichen suche, daß ich nicht mal Wache

zu stehen brauche. Und die relative Sauberkeit im Bushaushalt behauptete.

Das wird mir dadurch erleichtert, daß unser Frontleben eigentlich immer erst nach acht in Gang kommt.

In den dichten Gärten nun auch noch die in Seidenfahnen blühenden Maisfelder.

Trübe. Schwül.

Melder suchten vergeblich die Kolonnen 4–6.

Die Pferde der Ortschaft werden zusammengebracht, scheu und wild; auch von Frauen und Kindern. Nach neun (Uhr) Angriff sehr vieler Bomber. Keine Opfer. Großes Flakschießen.

Von unseren Fliegern scheinen noch immer nicht genügend da zu sein.

Schreiben im Bauerngärtchen. So ist mir am wohlsten. Bobby spielt bei mir mit einer Birne.

Die Sorge, die aus Hannis Briefen spricht, macht mir viel Kummer.

Etwa nach einer Stunde explodiert noch ein Blindgänger. Immer wieder einmal muß ich von meinem Arbeitsplatz im Garten vor leichtem Regen flüchten. Aber im ganzen ist es doch wieder einmal ein ruhiger Arbeitstag.

Mittags überflogen uns wieder, beschossen, Bomber. Deckung nur kurz im Hause. Nachmittags überflogen sie uns mehr, als daß sie uns angreifen, obwohl Beschuß mit Einschlag.

Als „häuslichen“ Helfer habe ich hier den kleinen Sohn des Geschäftes, einen reizenden Bauernjungen, der sich aber, mit großer Schiebermütze, wie ein kleiner Großstadtproletarier anzieht.

Mit Abwaschen, gegen Reste von Mittagbrot und Kaffee wie überall, ist man sehr gefällig. Auch sauberer als andernorts. – Ruine eines kranken Alten, mit Fingern vom Teller im Bett essend. Die junge Mutter im Hause, das winzige Kind und das winzige Kätzchen im Arm.

Schreien, Lachen, Weinen sind gleich in allen Ländern –.

In diesen letztdurchfahrenen Dörfern haben nun Bankdecken, Wandbehänge, Webearbeiten aufgehört. Der Ofen mit der offenen Feuerstelle unterm Rauchfang und der bunte Papierschlamm zu allem Dreck und aller Armut dominieren.

An den Mauern der Häuser, seitlich und der immer fensterlosen hinten, sind die quadratischen getrockneten Kuhfladen für die Winterheizung aufgestapelt.

Elend hier auch die Streichhölzer. Und auch die kaum aufzutreiben. Wohl nur noch Restbestände aus den Häusern.

In der Abenddunkelheit auf unserm immer mitgeschleppten Schemelchen und Klappstuhl vor dem Bus; mit Jupp Winkelhüsener, dem Burschen des Kommandeurs, der auch von der 5/176 abkommandiert ist. Solche Einzelgespräche mit Kameraden am Abend schätze ich sehr. So lernt man sie am besten kennen. Negative Eindrücke selten. Und noch seltener die Fälle von Abgründigkeit, die ja aber natürlich allüberall in der Welt sind. Das Gegenüber der Akazien und des Maisfeldes.

Mit Ninas noch ein kurzer Besuch über die Dorfstraße, bei dem von einer Laterne innenbeleuchteten Verpflegungswagen bei dem Schlesier Feldwebel Toni Werner (mit den Feldwebeln stehe ich mich ganz besonders gut) und seinen „wilden“ Männern. Dort wieder einmal eine deutsche Zigarette.

Regennacht.

31. Juli / Donnerstag

Der Regen hat aufgehört. Ich habe, dem Platzmangel, Kommen und Gehen im Bus zu entrinnen, einen besonders hübschen Winkel zwischen zwei Zäunen am Gehöft ausfindig gemacht, ganz überwölbt von Ebereschen- und Akazienwipfeln. Und sehe doch unsere Stabs-Dorfstraße. Die leichte Abkühlung tut mir sehr wohl. Und meine beiden ganz stillen, frühen Morgenstunden, die stiller sind denn je. Denn im Front- und Vormarschleben wird es mit dem Aufstehen nicht so genau genommen, im allgemeinen an den einzelnen Stellen auch die Arbeit je nach Anfall erledigt; also doch ein wenig Reise; schwer hat es nur die Kommandantur.

Heute habe ich Hanni einige noch realisierbar erscheinende Reisevorschläge gemacht: das Katholische Schwesternheim in Oberschreiberhau, mit Empfehlung von Pater Georg; Schmid-Noerr in Percha. Renerle, da sie in ihrer neuen Dienstverpflichtung ja noch nicht mit Urlaub rechnen kann, bekommt 100.- Mark für ein Reitabonnement.

Wir warten noch hier. Unsere 76. Division soll aus dem gegenwärtigen Kampfabschnitt zurückgezogen und zur Verstärkung der 239. Division verwendet werden? Im Zusammenhang mit dem Panzerdurchbruch der Russen an unserer Front?

Dann und wann flüchte ich mit meinem Schreibkram vor neuem, leichtem Regen in die Geschäftsstube der Kommandantur neben

unserem Bus zu Max Raeck und Fritz Krüger. Großer Papierblumenschmuck und schöne, goldene, sakrale Bilder. Schrankregal mit bunten Schüsseln und Tellern.

Gegen Mittag kommen von der 5/176 Hauptwachtmeister Bohl, Novozyn und Frieling, die von uns aus via Bukarest nach Spandau weitergeleitet werden zur Fliegerausbildung. Denn es sind freiwillige Flieger angefordert worden. Den Fliegermangel trotz unserer riesigen Luftwaffe haben wir ja an unserem Frontabschnitt am besten gespürt. Die Freude der Freiwilligen auf Deutschland. Und immer wieder: weg von den „Zossen“.

5/176 gilt beim Stab als die militärisch beste unserer Kolonnen.

Unsere Pak hat heute nacht bei einem Panzerdurchbruch der Russen schwere Verluste gehabt, ist überrannt worden.

Aber das IR 178 unserer Division soll nun über den Bug sein.

In all den Bauernhäusern ist es so dumpfig und schwül, so wüst. Nur des Adjutanten Quartier sauber und ordentlich; gesundes, jüngeres Ehepaar.

Fliegenplage. Aber unsere Mückenschleier und Moskitonetze brauchen wir zum Glück nicht.

Auch ein wenig rumänisches Militär im Ort.

Auch heute keine Fahrt zur Front: allgemeiner Stillstand in unserem Abschnitt.

Zum schönen Gemüsemittagbrot unter dem großen Birnbaum die „Flieger“ von 5/176 und deren Sanitätsunteroffizier Lindemann als Gäste; große Munterkeit. Es war wieder warm und sonnig geworden.

Immerzu Besuch an meinem Gartenzaunwinkel: Hauptmann Thomas, Stabsarzt, der Schlesier Verpflegungsfeldwebel Toni Werner – viele Kameraden. Sie wollen lesen, was ich schreibe.

Ich entdecke die Reife unseres zweiten jungen Schusters: Vater von fünf Kindern.

Schreiben an meinem Gartenplatz, Laubschatten und Sonnenflecken spielen auf dem Papier. Wahrhaft ein letzter Julinachmittag, Höhe des Sommers (in dem ich die Malve entdeckte).

Auch Hauptmann Cartheuser kam. Jedesmal, wenn er vorüberfährt, hält er an. Heute besuchte er mich länger, wollte von meiner Schrift wissen. Und welche Nachrichten ich von Hanni hätte, die er grüßen ließ. In Sachen meiner Beförderung will er doch noch weiter sein Möglichstes versuchen. Denn auch er ist ja wohl ein Kohlhaas wie Hanni. Er fragte eingehend nach meinen Beiden, weil

auch er von den Belastungen hörte, die Hannis Briefe andeuten. Er meint, uns Frontsoldaten gegenüber müsse der Staat nach dem Kriege einen Strich unter diese Fakten ziehen. Ich kann nur nach Gottes Wegen fragen.

Den ganzen Nachmittag kam noch Besuch von meiner lieben fünften, da auch Pferdeholer und Schreibstube hier waren: Stockfisch, Schönfeld, Heines, Schnelle.

An meinem grünen Schreibplatz lesen Bohl, Frieling, Nowozyn, Jupp mit Feuereifer meine Manuskripte vom gemeinsamen Vormarsch, auf der Bank, übereinander gebeugt, ein hübsches Bild. Das rührende: „Das ist in Ordnung.“ „Daß wir wenigstens einen solchen Mann bei uns haben konnten, der das von uns schreiben kann.“

Nachmittagsumwölkung.

Am Abend die Sterne und der zarte, erste Schein der neuen Mondichel. Ich saß mit Franz Frieling (Lok.-Heizer) und Erich Nowozyn (Bäcker) auf der Bank vor dem Hof und ließ mir von den beiden 22jährigen aus ihrem Leben erzählen. Immer wieder fällt mir in den Erzählungen des einfachen Volkes auf, daß jeder Sinn für Wesentliches und Unwesentliches fehlt, dafür ist sehr stark ausgeprägt das Gedächtnis für die kleinsten Einzelheiten.

In der schönen, stillen Sommernacht ziemlich starkes, jedoch nicht uns geltendes Schießen, wohl Artillerie, vielleicht auch Flak.

„Vater“-Bestellungen der Kameraden und Vorgesetzten.

Dann und wann weinende Frauen. Wegen Vieh?

1. August / Freitag

Über unserem Bus, unserem Eßplatz, Sitzplatz, Waschplatz reift der große Birnbaum. Einmal, irgendwo und irgendwann werden wir ja auch Ernte halten dürfen.

Goldener Glanz, leuchtendes Grün, Bienensummen des ersten Augustmorgens. Licht- und Schattenspiel auf meinem Schreibblock. Von früh an die „auswärtigen Gäste“ um meinen Schreibplatz im grünen, stillen Winkel; aber sie wissen, daß ich mich nur bei den Mahlzeiten und nach dem Dunkelwerden unterhalten kann.

Täglich durchsuchen die Landser die Gärten nach Gurken; Gurken mit dem schon so raren Zucker sind ihr höchster Genuß. In ihren Freuden so bescheiden. Hühner und Eier gibt es nicht mehr. Aber Gemüse. Und ein wenig reinen Bienenhonig.

Dieses Dorf hat auffallend wenige Hunde.

Ich bin so gesund und sehe so wohl aus; aber so müde, immer.
Daher rauche ich bei der Arbeit auch viel mehr, als ich möchte.

In der Küche dieses Häuschens neben dem blauen Ofen hängt von
der Decke die Korbwiege des Babys.

„Leserbesuche“ an meinem Gartenzaunwinkel. – Immer wieder.
Ich schreibe ein Lied über Jesaja 30, 15 „Wenn ihr stille bliebet“ –.
So recht eigentlich für Hanni, Rennerle und mich. Es sagt genug,
daß mein erstes Kirchenlied als Soldat die häusliche Situation so
viel mehr meint als die soldatische.

TROSTLIED AM MORGEN

*„Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen;
durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“*

Jesaja 30, 15

Wenn ihr stille bliebet,
wo dem Herzen graut;
wo euch Angst betrübet,
daß kein Heil ihr schaut:
so wäret ihr in Sorgen,
wie sie keiner sah,
stark und fest geborgen
und der Hilfe nah.

Wenn ihr stille würdet,
nun ihr nicht ertragt,
was euch aufgebürdet,
ohne Maß euch plagt:
so würdet ihr errettet –
sei kein Weg, kein Licht, –
dem im Schoß gebettet,
dem das Herze bricht.

Seid ihr hoffend stille,
strömt die Kraft euch zu.
Stets bleibt Gottes Wille,
daß er Wunder tu.
Durch Stillesein und Hoffen
werdet stark und fest,
seht den Himmel offen,
der euch nicht verläßt.

Major Eras und Hauptmann Zettritz fahren nach Bukarest. Unsere Versorgungszentren beliefern uns nicht mehr genügend: Mangel an Munition und Benzin für die Division, obwohl bei uns alles klappt.

Sommertag – Bienensummen. Doch überall hier wenig Vogelzwitschern. Hier schlafen die Hühner wieder auf den Bäumen. Manchmal wahres Urgebrüll einer Kuh.

Zentren des Soldatenlebens: am Bus; an der Küche.

Plaudernde Gruppen am Zaun. Skatspielende Gruppen, auch schon am sonnigen Nachmittag.

Nachmittags so netter, interessanter Besuch von dem guten Hauptmann Arndt-Werkstattkompanie. Und schon wieder ist ein Bote zur Libraria Buchholz wegen des „Vater“ unterwegs.

Drei rührende Briefe von Heinz Hinze, dem „Sohnel“, nun bei der 9. Fahrkolonne. Er stellt sich sehr verständig ein. Sehr wenig Post. Lokaler Gewitter wegen wieder die Wegeschwierigkeiten für den Postdienst.

Besuch. Besuch. Aber sie sitzen zum Glück, meist meine Manuskripte lesend, nun still bei mir. Werner Hoepfner schließt sich recht an mich an; mir kam er nahe durch seine Trauer um seinen siebenjährigen Bruder.

Heute nur deutsche Flieger.

Nach schwerem Glanz und schwerer Glut feierabendliche Sonnensanftmut über der Dorfstraße, ihren breiten Wipfeln.

Und abends der zarteste Mondschein, der jeden Winkel mit Bäumen, Wiesen, Gärten, Hütten zum wunderbaren Abendbilde machte. Die Illusion von Deutschland – abgesehen von den Gruppen der Frauen und Mädchen in hellen Kopftüchern – war vollkommen. An der Feldküche ein kleines Feuer, Harmonikaspieler, plaudernde Soldaten; spielende Kinder, Bevölkerungsgruppen an den Gartenzäunen; promenierende Soldaten auf der Dorfstraße; die Abendrunde mit den glimmenden Zigaretten im Kasinogärtlein unter großen Bäumen.

Ich zog mit Martin Ninas und Jupp Winkelhüsener spazieren. Diese abendlichen Gespräche zu wenigen, wenn keine Arbeit mehr möglich ist, liebe ich sehr, so gesprächsfeindlich ich sonst bin. Ohne Moralist zu sein, hat man die Gesprächsführung nun allmählich doch recht fest in der Hand. Es ist erstaunlich, was aus den einzelnen – namentlich an Gemüt – herauskommt, und die Deutschen sind doch ein herrliches Volk.

In der Nacht immer wieder russische Flieger über uns.

Umwölchter, schwüler Augustmorgen.

Aufbruchsstimmung, Aufbruchsvorbereitungen, obwohl noch nichts Definitives feststeht. Es war ja jetzt ein eigentümlicher militärischer Stillstand. Wir wissen wenig. Nur von Benzinmangel. Wohl hat Rumänien genug für uns, aber die Zufahrt klappt jetzt gar nicht. Vormittagsregen. Gerade heute vor dem nun gleich nach Mittag angesetzten Aufbruch nach Pestschana, wo nun I b liegt. Wir sind jetzt immer zusammen. Arbeit im Bus; im Garten ist's nun nichts. Noch Mittagessen in Oljgopolj: dann geht es, nach großem Mittagregen, weiter. Freilich bei den geringen militärischen Fortschritten dieser Woche nur 12 Kilometer, nach Pestschana, in 10 Kilometer Frontnähe.

Keinerlei kriegerische Eindrücke unterwegs. Uns scheint das Erscheinen deutscher Flieger an unserer Front auszureichen, um uns vor den russischen Fliegern Ruhe zu verschaffen.

Der Landschaftscharakter ändert sich. Weiher, Wasserläufe, Ebene, Pappeln, Weiden, kleine Brücken, sehr öde Dörfer. Wieder Hochsommernachmittagsstimmung. Pestschana ist groß und arm – angestrichene braune Lehmhäuser mit verwehrlosten und verwilderten Strohdächern. Durch diesen Ort zieht nun wieder in großer Dichte der deutsche Vormarsch und auch rumänische Kavallerie und rumänische Fahrkolonnen mit entsetzlich zerschundenen Pferden.

Unser Bus wird in einem riesigen alten Obstgarten, ganz voller Rasen, aufgestellt, wieder unter einem mächtigen Birnbaum. Dorthin holen wir uns auch einen großen Tisch als schönen Arbeits- und Eßplatz. Die Brunnen erkundigung ist immer das erste.

Ich gehe mit dem Adjutanten schwimmen. Endlich ein reiner, kleiner See mit Rasen zum Liegen, festem Ufer zum Hineingehen. Wie erinnert die Landschaft in der Spätnachmittagssonne an den Beuthener „Lantsch“; und das war ja eben schon eine sehr östliche Landschaft. Lehmhütten drüben überm Teich: die vom Felde kamen, vor allem Frauen, gehen mit allem Gerät durch die Furt hinüber zu dem ärmsten Häuflein der dörflichen Häuser.

Zum Sonnabend-Abend hing unsere Wäsche an den Birn- und Apfelbäumen, die uns ganz gegen das übrige Dorf abschließen. Ums nahe Adjutantenquartier, dessen ich mich wie unseres Busses gründlich annehme, geschnittener blühender Klee hoch geschichtet. Wie so oft hier, hochschwängere Bäuerin. Ewige Lampe brennt. Schönes, primitives, breites, auf Holz gemaltes altes Heiligenbild und hohe Truhe. –

Artillerieschießen. 10 Kilometer Frontnähe.

Abendessen unterm Birnbaum. Mit Martin Ninas verstehe ich mich so gut in seiner Bescheidenheit und Genügsamkeit: ein großer Baum, ein Brunnen, gar etwas Honig: und schon wollen wir Hütten bauen und bleiben, obwohl wir ja wissen, daß es nur das Weiter! Weiter! geben darf. Aber dieser riesige, wilde, dichte Garten, mit den hohen, hellen Königskerzen zu den Schattenbäumen ist auch wirklich gar zu schön. Höhen, die wie eine natürliche, grüne Festung wirken, aber auch an den Nenkersdorfer Berg in der Oderniederung erinnern. – In dieser Landschaft mehr Wiesen als Felder.

Abendspaziergang mit Martin Ninas – alle einfachen Menschen sind so erinnerungsselig und leben das Gegenwärtige auch weithin für die Erinnerung (das viele Photographieren!) – zum See, durchs Dorf. Zart und seltsam jäh beginnt der zunehmende Mond zu scheinen. Herrlich die abendlichen Wipfel; der Lichtschein unserer fleißigen Kommandantur aus einem Bauernhause.

Noch immer kommen Truppen durchs Dorf. Eine rumänische Fahrkolonne rückt in unseren Garten ein, hier getarnt unter den Obstbäumen zu übernachten. Sehr schön ihre Lagerfeuer, davor die Silhouette der Pferde, unter den tiefhängenden Zweigen, an denen man das Obst reifen weiß, vornehmlich Birnen und Maulbeeren, die ich so gern mag.

Am Gästehaus der Küche, wo Paul Röker Harmonika spielt. Zwischendurch ein wenig abseits mit Jupp Winkelhüsener gegessen, der uns von den Seinen erzählt. Unter den Bildern in seiner Brieftasche eins mit Joseph vor dem Jesuskinde kniend mit einem von Jupps Mutter auf die Rückseite geschriebenen Abendgebet. Im Mondschein leuchten die Königskerzen.

Ins Dormitorium des Busses. Regennacht.

3. August / Sonntag

Pestschana

Nach dem Morgenregen Sonne, Wind, Gewölk.

Es macht einen großen Eindruck auf mich, daß über diesem weiten Lande, über das die Störche gleiten, die Vögel so wenig singen.

Das Gedenken an Haus und Gemeinde, mit denen ich sonntags um 11 Uhr, zur Zeit des Kirchengebets, immer bete, ihnen in ihrem Gottesdienst verbunden zu sein.

Honigfrühstück mit Martin Ninas, Erich, Ali, Walter Greiner unterm Birnbaum. Ringsum nur Rasen, Bäume, Königskerzen – so dicht, so schön und weit. Auf den Mittag zu wird der Tag immer

besonnter. Blauer Himmel, weiße Wolken, Wind, weiche, graue, flüchtige Schatten.

Ich arbeite mit dem Adjutanten am großen Tisch, er in der Sonne, ich im Schatten, wie jeder es liebt. Welch ein schönes Quartier ist ein Garten – zumal am Sonntag. Bald schlägt der Adjutant wieder den „Vater“ auf. Ich denke viel an die Gegenüberstellung der beiden ausgesprochensten Formen männlichen Lebens: Kloster und Heer.

Die Rumänen treiben das Vieh haufenweise sogar nach Bessarabien. Die rumänische Fahrkolonne ist abgerückt und stört unseren Sonntagsfrieden nicht. Am bewölkten Nachmittag ein stilleres Rumänenlager im Garten, grasende Pferde.

Ich bin allein. Die anderen sind schwimmen, ich bewache den Bus, arbeite in Frieden an meinem großen Tisch am Birnbaum. Solch bequemer Arbeitsplatz ist eine solche Wohltat, wie sie nur der recht rühmen kann, der als Soldat umhergezogen ist. Zwei bunte Blumensträuße von Mädchen des Dorfes.

Bewölkt und windig. Flüchtiger Regen, grau, jäh, der dem Garten plötzlich etwas Spätsommerliches gab – zum erstenmal in diesem Jahr.

Wenig Männer. Auch die kräftigen Frauen frühe verbraucht, 25 = 40! Viel blonde Kinder. Bald rücken die Rumänen wieder ab. Stille im Garten.

Brief von Hanni, der 11 Tage ging. Zum Glück haben Hanni und Reni doch immer wieder einmal Gäste. Aber außer bei Schillers gar keine Einladungen. Bei der Gastlichkeit unseres Hauses macht das auch mich bitter. Meine Beiden.

Nachdem wir die Briefe unserer Frauen gelesen hatten, haben wir uns einen hübschen Kaffeetisch mit Blumensträußen gedeckt, zu unserem guten Honig; dann saßen wir nährend oder Zeitung lesend am Gartentisch; und was der Runde ihr Kolorit gab, war, daß wir unsere Stahlhelme neben uns liegen hatten, weil ein feindlicher Bomber unser Dorf umflog. Es geschah aber nichts. Acht Monate Soldat. Acht Wochen beim Stab: genau so lange wieder schon wie bei meiner 5/176.

Abendsonne. Besuche und Bewirtungen zwischen den Gästen hin und her. „Beförderungsschnaps“ – sonst gibt's ja keinen mehr – und Birnenkompott. Auch Durchgängergäste, die sich ja immer so wohl bei uns fühlen. Denn auch im Hausväterlichen und bezüglich der „Schütte“ begegnen Martin Ninas und ich uns ja sehr stark.

Schwere rumänische Artillerie fährt durchs abendliche Dort.
Abendliches Singen unterm Birnbaum im Mondschein; der weite Garten ganz in Mondlicht eingesponnen. Gewiß, es werden alle Landserlieder, auch die Schlager, gesungen. Aber den Schluß bildet regelmäßig „Guten Abend, gute Nacht“.

Jupp Winkelhüsener, Westfale, mit seinen 22 Jahren auch ein wenig vereinsamt, schließt sich jetzt ähnlich anhänglich an mich an wie vorher Heinz Hinze. Der Kreis der freundlichen Beziehungen wird auch sonst immer weiter.

Bobby bleibt aller Freude und des Stabsarzts Schützling.

4. August / Montag

Pestschana – Korytna

Um 4^{1/2} aufgestanden, da die Möglichkeit bestand, daß Leutnant Kulig und ich wieder zur Front fahren könnten. Um 6 bei I b in dem nächsten Dorfe, in das wir heute rücken sollten, 7^{1/2} Kilometer entfernt.

Großer, klarer Sonnenaufgang. Die Felder der beginnenden Ernte leuchten rötlich. Wieder schöne Hügel. Weniger Wälder. Aber Gründe mit hohen Pappeln; und ein Sonnenblumenfeld bis zum Horizont, mit einem Feldweg ganz durch Sonnenblumen.

Wir werden von I b nicht zu I a und zur Front weitergeschickt. Denn heute setzt der letzte Vormarsch zu neuem Angriff ein. Diesmal sind wir mit unserer Division ganz an der Spitze. Da wir damit rechnen, morgen schon ein ganzes Stück weiterrücken zu können, verlegen wir nun den Stab gar nicht in das heutige Dorf von I b. Mit sofortigem Aufbruchsauftrag bei 4, 5, 6/176. In den Gesichtern einiger grüßender Kameraden der Fünften ist etwas, was mich allmählich ergreift.

Diesmal kamen wir gerade in den Vormarsch der Panzerjäger der 22. Division.

Zum Frühstück wieder zurück; Frühstück und dann ruhige Arbeit unter dem Birnbaum.

Der Mittag wurde windig und grau. An das Arbeiten im Winde habe ich mich nun auch gewöhnt. Manchmal leuchtet die Sonne wieder auf.

Unter den russischen Gefangenen, die wir am vorigen Ort hatten, waren auch wirkliche Knaben; und Frauen-Soldaten. Es heißt, daß letztere gleich erschossen würden.

Unterwegs heute keine Spuren des Kampfes; nur ein zerwühltes Feld; und ein riesiges MG des Feindes mit 3 oder 4 Läufen.

Erst jetzt, nach 8 Tagen, ist endlich Schaukat hergebracht und der „Wanderer“ zur Werkstatt-Kompanie abgeschleppt. Während der Tage von Schaukats Abwesenheit habe ich Leutnant Kulig mit allem versorgt. Jeden Morgen fand ich den „Vater“ neben seinem Bett.

Mittags großes Landser-Puddingsfest im Schatten des Birnbaumes. Dann Abfahrt. Die Division ist nun doch schon wieder erheblich vorgerückt. Auch am Bestimmungsort werden wir gleich wieder weitergeschickt, bis zum gestern noch umkämpften Korytna. Zum Teil war es dieselbe Fahrt wie am Vormittag, zum Teil dann kahle Höhen, sehr steile Wege, doch Felder in Ernte. Korytna wieder ein großes, elendes, verzweigtes Dorf in kahlen Höhen, doch auch in Gründen. Sehr viel zerschossene Häuser. Anfangs waren die Felder viel zerwühlter als sonst, auch mehr Schanzgräben. Und an einer Dorfecke nun frische Gräber und da und dort Einzelgräber. Sonst keine Spuren des Kampfes. Von der Front kamen wieder viele Sankas. Große Glut. Die Wolke.

Der nicht geflohene Bevölkerungsteil hier – die Männer sind wohl in großer Zahl eingezogen – wirkt noch recht verängstigt und aufgescheucht durch die Kämpfe. Weinende, klagende Frauen vor den Trümmern; weinende Frauen, die mit Kind und Bündel Obdach suchen. Es ist traurig, daß man, wenn sie zu einem kommen, gar nichts tun kann, als freundlich sein. Die jungen Mädchen – hier sind sie einmal hübscher – sind natürlich mit den Landsern bald wieder vergnügt.

In der Bevölkerung sind Verwundete, auch ein Kind mit Granatsplitter. Man faßt rasches Zutrauen zu den deutschen Militärärzten.

Hier statt Scheunen manchmal nur ein gelbes, strohgedecktes Lehmgewölbe wie ein Bienenkorb. Und zum Füttern für Kühe, Pferde, große geflochtene Schwingen in Brusthöhe der Tiere. Lehmöfchen im gegenüberliegenden Gehöft mit freundlichen Frauen und Mädchen. Dort habe ich meinem Bus abends zwei von mir gestiftete Hühner backen lassen: Abendbrot im Mondschein unter Akazien, unserem Quartier.

Noch kommen Truppen die Straße entlang, die stille, abendliche Dorfstraße. Eine riesenhaft als rotgoldene Scheibe sinkende Sonne und der wahrhaft silbern aufgehende junge Mond waren sich begegnet.

Artillerieschießen dann und wann, in etwa 20 Kilometer Ferne.

Wir haben unsere Baumgruppe, Brunnen, Öfchen – sind zufrieden. Auch finden wir schon einen fertigen Laufgraben vor.

5. August / Dienstag

Korytna – Pereljötj

Blauer Himmel. Weiße Wolken. Sommerwind. Nun schon blütenloser, reifender Mohn. Heute nur in Shorts.

Augustglut, Rußland, Dorfeinsamkeit. Der Adjutant ist heute nur bei unseren Kolonnen unterwegs, da arbeite ich, um fünf beim großen, klaren Sonnenaufgang aufgestanden, „daheim“ – auf Stühlchen und flachem Tisch, die ich mir zu unserer Akaziengruppe am geflochtenen Gartenzaun zwischen Dorfstraße und großem fallenden Garten aufstellen konnte. Blühendes Lupinenfeld auf dem Hügel über dem Garten.

Tante Mieke schreibt so treu. Auch sie von Fürbitte. Wie hat dies unsere Zeit wieder gelernt.

Morgendliches Artillerieschießen.

Die Rückkehr des Kommandeurs aus Bukarest bringt unverständlicherweise wieder den ganzen Stab durcheinander.

Ich habe meinen Arbeitsfrieden.

Jeden Tag kurze nette Unterhaltung mit unserem neuen Dr. Braun, den ich sehr gern mag. Kurzer Besuch von Hauptmann Thomas, Hauptmann Arndt.

Die Allüren des Offizier-Korps bei der Truppe immer verhaßter; sehr, sehr schade, da so viel Werte hier wie dort. Nichts von Frontkameradschaft zwischen Offizier und Mann. Mein Fall ist ja etwas ganz anderes. Leider.

11 Uhr naher Bombeneinschlag. Brief von Hanni.

Im Dorf eine schmale, höhere, grüne Straße, an der wir liegen; eine tiefer, breiter, offener, auf der im Staub der Vormarsch hinzieht. Nach dem Mittagessen brechen auch wir wieder auf. Ich habe eine Sympathie für dies vorbereitende Anlaufen und Fauchen der Autos, das Abrücken eines PKW und LKW nach dem anderen. Das Stabs-„Symbol“ ist immer der Bus. Bei allen Stäben.

Nur die Sonnenblumenfelder bis an den Horizont mit heißem Sommergewölk – sonst war es eine öde, glühende Fahrt durch kahler werdendes Land mit elenden Wegen unter der ganzen Last des großen Vormarsches; gleich im Anfang blieben wir liegen, eine Stunde; dann Umleitung. Am Wege neue deutsche Gräber. Alles verhüllt durch die riesige braune Staubwolke.

Das Dorf Pereljötj ohne alle Reize, Brunnen mit umgebrochenem

Hebebaum, keine Kette; nur unsere Eimer am Strick; so trübes Wasser. Für den Bus nur von uns gefällte Akazien als Tarnung; dazu der Bus als Büro benötigt für Adjutanten. Wir sind etwas heimatlos, doch der Mondscheinabend macht alles wieder schön. Nachdem wir am Lehmöfchen im Hof uns wieder warmes Abendbrot gemacht haben, sitzen wir zwischen Bus und Feldküche, die diesmal beieinander liegen, auf Schemeln und Kisten, promenieren auch noch auf der Dorfstraße.

4/5/6/176 sind hier zusammengezogen, aber die 5. für uns nicht zu sehen.

Viel zerstörte, niedergebrannte Bauernhäuser heute.

6. August / Mittwoch

Pereljötj

Glanz und Glut. Aber an dem Haus, vor dem wir liegen, doch wieder ein großer, fremder Baum mit lanzettförmigen Blättern. Darunter ein bequemer Gartentisch für mich zur Arbeit (auch sehr an meinen Schreibtisch erinnernd). Hier zarte Luft und Schatten und grüngoldenes Lichterspiel.

Der zu mir so höfliche Spieß sitzt bei uns und liest. Bobby spielt. Ausnahmsweise Antreten der Stabskompanie zur Bekanntgabe der neuen Ernennungen und Beförderungen.

Schwer für die Landser, daß es nun nichts mehr zum Feiern gibt.

Morgens bringt uns die 6/176 einen zu ihr übergelaufenen russischen Gefangenen, der intelligent aussieht. Er hilft beim Kartoffelschälen und Wagenwaschen, auch Frauen aus dem Dorf helfen beim Schälen und Gemüseputzen. Aber noch nirgends deutete etwas auf die uns angekündigte Deutschfreundlichkeit der Ukrainer.

Durch Hanni bekam ich über die Telschow nun endlich, endlich eine kleine Geschichte Rußlands, wie sie in Berlin jetzt allenthalben vergriffen war.

Wie wenig Gefangene sieht man; und nur dann und wann ein paar Beute-LKW und Beutefahrzeuge.

Viele Brandruinen im Dorf. Um viele erhaltene Lehmhäuser sind an die Wände an allen Seiten die ersten Garben der neuen Ernte gelehnt.

Im heutigen Brief an Hanni und Reni hätte ich mich beinahe verschrieben: „Herzenswunden“ statt „Herzenswonnen“. Das sagt genug.

Vormittags bringt Leutnant Kulig von seiner Divisionsfahrt zweimal ausgerissenen deutschen Soldaten mit.

In dem etwas massiveren Bauernhaus, an dem wir hier liegen, sogar einmal Christbaumkugeln als Decken- und Wandschmuck.

Weiter wird alles getan, um Feldpost mitzunehmen und herzubringen: wer nur fährt, versucht's, jeder PKW und LKW, der in die Nähe der jeweiligen Feldpoststation kommt.

Nur ganz wenige Soldaten sind zu der etwas verstockten Bevölkerung schroff. Von der uns angekündigten Deutschfreundlichkeit gar keine Rede. Verweigern unter Vorwänden Milch, Holz und so weiter. Ausnahmen gibt es natürlich.

Ein zweiter russischer Gefangener wird zur Weiterleitung an die Sammelstelle zu uns gebracht.

Auch andere Einheiten im Ort. Immer wieder neue Vormarschwellen. Unsere 4. und 6. schicken her, daß sie nicht an ihre Bestimmungsorte können, da dort noch zu heftig gekämpft wird.

Briefe von Hanni und Margot.

Nachtrag: Beliebtes Thema der bunten Wanddrucke: die Skala der Lebensalter. (Sonst alle Wunschträume des Luxus und der „Bacchanale“, Sakrales; Monarchistisches, letzteres in Rumänien.)

Sonnenstille. Zum Schreiben im Garten am Barocktisch. Auch an diesem Ort findet man es schon wieder „schön“. In Gedanken schreibe ich in Nikolassee oder in Beuthen.

Auf den Abend umwölkt sich der Tag. Abendsonne. Immer wieder nun deutsche Flieger.

Eine ganze gefangene russische Kompanie kommt von der zerschossenen Stadt Balta her.

Durch Sondermeldung erfahren wir von der ungeheuren Materialbeute und Materialzerstörung, die an den anderen Frontabschnitten den Russen zugefügt wurden.

Besonders artiger und höflicher Besuch des für mich hier neu aufgetauchten Leutnant Siegert, eines älteren Offiziers. Seit zwei Jahren kennt er den „Vater“ und fand nun, zu seiner wirklichen, spürbaren Freude, mich hier vor. Er schrieb es auch gleich seiner Frau. Entenabendbrot. Beförderungs-Kameradenfeier mit zwei letzten Flaschen Schnaps. Tabagie mit viel Gesang im Mondschein.

Taghelle Mondnacht.

7. August / Donnerstag

Angenehme Kühle, gut zur Arbeit an meinem stillen Gartenplatz. Um dies Haus hier viele Erdlöcher, in denen wohl unsere Sturm- schützen mit ihren MGs sich eingebaut hatten.

Immer mehr graue Wolken. Großer Regen. Mittag.

Ich werde, da niemand zur Verfügung zur Aufnahme von Telefonaten von der Division, ganz plötzlich mit Krad, unter mittäglichen Hagelschauern, zum eben verlassenen Stand von Ib in der weitentlegenen Schule von Pereljötj gebracht und warte dort die Befehle vom neuen Stand von Ib ab, die um 17 Uhr, durch ihre Aktualität sehr interessant, zahlreich eingehen. Rascher neuer Vormarsch. Der Führer an unserem Frontabschnitt.

Regen. Regen. Wegesorgen der gelegentlich anwesenden Offiziere. Die Melder kommen an bestimmte Orte schon wieder nicht mehr durch. Man muß Reiter einsetzen. Auch unser Aufbruch scheint sich sehr zu verzögern. Wege-Erkundungskommando im Schlamm stecken geblieben. Manche Befehle der Wege halber nicht mehr ausführbar.

Meine Wartezeit fülle ich mit der ungewohnten Lektüre eines vorgefundenen Novellenbändchens und mit dem „Dichten“ eines Nachschubliedes „Rußlandfahrt! Rußlandfahrt!“ und eines Divisionsliedes „Der Helm ist unser Zeichen“ aus.

Gegen Abend hört, bei frühem Dunkelwerden, der Regen auf. Ich warte weiter. Mittagbrot hat man mir durch Kradfahrer geschickt; bei den Preußen wird immer für einen gesorgt. „Der Vater“ wirkt bis heute in seinem Heer. Auch Abendbrot, heißer Kaffee kommen durch Kradfahrer: Lohn meiner Busfamilie, die ich sonst versorge. Hier in der großen Schule liegt eine andere Einheit, Bäckereikompanie unserer Division, mit der man sich auch gleich anfreundet. Und immer einzelne auf der Suche nach der Truppe. Auch sprach ich Leutnant Hahn (einst Pastor, dann Kirchenministerium), den ich in Botosani kennen lernte: man hat sich beim Divisionsstab sehr über die Anforderung von Stilproben in meiner PK-Angelegenheit gewundert. In dem Ausbleiben der Entscheidung sieht man nichts Ungewöhnliches, ein anderer – „normaler“ – Fall wartet seit Januar, ich seit März. Die grundsätzliche militärische Sondergenehmigung hält man mit der Anfrage nach Stilproben für erteilt.

Die Berichtentgegennahme, Übertragung und Weitergabe an meinen Melder zur Vermittlung zwischen den Stäben nimmt jedesmal eine Stunde, auch zwei, in Anspruch.

Da ich dazwischen gleich wieder für mich weiterschreibe, erlebe ich wieder jene rührende Bewunderung der einfachen, während meiner Telefonate sich totenstill verhaltenden Männer. Als ich nach dem großen Abendfernpruch den Hörer anhängte, konnte einer – Mel-

der meines IR 203, das es so sehr schwer hat – nicht mehr an sich halten: „Das ist der intelligenteste Mensch, den ich je gesehen habe!“

Inzwischen hatten mir die fremden Kameraden, ohne daß ich es bemerkte, wo jeder doch nur ein so hartes Lager auf der Erde hat, mit zwei Säcken und einer sicher sehr entbehrten Decke im freien Fensterwinkel ein Lager bereitet. Das teilte ich nun mit dem Mel-der Kurt Adler, der auch keine Schlafstätte hatte. Im Gespräch vor dem Schlafengehen lernte ich ihn als einen sehr sensiblen, warmherzigen, gescheiten Menschen kennen, liebevollen jungen Gatten und Vater – mit starkem Trauma von Leben und Krieg und von fanatischem Bildungsbedürfnis bei zu depressiver Bescheidenheit (Lokomotivheizer). Sehr musikalisch.

Immer wieder die schönen menschlichen Begegnungen auf der „Pilgerfahrt des Herzens“. Immer wieder freudiges Sichkennenlernen, schmerzlich rasches Sichtrennenmüssen. Dem Soldaten gehört nichts.

Die Kriegsnächte, die ich mit Kameraden auf einem Lager verbrachte, werde ich nicht vergessen.

Alles atmet auf: viel deutsche Flieger in diesen Tagen über uns, Beherrschung des Luftraumes.

Nachts drang dann der klare Mond durchs Regengewölk.

Die Feldbäckerei in Riesenzelten und mit Backofenwagen am nächtlichen Werk. Angeblich backen wir auch für die 22. Division mit, die ihre Feldbäckerei verloren haben soll. Daher die große Brotknappheit.

8. August / Freitag

Pereljötj-Schule und Ananjeff

Sonne und Sturm – das beste für die Wege.

Spätsommerliche Morgenstimmung. Vormittagsbewölkung.

Nur noch kurze Fernsprüche mit der Division. Es scheint ein größeres Stück weiterzugehen, in die Stadt Ananjeff. Aber ich warte nun schon wieder viel länger, als heute früh mit Hauptmann Dannenberg verabredet.

Während ich früh diese Dinge erledige, haben mir die fremden Kameraden ein großes Frühstück bereitet: Kaffee, zwei Eier, Käse, Schmalz, eine der raren deutschen Zigaretten. Und schon schickt mir wieder meine Adjutantur heißen Kaffee, Brot, Tomaten, Schmalz.

Da ich nun wirklich keinen Schreib- und Lesestoff mehr habe, Fortsetzung der Gespräche mit Kurt Adler, der nicht von meiner Seite

geht. Er hat den Krieg von Anfang an mitgemacht und ihn schon sehr viel grausiger gesehen als ich. SA-Mann (wie auch Ninas und Franke, die guten Kameraden).

Auch das gehört zu den großen Eindrücken des Krieges: daß deutsche Männer sich noch einmal abseits des ganzen Parteikomplexes begegnen.

Mittags, gleich danach, wurde ich im PKW abgeholt, um zum Aufbruch des Stabes zurückzusein. $\frac{3}{4}$ 1– $\frac{3}{4}$ 3 Uhr öde, heiße, müde, schlechte Fahrt nach Ananjeff. Heimkehrender großer Flüchtlingszug, fast nur Frauen mit Gespannen, begegnet uns.

Ananjeff, an klarem Sommernachmittag, in viel Grün und in kahleren Hügeln ist eine nur noch wenig ländliche, trotz der vielen Bäume doch öde Provinzstadt. Läden leer und geschlossen. Schenken nicht zu sehen. Männer wenig. Gefangene. Einige ganz zerstörte, niedergebrannte Häuser. Eine „Hauptstraße“ wie in Pascani, doch etwas „reicher“ mit öden, flachen, grauen und roten Ziegelbauten, mit echt russischem Türmchenzierat, das Ganze doch nicht ohne Stimmung. Man denkt doch an die Provinzstädte russischer Romane mit einem Arzt, Advokaten, Richter, Kommandanten, Bürgermeister.

Jugendliche in Russenkitteln, hübsche Mädchen mit Blumen.

Wir finden ein sehr unordentliches Bürohaus mit zerschlagenen Sowjetbildern und -büsten, – aber als wir Reinemachefrauen eingesetzt haben, ist's auf einmal ein deutsches, komplettes Bürohäuschen. Jede Abteilung hat einen Raum, jeder Schreib-, Büro- oder Schreibmaschinentisch, Schreibmaterial, und die manchmal bei den anderen jetzt recht gesunkene Stimmung hebt sich allein dadurch schon sehr. Platz zum Arbeiten! Gleich konnte ich an meinen Bürotisch gehen. Die russischen Putzfrauen und -mädchen sind mit unseren Landsern gleich sehr vergnügt. Die freien Männer in Gärten und Höfen unterwegs, um fürs Abendbrot gute Dinge zu beschaffen. Unsere offizielle Verpflegung aus dem Lande ist jetzt aber auch sehr gut.

Ach, nur Soldat sein dürfen, wie die anderen. Diese Wunde, nicht mehr beklagt, ist eben doch sehr tief und zehrt. Welches „Trauma“ für mich sind meine Soldatenlieder. –

Abends sieht man mehr Männer.

Lautsprecherwagen der Wehrmacht fahren umher mit Aufruf in russischer Sprache und mit manchmal recht mitreißender Musik. Abendsonne.

Hier wirkt die Bevölkerung gar nicht verängstigt.

Ein „gleichgeschalteter“ Ortsältester wird gewählt und von uns eingesetzt.

Lange gearbeitet, spätes, wieder warmes Abendbrot am Tisch im Freien. Ein Faß Wein. Auch solche Gelegenheit zeigt wieder, wieviel Freunde ich hier habe; wer da alles ein Glas mit mir trinken will: Speiß, Zahlmeister, Oberschirrmeister. – Und immer wieder die rührenden „Vater“-Bestellungen der einfachsten Kameraden; meine Hauptpropagandisten scheinen die Offiziersburschen zu sein, die in den Exemplaren ihrer Chefs lesen.

9. August / Sonnabend

Ananjeff – Nikojalewka – Okssar

Tiefer Schlaf. Und ohne Schlafkumpan wieder einmal auch im Bus meinen Platz ganz für mich allein.

Reine, klare Morgenkühle, danach starke Sonne.

Im „Büro“ kann ich, wenigstens am Spätnachmittag, ganz allein arbeiten. Aber es soll schon sehr bald wieder weitergehen.

Manche der kleinen, roten, graubedachten Ziegelhäuser hier haben doch einen stark holländischen Anklang, gerade die neueren.

Zwei große, schloßähnliche Villen der Jahrhundertwende, große Fabriken.

Vormittags habe ich mir noch mein schönes, kühles Büro an dem heißen Tage für die Arbeit wahrgenommen. Mittags ging es schon wieder weiter. Heiße Fahrt durch ödes Land, – viel Vormarsch und doch Erntearbeit –, in ein abscheuliches, endloses Straßendorf.

Die Wege zeigen Spuren unfäßlicher Fahrleistung vom letzten Regentag. Hier konnten wir nun aber wenigstens gleich unsere Wäsche für die neue Woche waschen lassen, uns von Kopf bis Fuß waschen. Und gerade wollten wir Enten zum Abendbrot kaufen, da kam schon wieder der neue Abmarschbefehl. So stark sind schon wieder die Fortschritte der Front: 60 Kilometer.

Der Führer war in unserem Frontabschnitt, wir haben ihn aber nicht gesehen.

Zusammentreffen mit Fölsche. Am Rasenrand des langen, kahlen Dorfplatzes konnte ich ihm wenigstens beim Mittagbrot Gesellschaft leisten.

Später, die Abfahrt bedrohend, starker Wind und graues, schweres, gelbliches Gewölk.

Zum erstenmal ein voller, reifer Aprikosenbaum.

Öde, öde Fahrt am späteren Nachmittag, unter Auftauchen und Flakbeschuß russischer Bomber, in großem deutsch-rumänischem Vormarsch, der sich in dem elenden Dorfe Okssar auf den Abend gewaltig verdichtet. Als schon alles überfüllt war, trafen noch 200 Mann Artillerie ein, und den ganzen Abend Fahrkolonnen, so daß auch in den großen Kürbis-, Obst- und Maisgärten die Pferde sich drängten. Umwölkter Vollmondabend. In den Kirschbäumen noch letzte Kirschen, erstes gelbes Laub.

Der Bus wird nun auch noch für Hauptmann Dannenberg Ib Di-Na-Fü als Arbeitsraum benötigt; wir suchen uns einen kleinen Schuppen mit Maiskolben, dort machen Martin Ninas und ich und Eridi, Walter und Ali uns ein recht gutes Lager zurecht. Und einen Arbeitsplatz aus einer ausgehängten Tür, über Kisten gelegt.

Abendbrot im Dunkeln unter Akazien im Hof, der zum Glück einen Brunnen hat, mit nettem Wiener jungen Stabswachtmeister eines Artillerieregimentes der 22. Division, das jetzt unserer Division zugeteilt ist. Überall die Unzufriedenheit mit den Ansprüchen der Offiziere.

Unsere Soldaten treiben herrenloses Vieh auf die Höfe der armen Leute. Die Rumänen schleppen mit, was sie niemals aufschlachten können. Dann und wann jetzt aber flüchtige, etwas freundlichere Berührung mit den Verbündeten.

Die Bevölkerung verstockt und ungefällig. Wie falsch hat man uns die Menschen der Ukraine geschildert. Zum mindesten: welche Uneinheitlichkeit der Bevölkerung!

Die Offiziere überbewerten hier unsere gar zu getreu registrierte „Feindberührung“.

Unser Beute-LKW-Erfassungskommando unter Leutnant Siegert konnte 31 Gefangene machen.

Man sieht Schein von Artilleriebeschüssen, die Front muß aber schon wieder erheblich weitergerückt sein.

10. August / Sonntag

Okssar

Noch begegnen sich der verbleichende Mond und die groß und klar aufsteigende Morgensonne. Auf den Hängen der kahlen Höhen lag Nebel. Dann wurde alles Glanz und starker, herber Blumen-duft; Bienensummen um die vielen Imkerkästen – Augustsonntag in Sonne und Wind, bis der Nachmittag sich umwölkte, und der Staub des Vormarsches, von früh an aufgewühlt, durch das Dorf zog.

Ich hängte unsere Soldatenwäsche im Garten auf; wir frühstückten vor unserem Schuppen, in dem wir gut geschlafen hatten; wir arbeiteten in unserem Schuppen, hielten ein großes Entenmittagsbrot, bekamen auch eine Tafel Schokolade, ($\frac{3}{5}$ unseres Vorrates sind auf dem Vormarsch verschimmelt), arbeiteten wieder. Während der Mahlzeit kam Post; langer Brief von Hanni, Päckchen mit Zigaretten und Zigarettens, Zigarettens auch von Lilge: und gerade jetzt sind sie hier und an der vordersten Front so knapp; Briefe von Wolf Heinze, der nun – ganz wie ich es mir für ihn gewünscht hatte – Offizier wird und Feldwebel ist; von Madame H. aus Sofia. Aber seltsamerweise macht mich Postempfang neuerdings traurig. Ach, daß diese Briefe immer so weit zurückliegen – 10 Tage, 2 Wochen –.

Dieser Ort ist so arm und häßlich, daß viele Häuser hier nur ein Dach von, wohl auf Brettern aufgeschüttetem, Sand, in dem das Unkraut wuchert, haben. In unserem Hofe hier starb ein einjähriges Kind, der Anblick seltsamerweise ergreifender als all die entstellten Toten, die man in Rußland schon sah. Großer Jammer der Frauen und Mädchen, daß alle Räume als Quartier belegt sind und sie den kleinen Leichnam nur auf einem Kissen, mit einem Handtuch zugedeckt, auf dem Küchentisch aufbahnen konnten, ein Kreuz aus Brotteig auf der Stirn, ein kleines Wachslight in den Händen; auch buken sie heute Brot in der Küche. Bezeichnend für die deutschen Soldaten, daß zwei sogleich im Garten Blumen holten und einen Strauß rechts und links neben den Kopf des toten Kindes legten. Auch treiben unsere Soldaten den armen Bauern herrenloses Vieh auf ihre Höfe.

Die glückliche junge Mutter mit dem Kleinen vor der Tür zur Sterbeküche scherzend.

Da ich bei unseren gegenwärtig noch so kurzen Aufenthalten doch recht viel schreiben möchte, entlasten mich Walter Greiner, der skurrile, gefällige, anhängliche kleine Frisör, und Ali Kerkau, – Ali, die Biene, weil er uns immer Honig beschafft, im „Haushalt“.

Das Herz begeht den Sonntag in Nikolassee und Beuthen –.

Wir haben heut Karten für Poltawa bekommen: Karl XII., Peter der Große.

Sehr viele von uns haben Fieber und Durchfall, und fast alle sind wir sehr matt.

Hanni schreibt: Kurt Meschke war in Berlin. Und überblickt unsere Situation in keiner Weise mehr. Als er auf der deutschen Buchaus-

stellung in Stockholm den „Vater“ vermißte, wurde ihm dort gleich erklärt: „Wegen der Frau.“ Hanni schmerzt und bedrückt das alles viel zu sehr; für mich ist das, seit ich den mir zgedachten Staatspreis 1937 nicht erhalten konnte, alles abgetan.

Ich arbeite mit Martin Ninas allein im Ställchen.

Die beiden älteren Brüder haben dem toten Kind ein derbes, rohes Kreuz gezimmert, und die beiden Kleinsten tragen es vergnügt im Hof umher. Die Mutter nimmt es ihnen weg und bindet ein weißes Tüchlein daran und lehnt es neben die Tür der Sterbeküche. Und nun kommen die Nachbarn, die jüngeren Frauen mit weißen Kopftüchern und in bunten Sommerkleidern, die jüngeren Männer mit Blumensträußchen im Knopfloch. Die älteren Brüder tragen Sargdeckel und offenes Särgelein hinauf zu dem kahlen Hügel über Garten und Hof, auf dem ein paar elende Kreuze ragen: so armselig war noch kein Friedhof in all diesen östlichen Ländern. Heimgekehrt, saß das kleine Trauergeleit an einem in den Hof geholten Tisch, zunächst nur die Frauen, und brachen das in der Totenküche gebackene Brot. Erst als die Männer hinzukamen, wurde auch Schafskäse und Honig aufgetragen. Für die Blumengabe an das tote Kind brachte die Bäuerin nun auch uns zu unserem Abendbrot unter den Akazien Käse, Honig und einen sehr schönen Brotkuchenkranz. Keinen Volksbrauch hat man auf dem Balkan und in Rußland so häufig beobachten können wie die Beerdigung.

Der Abend umwölkte sich sehr. Um acht war es ganz dunkel. In unserem Ställchen saßen Erich, Ali, Walter mit Zahlmeister und Oberzahlmeister bei einer Kerze und Pfefferminztee beim Skat. Martin Ninas und ich gingen auf der Dorfstraße spazieren, deren Häßlichkeit – auch hier ein großes, doch armseliges Kollektivdominium – auch die Dunkelheit nicht mildern konnte.

Vor dem Kasino und der Feldküche, wo ich von meinen guten Freunden dort bewirtet wurde, saß ich bei Jupp, ließ mir die Nöte des Offiziersburschen klagen und las einen rührend fromm-katholischen Brief seiner Braut. Es gibt auch heute noch gesunde Jugend, die vor der Ehe nicht zusammenlebt.

Nachts kam der klare Mond hervor.

Trotz des unruhigen Lebens und des Kampfes um ein Stückchen Arbeitsplatz bin ich mit Arbeit, Korrespondenz, Nähen, Körperpflege, kurz mit allem au fait.

Vom Nachmittag an hatte der Vormarsch auf der Landstraße nachgelassen. Nur noch rumänische Fahrkolonnen. Mehr junge Truppen

als bisher. Die Rumänen kommen so oft allein: einzelne Reiter; zwei, drei Mann. Mit der Fliegerdeckung sind sie jetzt sehr ängstlich.

Bei uns so viel Fieber, Durchfall, große Mattigkeit – trotzdem sanguinische Eßfreude.

Fürs Tarnen, Küchenhilfe usw. haben wir jetzt fast immer, bis zu ihrer Weiterleitung an die Sammelstelle, russische Gefangene zur Verfügung, die bei uns einen ganz zufriedenen Eindruck machen. Arme Kerle; wenig asiatische Typen darunter. Jung oder in den besten Jahren. Armselig equipiert.

11. August / Montag

Sucharja Werba

Verzettelter, morgendlicher Aufbruch. 40 Kilometer nach Sucharja Werba. Den neuen Orten gegenüber empfindet man schon gar keine Spannung mehr. Einer ist immer elender als der andere.

Bei dem raschen Vormarsch durch immer öder werdende Steppenlandschaft scheint nicht so heftig gekämpft worden zu sein; nur wenig Spuren: ein paar verlassene russische Feldküchen und Geschütze; und in Brand gesteckte, verkohlte Garben und Feldstreifen. Die Wege fürchterlich – an Erdrissen entlang, durch tiefe Gruben, übers Feld. Immer wieder an den Rumänen vorbei, die alles so erschweren.

Mittags in Sucharja Werba. Das ärmste aller armen Dörfer. Nur noch Lehmhütten, mit jenen Gras- und Sanddächern. Die Brunnen wasserarm. Mit ihren Schwengelbäumen wie Galgen in der Einöde. (In der Pußta gaben sie in ihrer Menge der leeren Landschaft einen skandierenden Rhythmus wie Noten.)

Zum erstenmal haben wir auf der Fahrt gefröstelt; dann wurde der Tag wärmer, regnerisch; Abendsonne.

Hier sind deutsche Bauern seit 170 Jahren angesiedelt. Denen hat der Sowjetstaat fast alles genommen; von dem Kollektivbesitz haben sie nur Last und Mühe und keinerlei Nutzen gehabt.

Nahe Gebiete lagen mittags noch unter Artilleriebeschuß. 3 Kilometer von uns soll ein Wolkenbruch gewesen sein; der Divisionsstab soll stecken geblieben sein.

Zweimal von russischen Fliegern überflogen. Schwacher, flüchtiger Abwehrbeschuß. Deutsche Jäger.

Da das Zusammenarbeiten von Kommandantur und Adjutantur – alle so nervös – im Bus räumlich einfach nicht möglich ist, haben wir uns eine der kleinen, leeren Lehmhütten eingerichtet: Schlaf-

stätte, Küche, Arbeitsstube, mit Schulbank. Ali, „die Biene“, kocht schon wieder vom letzten Zucker Pudding für die an jedem Ort in alter Weise aus- und eingehenden Gäste.

Heute ist der zweite Teil der Ferntrauung von Dr. Braun, die Trauung der Braut. Man schlachtet fürs „Kasino“, schmückt mit Weinranken und Feldblumen, einer Fülle von Sonnenblumen, auf einer Truhe in Krügen, an den Türpfosten der Bauernstuben gebunden. Einfache Männer schmücken so naiv, reflektionslos – so schön.

Das Getreide steht hier elend. Fast nur Weideland für Kühe. Sehr, sehr stark Steppencharakter.

Auch die Offiziere müssen sich nun mit den mit sehr viel Geschick der Burschen hergerichteten Lagern in Zelt und Scheune begnügen; auf manchem Bett sah ich den „Vater“ bereitgelegt.

Besonders interesssvoll, weil bei meinem Vortrag nicht dabei, unterhielt sich heute wieder der netteste aller Offiziere, Philologe, Hauptmann Alpes, z. b. V. und Stellvertretender Kommandeur, mit mir, wie ich ja überhaupt in all die zum Teil berechtigten Klagen über den Snobismus der Offiziere für meine Person nicht einstimmen kann.

Unsere Männer schicken viel Geld heim, weil sie nichts mehr mit Wehrsold und Frontzulage beginnen können.

Abendliche Skatrunde in dem „Büro“; in der Schlafstube fremder Unteroffizier, weither gekommen, ohne alles, als Schlafgast; in der „Küche“ bei mir Werner Ewert, Harry und Jupp zu Besuch. Wie es fast allabendlich notwendig ist, auch heute Mahlzeit und Lager für Durchgänger, Versprengte, Melder bereitzuhalten, macht mir als ein wichtiges Stück Fürsorge im Kriege viel Freude. Freilich auch da Blick in Abgründe, selbst wenn ein Mensch, nach und vor langer Steppenwanderung, für Nachtstunden auftaucht.

12. August / Dienstag

Sucharja Werba – Lichtenfeld

In die erste Morgenfrühe schien der Mond. Der Morgen: Spätsommer, zarte kühle Sonne, Wind. Beim Frühstück im Hof entbehrten wir zum ersten Male nicht den sonst so geliebten Schatten eines großen Baumes. Hier sind keine Bäume. Hier ist eine Steppenöde. Und doch etwas von Dünenstimmung. Ein gefangener Russe hilft uns heute mit Abwasch und dem Wasserholen – das Wasser ist schmutzig, der Brunnen erschöpft – in unserem Adjutantenhäuschen. Immer wieder machen wir es uns heimisch und sauber, mit Energie und Geduld.

Erst nachdem ich alle die internen Spannungen beim Stabe, Mannschaften wie Offizieren, überblicke und mich zwischen ihnen unangefochten hindurchfinde, bin ich wohl ganz zugehörig. In unserer engsten, aus dem Bus vertriebenen Adjutanturfamilie mit ihren Schützlingen Walter Greiner, Ali Kerkau und Sanitätsunteroffizier Werner Kurz herrscht aber tiefster Friede. Das liegt weithin daran, daß Martin Ninas als der Dienststellenleiter dieselbe Einstellung zur „Schütte“ hat wie ich. – Täglich werden uns (200) Gefangene gebracht; sie werden bis zur Weiterleitung bei uns freundlich und fürsorglich behandelt und zeigen sich nach dem ersten Augenschein gefällig und dankbar.

Unser Divisionsstab soll doch schon 20 Kilometer weiter sein, sonst aber werden nahe von uns endlose Wegverstopfungen gemeldet, und wir haben vorerst noch keinen Befehl zum Weitermarsch.

Ich habe nun zwangsläufig schon 160.– M gespart, da es nichts, nichts zu kaufen gibt; nirgends. Nur den Honig und das Geflügel bei den Bauern (manche unserer Soldaten requirieren es leider doch).

Auch der Spritmangel soll ein Grund sein, daß wir noch nicht weiterkönnen.

Doch fuhren wir nachmittags 5 Kilometer weiter – es war sehr schön und sonnig geworden – nach dem großen, klar angelegten, wenn auch wenig schönen Dorfe Lichtenfeld, das noch von deutschen Siedlern bewohnt ist, die seit Generationen hier ansässig sind. Jedoch nichts Altertümliches. Bevölkerung mit süddeutschem Idiom; arm. 24 Männer von den Russen verschleppt. Die Lehrerin hat seit vier Jahren nichts von Mann und Kind gehört. –

Große, saubere Dorfschule mit zum Teil deutschsprachiger kommunistischer Bibliothek; z. B. „Soldat Schweijk“. IIa, wir von der Adjutantur haben die mittelgroße Physikklasse für uns als Büro und Schlafraum zur Verfügung – und den Brunnen vor der Tür, den Schulhof, verwildert, für die Mahlzeiten; mehr wollen wir nicht. Im Gegensatz zum vorigen Ort hier wieder viel und sauberes Wasser. Bis auf eine Obstplantage vor dem Dorfausgang eigentümlich baumlos.

Umwölkter, sehr windiger Mittag und Nachmittag; heißer Spätnachmittag; klare Abendsonne in unserem nach Westen liegenden Physikzimmer.

Päckchen von Hanni, die immer noch das Unmögliche möglich zu machen wußte, zeigen, daß es in Berlin gar nichts mehr gibt: Lichterreste, altes Polohemd, Rasierlappen.

Major Eras hoch erfreut über die neuen Lieder; das Nachschublied ihm gewidmet, das Lied vom Helm dem Adjutanten. Längere Unterhaltung mit Eras, der die Lieder morgen dem General mitnimmt.

Elektrische Lichtanlage, auch auf der Dorfstraße; funktioniert aber nicht.

Bevölkerung hilft einrichten; liest sich, recht schwerfällig, deutsche Zeitungen vor. Die deutsche Leistung trotz der Kollektivierung nicht zu verkennen.

Sehr eigentümlich, mit der Bevölkerung deutsch sprechen zu können; natürlich durften sie es nur in der Familie. Männer kommen uns im Büro mit Handschlag begrüßen, bringen uns Strohsäcke für die Nacht.

Wir finden hier die deutschen Übersetzungen der bisher aufgestöberten russischen Parteigeschichten.

Zerschlagenes Lenindenkmal. Immer Gips. Kinder singen abends für sich deutsche Lieder, die wir jedoch nicht kennen.

Großer, roter, herrlicher Sonnenuntergang.

Wir finden Gutscheine als Arbeitslohn, die nie eingelöst wurden.

Mit uns liegt Kasino und Zahlmeisterei in der Schule.

Für das Kollektiv Zwangsabgaben an Produkten in solcher Höhe, daß man seine letzte Habe verkaufen mußte, um die fehlenden Mengen zu beschaffen. Was einem gemäß der Rationierung zustand, wurde einem nicht verkauft und ging in den Schleichhandel, der ganz in den Händen harter Juden war wie der Handel überhaupt. In der Stadt Anstehen zu Tausenden um ein paar Meter Stoff; bei den Schlägereien darum kam es oft zu Todesfällen. Kein Haß der Volksdeutschen gegen die russische Bevölkerung – nur gegen Regierung, Partei und Juden furchtbare Verbitterung (nur alte Kleider zu Wucherpreisen).

Wir hören von der großen Not des feindlichen Heeres, das hier durchkam: Hunger und planloses Rückgehen. Man weiß nichts mehr von den anderen.

Aber die immer wiederkehrende, wichtigste Klage, den Menschen noch viel wichtiger als das Materielle: „Wir haben Gott verleugnen müssen –“. „Nie mehr Kirche!“ „Wir durften kein Gesangbuchlied singen.“ – „Wo sind unsere Geistlichen hingekommen –?!“

Den ganzen Abend über Volksdeutsche bei uns, die uns erzählen. Noch etwas ungläubig, ob es ihnen nun besser gehen wird. Schöne Frauenköpfe, aber so verhärtet; arme, ordentliche Kleidung. Viel Lebensart. Auch Intelligenz.

Sehr seltsam, als zu diesen Gesprächen die Kerzenreste von Advent und Geburtstag brannten, die Hanni mir bei dem Lichtermangel sandte.

Hier wird nun von den Dörflern Tee getrunken. Aber nur von dem, was in ihren Gärten wächst.

Kurzer Abendspaziergang mit Ninas und Greiner durchs dunkle Dorf unter den Sternen. Überall Landser und Bevölkerung in der Unterhaltung. Die Landser hatten vom Bauernelend keine Vorstellung gehabt, unsereins ja.

Tiefer Schlaf.

13. August / Mittwoch

Rastatt

Um 10 Uhr früh wieder weitergezogen. Früh halfen uns die junge Lehrersfrau und eine Bäuerin beim – wieder einmal blitzsauberen – Abwasch; hoffend, noch ein wenig ungläubig nahm man unsere Kreditkassenscheine hier als Präsent, dort als Bezahlung entgegen: für Honig, Eier, Milch, Tomaten, mit denen wir, samt einer köstlichen süßen Suppe, Frühstück hielten im Schulhof.

Der früheste Morgen war von zarter Kühle und klarem Leuchten gewesen, dann wurde die Sonne immer stärker; glühender Steppenaugust. In diesem Dorf waren wir abseits der Vormarschstraße gewesen, in die wir nun wieder einbogen. Die saubere und arm gekleidete Bevölkerung winkte uns freundlich zum Abschied.

Heiße, öde Fahrt. Durch Zelte in kahler Schlucht sehr starke Erinnerung an Expeditionstraßen etwa in Tibet. Nur einmal ein Schloß aus der Jahrhundertwende und ein Park.

Spuren des Kampfes: kaputte, umgestürzte LKWs; einige tote Pferde; wenige Ruinen, von denen man nicht einmal weiß, ob der Krieg in diesen Tagen sie schuf; LKW mit halbverbranntem Russen davor; niedergebrannte Feldstreifen.

Mit anderen Einheiten und anderem Stab liegen wir nun in Rastatt (wie München, Leipzig usw. Dorf). Ärmer und kleiner als das gestrige. Die Leute haben von allem nur *ein* Stück. Beschaffung der Tische, Stühle, Betten für die Offiziere macht viel Mühe. Überhaupt das tägliche Packen, Räumen. Frauen aus dem Dorf säubern uns das „Kontor“ der Partei. Nun ist's ein ziemlich sauberes, geeignetes Bürogebäude für unser Ib und IIa, Kommandantur und Adjutantur geworden, mit Schlafräum für die Melder und einsamen Schützlinge und Wirtschaftsraum. Männer bringen uns Stroh, Frauen Milch und wunderbares Brot, wie hohe Napfkuchen, und

Eier. Bevölkerung ist erst von der Flucht zurückgekehrt. Kein noch so minimaler russischer Sprachklang. Aber Herkunft der Vorfahren müssen wir aus Dialekt und Namen der Orte schließen: die Heutigen wissen es nicht mehr. Ein Mann erzählt mir, daß ihm zwei kleine Kinder verhungert sind. – Vor vier Tagen waren noch die Russen hier. Zur Arbeit kamen wir erst vom Nachmittag an. Es heißt, daß wir hier ein paar Tage bleiben sollen.

Beim Vorbeifahren bei einer Panjekolonie Heinz Hinze gesehen, der wohl und munter aussah; es mag ihm aber doch schmerzlich gewesen sein.

Torsen von dachlosen Lehmrundmühlen in holländischer Art und kleinen quadratischen Fensterlöchern. Seltsamerweise verstärken sie den Eindruck: Tibet. Wie einsame Wachtürme. Die Brunnen wie Galgen.

Heißes Nachmittagsgewölk. Staub. Kein großes Vormarschtreiben.

Kruzifixe von der Bevölkerung wieder hervorgeholt, oder nie verschwunden?

Zum Mittagbrot in dieser Woche Kalbsbraten, Schmorbraten, Schweinebraten – alles das beste, zarteste Fleisch. Aber wir sind wie versessen auf Gemüse. Was bedeutet uns das kostbare Brot! Und Milch, wie man sie nicht einmal mehr in Erinnerung hatte.

Wie einem das vorkommt: daß uns wieder mit heißem Wasser und sauberem Handtuch abgewaschen und Wäsche sogar gebügelt wird. Und da wir nun so viel Wäscherinnen und etwas, wenn auch schlechte, Beuteseife haben, können wir uns auch mitten in der Woche noch einen zweiten Wäschewechsel gestatten. Es ist eben sofort wie eine Berührung mit Deutschland.

Noch sechs Stunden Autofahrt, und wir wären am Schwarzen Meer. Doch werden wir es sehen? Oder parallel daran vorbeifahren, nach dem alten Landsermotto, daß es „Brei regnet, und wir keinen Löffel da haben“? – Landung eines Flugzeuges auf der Dorfstraße.

Um 17 Uhr wurde ich zum Referat über meine Schrift zu Major Eras bestellt; bei höchster Anerkennung bedingungslose Annahme dieses Planes. Wie er extra betonte, sprach er mir „dienstlich seine Bewunderung aus, daß er mich bei dem ständigen Aus- und Einpacken, bei Fliegerangriffen und Bombenabwürfen immer aufs konzentrierteste – bald auf einer Futterkiste, bald auf einem Munitionskasten – arbeiten sähe“.

Und endlich, wie gelegen ihm bei der ganzen Problematik des Nachschubes meine Thesen gegenüber dem General kämen, da ich in das Wesen und die Aufgaben des Nachschubes so restlos eingedrungen wäre und so viel dazu zu sagen hätte.

Und weil mein Auftrag ja nun von vornherein keine Mannschaftsaufgabe gewesen wäre, hätte er die Absicht gehabt, mich in rascher Folge zum Gefreiten, Obergefreiten, Unteroffizier-Offiziersanwärter zu machen. Und nun sind wir beim Obersoldaten stecken geblieben, was ihn sehr berührt, zumal ich ein so guter Kamerad sei, daß ich jene soziale Schulung des Mannschaftslebens nicht brauchte. Im Gegenteil entschuldigt er sich zweimal ausführlich, daß er mich immer wieder um Verständnis dafür bitte, daß ich mit Rücksicht auf die Mannschaften nicht stärker in das Leben der Offiziere einbezogen werden könne. Aber bei ruhigerer Kriegslage hoffe er immer wieder einmal auf ein, zwei Stunden privater Unterhaltung.

Allein die Tatsache, auch wenn sie nun nicht Wirklichkeit wird, daß ich Offiziersanwärter werden sollte, freut mich sehr, sehr, zumal die Beförderungen auch noch mit einer Auszeichnung – es mag sich wohl um das Kriegsverdienstkreuz handeln – verbunden sein sollten.

An der Front hätte ich nun doch nach acht Monaten Unteroffizier werden können.

Dies alles ist für mich abgetan. Hauptsache, daß ich weiß, ich war zum O. A. vorgesehen. In einem für mich hilfreichen Sinn heißt es nun: „... Soldat, als wäre man es nicht.“

Nun verhält es sich aber inzwischen endgültig so, daß ich, den Mischlingen gleichgestellt, entlassen sein müßte; dazu Eras: „Da es sich aber um Jochen Klepper handelt, der unter den besten Namen in die Literaturgeschichte eingegangen ist, möchte ich von allen Vollmachten eines Kommandeurs Gebrauch machen, damit Sie Feldsoldat bleiben.“

Und dafür bietet eine vom OKW/Prop.-Ministerium vor einigen Tagen bei Eras eingegangene erste Antwort eine Möglichkeit; die Antwort ist ebenso ungewiß wie vieldeutig wie nichtssagend. Der Antrag des Kommandeurs, mich als Kriegsberichterstatter während dieses Einsatzes in seiner Abteilung zu belassen, ist abgelehnt. Von meinem Antrag kein Wort. Von meinen Personalien auch nicht. Es soll noch ein Passus dabeistehen, daß die P.K.-Berichterstattung nach einheitlichen Richtlinien erfolgen müsse.

Eras' Auslegung ist: ich darf nur nicht als P.K.-Kriegsberichterstatter bei seinem Stabe tätig sein. Meine Arbeit hier ist aber keine aktuelle Presse-Kriegsberichterstatterung, sondern etwas ganz Spezielles, den Prop.-Ministerium-Gesichtspunkten nicht Einzuordnendes. Die Entscheidung, ich dürfe hier nicht Kriegsberichterstatter sein, besagt nicht, ich dürfe nicht Soldat sein. Also schickt er mich nicht weg.

Ich aber will so lange wie möglich Soldat zu bleiben suchen, zumal bei einem Chef, der mir dreierlei so hoch anrechnet: „... den ‚Vater‘, die Festigkeit in den Dingen des Christentums und die Treue in der Ehe, ‚bis daß der Tod euch scheidet‘.“ Seine Worte. Diese Worte der Kirche hätten, wären wir nicht kirchlich nachgetraut worden, über unserem Leben nicht gestanden.

Und nun soll Hanni sich in alledem mit mir über alles, was an diesem zweistündigen Gespräch erfreulich war, freuen. Und das andere müssen wir zu der einen großen Last unseres Lebens fügen, von der Paul Gerhardt sagt:

„Er wird dein Herze lösen
von der so schweren Last,
die du zu keinem Bösen
bisher getragen hast.“

Aber es ist, nun schon acht Jahre hindurch, eine Last und eine Kette, an der man sich wohl wundtragen kann.

Große Abendrunde und Gesang. Auch Keller, von der 5/176, die einen halben Kilometer vor uns liegt, zu Gast. Dunkler Abend; nur die Lichtfunken der Sterne und der vielen Sternschnuppen (warum gibt es dafür kein poetischeres Wort? –) und die Lichtpünktchen der Zigaretten.

Tiefer Schlaf im „Büro“, auf der Strohschütte mit Martin Ninas und Erich Franke.

14. August / Donnerstag

Auch der heutige Losungsspruch paßt recht für uns:

„Sei ein Fremdling in diesem Lande: und ich will mit dir sein und dich segnen.“ 1. Mose 26, 3.

Gott weiß ja, wie schwer es ist, Fremdling in einem so geliebten Vaterlande sein zu müssen.

Und der zweite Spruch, immer wieder eine Hilfe und Bestätigung, ist heute ja gerade wieder der vom Ewigen Haus:

„Wir wissen, wenn unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.“

Es ist sehr seltsam, daß man im Grunde um seiner Liebe und um des „Vater“ willen Offiziersanwärter werden sollte; denn an meine soldatischen Fähigkeiten als eigentliche Begründung glaube ich nicht so recht. Aber was hätte wohl mein König gesagt, wenn ich überhaupt nicht zum Offizier geeignet gewesen wäre!

Es wäre doch sehr schwer gewesen, die lange Wartezeit bei der alten Kolonne absolvieren zu müssen. Diese Strapazen dort. Und mein Unterricht wäre doch während des ganzen Vormarsches und Einsatzes weggefallen, und ich hätte natürlich bei diesen Mühen der Kameraden mit Hand angelegt.

Unsere Kolonnen haben natürlich auch Verwundete. Und manchen Verunglückten. Schon vor einigen Tagen hat eine unserer Einheiten einen Flieger mit MG abgeschossen.

Früh hatte ich wieder meine Morgenstille. Zum Frühstück im Hof, bei schöner Sonne, für meine Familie Honig, Eier, Sahne, gekochten Schinken. Immer denken wir an die knappe Ernährung daheim. –

Der Arbeitsraum sauber, ordentlich, kühl. Heute kein Aufbruch zu erwarten: Benzinmangel. 10 Gramm Zucker je Mann für alle Kocherei.

Für meine Arbeit bekomme ich auch Geheimmaterial in die Hand. Die heutige Verleihung von Kriegsauszeichnungen i. A. des Königs von Rumänien führt zu Mißstimmung, da die Burschen und Fahrer der Offiziere bevorzugt waren. Nur der Munitionsverwaltung gönnt man es.

Glut, Staub, Umwölkung um Mittag, am Nachmittag wieder heiße Sonne und weißes Hochsommergewölk über dem öden Lande. Dann Schatten von der weißen Wolke her.

Mein Kummer begleitet mich stündlich, mehr noch als Hannis Kummer denn als meiner; sein Schicksal, seine Schuld, sein Leid muß man ganz begreifen und ungeteilt ergreifen: das ist der Wille Gottes zu unserer Errettung. Aber es ist zum Aufschreien schwer. Immer ist in solchem Schmerz ein der Welt Offenbares, das uns selbst noch viel erträglicher ist, als es ihr ertragbar zu sein scheint; immer ist darin aber auch ein der Welt Verborgenes, nur Gott und einem selbst Offenbares; das grenzt an die Unerträglichkeit.

„Des Satans Engel“ bei Paulus; was Reinhold Schneider im

„Katarakt“ über Lenau schreibt; mein Leben hat ein solches Dunkel, in das keiner dringt.

Reinhold Schneider: „Ein *jedes* Leid kann geheiligt werden, indem es angenommen wird vor dem Kreuz, und insofern hat *jedes* Leid seine Stelle in der Glaubenswelt . . . Daß wir uns des Leides und des Kreuzes rühmen dürfen, darf auch für ein Leiden *dieser* Art in Anspruch genommen werden . . . Es ist eine Last, die dem Menschen auferlegt ist auf *Lebenszeit*: er kann sie nicht abwerfen; aber er kann sich bewähren, indem er sie trägt, und er würde seiner Aufgabe gewiß nicht gerecht werden, wenn er sein Leid verfälschen und mit täuschender Siegesgewißheit oder erkünsteltem, erzwungenem Frieden die Nacht erhellen wollte, die nur von oben erhellt werden kann, oder aber erst *mit dem Dasein endet*. Der Schmerz, (den wir als solchen nicht gewollt haben), der uns (vielmehr) überlassen worden ist als unser Anteil an Schuld und Not, an der *Verlorenheit* der Dinge und ihrem *Angewiesensein auf die Gnade*, will *angenommen und ausgetragen* werden; er soll als solcher weder bejagt noch gepriesen werden: aber er ist da; und wenn er bestimmt ist, auf eine uns vielleicht *verborgene* Weise mitzuhelfen an der Ausbreitung des Lichts und der Überwindung der Mächte, die ihm entgegenstehen, so kann es wohl nur dadurch geschehen, daß wir diesen Schmerz erkennen und ergreifen *in seiner ganzen Unbarmherzigkeit*.“

Vor ihr bleibt nur der barmherzige Gott. –

In einem leeren Raum des kahlen Quartiers von Major Eras die einzigen sanitären Einrichtungen des großen Dorfes: eine Badewanne und ein gynäkologisches Bett.

Kinder durften in dem harten Sowjetstaate nicht geschlagen werden und konnten ihre Eltern denunzieren.

Schon empfindet man alles hier als Vergangenheit.

Feldpost nicht nachgekommen. Und kein Benzin, entgegenzufahren.

Achtspännig bespannte Artillerie zieht durch die Nachmittagsglut. – Flügelrauschen der Gänse.

Auch der Armeegeneral soll im Dorf sein.

Die seltsam theaterhaften Züge des Krieges verstärkt auch dies, daß jeder etwas anderes darstellt, als er in Wirklichkeit ist.

Bis 7 Uhr intensiv gearbeitet; dann rüsteten wir unser Mahl; der Lehmfen im Freien spie Feuer aus dem Rauchfang, in die erste, sanfte Dunkelheit. – Da Ali krank auf seiner Streu lag, saß ich,

bei der Kerze nährend, eine Stunde bei ihm und ging dann mit Martin Ninas zur Feldküche hinüber, wo Jupp und Unteroffizier Werner Ebert (junger Maurer, Vater von fünf Kindern, mein besonderer Freund) in vergnügter Singerunde saßen. Denn es war ein Faß Rotwein eingetroffen.

Über der Steppe und ihrem Dorf fuhr am tiefsten Himmelssaum „Der Große Wagen“.

15. August / Freitag

Tiefer Schlaf. Heißer Morgen. Stille der Frühe, dann Frühstücksrunde der Adjutantur mit ihren drei Treuesten: Werner Kurz, Ali Kerkau, Walter Greiner.

Doch noch ein Tisch; ein Ereignis und große Hilfe für die Arbeit! Seit Tagen gehen die Gerüchte um, daß unsere 76. und die 22. Division hier herausgezogen werden sollen.

Meines Königs Geburtstag.

Die Frauen und Mädchen tragen heute Blumen: Mariä Himmelfahrt. Jeder solche Namen eines Tages nimmt mein Herz sogleich gefangen.

Glut und Glanz des Himmels, Häßlichkeit der Erde.

Ein Brief von Hanni vom 7. August, also verhältnismäßig rasch. Drei Briefe fehlen. Renerle will, bis sie einmal nach Amerika kann, nach Schweden. Aber wie soll Kurt das – auch für Brigittes Schwiegereltern will er alles tun – bewerkstelligen?

Der Kronprinz von Sachsen schreibt mir: I. M. K. Hermine dankte mir jetzt: „Dir und Klepper . . . Wir sind also schon ein Paar – ein Freundespaar – in Christus!“ Und wenn ich ihm schreibe, sei es ein Festtag.

Briefe von Heinz, „Eckart“ (Bericht über seine Autoren im Felde), Dr. Moras / Europäische Revue. Endlich rührt sich also einmal die DVA mit einer Frage nach Kriegsskizzen von mir. Wohl ein Annäherungsversuch von P., auf den Moras sich beruft; ich lasse ihn durch Moras grüßen; auch ich will ja die Annäherung.

Intensivste Arbeit trotz der Glut, die auch ins kühle Zimmer dringt. Seit heute habe ich einen sehr bequemen Arbeitstisch, weil entfernte Sachen ins alte Parteibüro zurückgebracht werden mußten.

Nachmittagsregen. Danach weiße, heiße Sonne. Grauer Himmel. Steter Wechsel. Aber immer lastende Schwüle.

Wir erfahren aus der Presse, daß wir hier einer großen Übermacht gegenüberstanden. Leutnant Hagen hat sich verfahren und ein Feld voller total zerrissener Russen gesehen (durch Artillerie).

Sanfter, klarer, roter Sonnenuntergang über „Tibet“; die graugelbe, öde Ebene lila gefärbt. Abendliche Ordensverleihung, gerechter als die erste!

Ich bekam heute das P. K.-Schreiben des OKW vom 24. Juli vorgelegt. Es ist also nur die Ablehnung, auf den Antrag des Kommandeurs, *hier* ohne die gleichmäßige Ausrichtung und Ausbildung der P.K.-Kriegsberichterstatter als Soldat beim Di-Na-Fü tätig zu sein. Nichts von meinen Personalien. Und nichts von dem grundsätzlichen P.K.-Antrag. In meiner schwierigen Lage möchte ich, so verhaßt Hanni und mir Unklarheiten sind, eine Hilfe, ja einen Fingerzeig in diesen Unklarheiten sehen, gerade jetzt an die Dinge nicht zu rühren; Hauptsache, ich bin im Einsatz, Soldat. *

Immer häufiger erreichen uns jetzt hier Berliner Nachrichten von der Dienstverpflichtung von Frauen Einberufener.

Eras' Wunsch, daß ich Erlebnisberichte, die in meine Schrift sollen, nicht vorher in „Eckart“ und „Europäischer Revue“ veröffentliche. Tut mir leid für Ihlenfeld.

Ganz stiller Abend.

Aber es sah nur so aus, als würde es ein stiller Abend. Und dann waren wir achtzehn! Denn ein Panzerwagen der berühmten Vorausabteilung Lindemann unserer Division, der sein Ziel vor der Nacht nicht mehr erreichte, 7 Mann, 1 Unteroffizier, 1 Feldwebel, trafen noch bei uns ein; der Panzerwagen, immer wieder ein großer Eindruck für mich, fuhr neben unserm Bus auf. Die Obdachlosen noch schnell zu versorgen, Nachtquartier zu beschaffen, – was ja häufiger vorkommt – macht dem guten Feldwebel Ninas und mir die meiste Freude von allem hier draußen. Und nun gab es auch gerade noch einmal Wein. Und Platz auf unserem Boden.

16. August / Sonnabend

Heißer Spätsommertag. Gratulation beim Adjutanten zum 37. Geburtstag; mein „goldener Triangel“ war ein sehr passendes Geschenk; Ninas und Franke mit schönen Bauernblumensträußen; ich mit Kerze und Sonnenblume. Schaukat hat sogar einen Geburtstagskuchen für die Adjutanten gebacken.

Ich bekam heute auch die Geheimverfügung von 8. April 1941 über die Soldaten in Mischehe gezeigt. Es ist erstaunlich, wie auch der Adjutant-Feldwebel, der gute Ninas, durch dessen Hand die geheimen Personalsachen gehen, als SA-Mann sich verhält. – Militärisch sind Männer meiner Situation also den Mischlingen gleich-

gesetzt, hinter den 25 %igen benachteiligt. Die militärische Sondergenehmigung ist dabei grundsätzlich in Erwägung gezogen. Aber auch auf diese Eingabe wird wohl nun keine Antwort mehr erfolgen, und wir müssen es wahrscheinlich bei jenem unklaren Bescheide vom 24. Juli bewenden lassen, aus dem zum mindesten hervorgeht, daß ich nicht entlassen werden muß. Beförderungen und Auszeichnungen in ganz besonderen Fällen über Führer-OKW möglich (Auszeichnung vor dem Feinde).

Ein Freiwasser-Verbot und so weiter, von dem Hanni mir schreibt, nimmt Reni wohl den Wannsee.

Ein Mischling aus unserer Nachschubkompanie mußte schon vor Wochen entlassen werden.

Panzer und so weiter kommen, in immer größerer Zahl von der Front zurück, als wäre ihr Einsatz an unserer Front nicht mehr nötig. Alles träumt von Ablösung. Ich noch nicht. Im Kasino Besprechung des Generals mit allen Kommandeuren unserer Division. Generalstab des Armeekorps auch noch im Dorf.

Glut und Staub. Über die Dorfstraße, die wie Mehl ist, geht eine Windhose hin, sehr unheimlich wie etwas Lebendiges. Der wunderbare Rhythmus einer Kuhherde auf den öden Hängen von „Tibet“ am glühenden Mittag. Blaugraues Gewölk und Schwüle, weißer Staub.

Das Herz ist mir so schwer wie in den härtesten Tagen meines Lebens. Und immer ist's ganz das gleiche Gefühl, wenn dieser Komplex Mischehe auftaucht.

Leutnant Kulig meint, der grundsätzliche P.K.-Antrag könne nicht einfach ad acta gelegt, sondern müsse bearbeitet werden.

Es ist wirklich hier eine merkwürdige Änderung der Stimmung, als wäre nicht nur der Benzinmangel der Grund, daß wir hier so still liegen. Die Männer von der Vorausabteilung Lindemann – wann kamen wir je sonst mit diesem Gegenpol des Nachschubes in Berührung? – sagten uns, ihre Aufgabe in diesem Frontabschnitt sei erfüllt. – Gegen 7 Uhr wunderbar zerlöster, zerbrechender Sonnenuntergang, rosa und golden am grauen Himmel. Nach SW geballte, steile Wolken wie Schneegipfel. Dann, wo die Sonne sank, die Wolken wie ein lilagrauer, dunkler Grabhügel. Darüber ein weiches, wehendes, sanftrosa Wolkenzelt.

Sonnabend. Feierabend. Nach intensivster Arbeit. Dunkelheit, südöstliche Finsternis; große, herrliche Sterne; die Milchstraße!

Diesmal wirklich ein Abend in kleinem Kreise: zu Rotwein Besuch

von Oberschirrmeister Roscher und Unteroffizier von Grumbkow bei mir und Martin Ninas; die anderen spielten Skat, nachdem eine Propaganda-Kompanie, die hier Tonfilmvorführungen für die Armee-korpseinheiten gab, vor der heutigen Vorstellung schon weitergerückt war.

Diese Tage hier sollen schon die für die XI. Armee angekündigte Ruhe sein. Bei dem großen Menschen- und Materialverbrauch wäre das sehr wenig. – Sehr stimmungsvoll der Kasinoraum: große Bauernblumensträuße, Holzkreuze mit je vier Kerzen auf dem Tisch, Fenster und offene Tür mit den großen weißen Moskitoschleiern verhängt. – Nachts wunderbare Klarheit der Mondsichel und der Sterne im Osten.

17. August / Sonntag

Wahrhaft östlicher Sonnenaufgang. Aus der Kühle und dem zarten Nebel der Frühe vor dem glühenden Tag steigt die Sonne in ungeheurer Stärke, Kraft und Klarheit auf. Wieder gehört die Stille des Sonntagmorgens mir.

Kurzer Besuch von Wolgast, der trotz all seiner vielseitigen Tüchtigkeit bei seiner neuen KW-Kolonie ausgerechnet bei der Küche gelandet ist.

Erhards 35. Geburtstag. Ich habe Hanni gebeten, ihm das neue „Kyrie“ zu schicken. Mag Erhard sein, wie er will – fromm ist er ja doch.

Der Krieg in Rußland scheint für uns hier noch bis Oktober „kalkuliert“ zu werden. Um Odessa ist in unserem Frontabschnitt ein Ring gebildet, Kiew wird von den Russen noch zäh verteidigt. Zum Teil verhindern die Sümpfe größere Operationen. Nein, nein, man darf sich durch Stimmungen und Kalkulationen der Truppe nicht verleiten lassen, da alle nur Einzelausschnitte sehen.

Drei Tage ist die Feldpost vom Abholen nicht zurück. – Der Ort heute voller neuer Einheiten. – An den Abenden der Besuche und des Gesanges finden sich immer die volksdeutschen Nachbarn ein und bitten: „Singen!“

Beinahe unerträgliche Glut. –

Unser Nachbar, dessen Frau uns abwäscht, Milch kocht und auf deren Lehmöfen im Garten wir kochen, sagte uns heute, er hätte erfahren, nahe am Dorf seien noch bewaffnete Kommunisten aus dem Ort, die erklärten, „bevor sie selbst erschossen würden, noch möglichst viel von uns erschießen zu wollen“.

Glut, Glut – aber Arbeit, wie in meinen besten Zeiten. Am Nachmittag einer der fehlenden Briefe von Hanni. Berlin hatte nun doch wieder einen englischen Luftangriff mit 25 Toten. Mehrere Photos: im Gärtlein, das so wunderbar sommerlich ist; im Boot auf dem Wannsee; Rennerle im Reitdreß. Da sieht ihr Gesicht so elend aus, im Boot so vergnügt; Hanni mit 26 Jahren so ähnlich. Nun muß für das Kind auch der Wannsee aufhören. Ein Bild von Hanni, so weich und jugendlich wie das Brautbild; eins, im Garten, so herb und bedeutend, wohl Hannis echtestes Bild. Die Freude und der Druck im Herzen beim Anblick der Bilder halten sich die Waage – es bleibt schon bei meinem verschriebenen Wort – „Herzenswunden“ statt „Herzenswonnen“. Das viele Zusammensein mit Frau F. ist mir eine große Beruhigung für beide Frauen.

Ihlenfeld schreibt nach einem Besuch zum Vorlegen meiner Kriegsskizzen bei der Zensurstelle für Mil. im Propagandaministerium: „... ich erkenne in jedem Ms., wie entschlossen Du den Schritt in die neue Wirklichkeit getan hast: die Fülle des Geschauten und Erfahrenen ist wunderbar gefaßt von ... dem Glück einer unendlichen Gewißheit, der das biblische Wort das einzig Gemäße ist ... Du wirst *dankbare* Leser finden. Selbst der Zensor, den ich heute im Prop.-Min. aufsuchte, um einige Streichungen rückgängig zu machen, sagte, als er das Blatt gelesen: ‚Ich glaube gerne, daß es vielen etwas geben wird‘ – und nahm den Radiergummi und tilgte die Blaustiftstriche seines Kollegen wieder aus. Es war ein vertrauenswürdiger Mann mit vielen Orden aus dem Weltkrieg, der auch schlicht zugab: im Kriege draußen haben wir doch alle wieder beten gelernt. Ich hatte mein Exemplar vom ‚Vater‘ mit, und er bat sich’s für einige Wochen aus. Wie gerne ließ ich’s ihm da – ich bin noch niemals so *bewegt* von einer solchen Unterredung davongegangen ... In den folgenden Heften je ein Kapitel, so viel Du mir weiterhin anvertrauen willst. – Mir geht es eigentümlich beim Lesen Deiner Berichte: ich merke, daß eine große Kluft gespannt ist zwischen Euch und uns, dort und hier. Und ich werde darüber nicht eher wegkommen, als bis ich auch Dein Kamerad geworden bin.“

Es prüfen also die Militärzensur und die Pressestelle der Reichsregierung; und die hiesige Dienststelle muß einen Freigabevermerk geben, den ich für die „Wolke“ nicht erhalte, da sie für meine Schrift reserviert bleiben soll.

Zur Nachmittagsarbeit allein im Büro. Alles sonnt sich. Als ich an Ihlenfeld schrieb, daß ich nun über das Brot schreiben möchte, das

ich nun in so vielen Ländern gegessen habe, wurde mir erst ganz bewußt, wie seltsam es ist, hier vom Brot des Lebens zu schreiben – in Steppe und Glut, im Sowjet-Dorfbürohaus, im Arbeitszimmer eines kommunistischen Kommissars.

Brief und Bilder von Hanni, Ihlenfelds Brief haben den Sonntag doch recht hervorgehoben.

Jetzt, die Abendsonne beginnt wohlzutun. Und nun soll auch bald für mich Feierabend sein. Auf unseren Abendbrottisch fiel ein noch glühendes Stück Sternschnuppen-Lava.

Abendspaziergang mit Jupp, der trotz der 22 Jahre des Soldatenlebens überdrüssig ist und fürchtet, zu alt heimzukommen. Auch ein so junger, einfacher Mensch spricht vom „innern sich zu Tode siegen“, woran ich gar nicht einmal glaube.

Auch ihm, der so leichtsinnig lacht und singt, fehlt die Kirche so. Eine Nachrichtenabteilung spielte hinter der kleinen Brücke dem Dorfe zum Tanz auf; auch an der Küche, wo es noch einmal Rotwein gab, tanzten sie zur Harmonika; andere, fremde Soldatengruppen sangen sehr schön. Jupp und ich saßen mit einem Glase Rotwein auf einer Gartenmauer und konnten uns nicht sattsehen an dem Glanz der Milchstraße, des ganzen Himmels; und suchten am Himmel, wie die Häuser daheim zum Himmel stünden. Das tut auch Ninas immer. – In der hiesigen Kirche, die unter den Sowjets als Tanzsaal diente – doch gingen die Erwachsenen nie hin –, wurden heute 6 und 12 Jahre alte Kinder, die im Sowjetstaat nicht getauft werden durften, vom Divisionspfarrer und rumänischen griechisch-orthodoxen Popen getauft.

18. August / Montag

Glut, Glut, Glut. Astern- und Petuniensträuße und Geburtstagslicht schmücken unseren Eßtisch im Hof und unser Büro, weil Erich Franke seinen 29. Geburtstag hat. Die Bücher, die ich mir aus Berlin und Bukarest kommen ließ, sind nun, wo alles fehlt, willkommene Geburtstagsgeschenke. Soldatengeburtstag wird sehr ernst genommen.

In diesem Dorfe gibt es auffallend wenig Blumen. Hier fehlt alles Schöne. Morgen soll es nun ein großes Stück weitergehen; aber leider nicht aufs Schwarze Meer zu. Den heutigen Arbeitstag habe ich noch recht ausgenützt. Nachmittagsgewölk. Dann wieder starke, lastende Sonne. Staub und Dunst über den kahlen Dorfhöhen.

Ein neuer Kampfabschnitt kündigt sich mit dem morgigen Aufbruch

an. Die Infanterie seufzt über die 14 Tage Marsch, die vor ihr liegen sollen.

Der Menschenschlag hier, die Volksdeutschen, waren doch recht unzuverlässig, was versprochene kleine Dienste und Erledigungen betraf. Und hielten wohl sorgenvoll das Ihre sehr zurück.

Hier hängen sie die Wäsche zum Trocknen über die Maiskolben und die großen Dillstauden.

Als die Glut gegen $\frac{1}{2}7$ erträglich war, Feldflaschengeburtstagskaffee mit dem Kuchenrest vom Adjutantengeburtstag. – Geburtstagsabendbrot. Wetterleuchten. Und – da die Fahrer vor der großen Fahrt ausruhen müssen und bei der kleinen Stabskompanie zuviel Vor- und Sonderkommandos unterwegs sind – mit Erich Franke Wache. Sternenpracht. Zarter Schein der spät aufgehenden, östlichen, abnehmenden Mondsichel. Tiefe dörfliche und kriegerische Stille. Kühle vor dem Tagwerden, die einen nach Glut und Schwüle frösteln läßt.

19. August / Dienstag

*Bugüberschreitung bei Belousowka
Quartier in Rakowskij perwyj*

Als es nach 4 Uhr Tag zu werden begann, weckten Erich Franke und ich nach unserer Wache alles zum Aufbruch, der um 6 bei starker Morgensonne erfolgte. Die Sonne wurde auf den 80 Kilometer Fahrt zur fast unerträglichen Last. Wo wir einmal liegen blieben, sofern Bäume in der Nähe waren, stürzte alles aus dem Bus in den Schatten. Wie schwer wäre es jetzt bei der Fuhrkolonne. Die Infanterie marschiert nur nachts. Der Vormarsch auf der schmalen, sandigen Straße, auf der die Wagen oft sehr schief lagen, diesmal dünner und linearer. Die Richtung geändert: nichts vom Schwarzen Meer, das wir so ersehnten, sondern Nordosten – ach, welche Leere, Öde; Ebene, kahle Höhen am Bug, verwelkende Sonnenblumenfelder, abgeerntete Felder, brauner Staub, sengende Glut und Trockenheit. Herden sind das einzige Zeichen des Lebens. Auf 80 Kilometer Vormarsch keinerlei Spur des Kampfes mehr. Daher auch keine Fahrten zur Front mehr. Völlige Stille vor dem Feind; auch keine russischen Flieger. Dabei war uns angekündigt: „Teile der VII. Armee (wir sind die XI.) haben das Gebiet jenseits des Bug vom Feind bereits gesäubert. Mit Überfällen Versprengter ist zu rechnen.“ Und mit Luftangriffen. Aber nichts, was auf Kämpfe deutet. Das heißt aber auch: keine Beute. Planmäßiger Rückzug des Feindes. Bis zum Bug häßliche Dörfer ziemlich dicht. Dann

selten. Alles wieder noch armseligere Dörfer, nicht volksdeutsche, sondern russische.

Der Vormarsch in Rußland steht ja im Zeichen der Ströme; deshalb soll meine Skizze auch „Die Ströme“ heißen. Ich war auf den Bug sehr gespannt. Die Schilder: „Zur Kriegsbrücke“ hatten für mich etwas Erregendes. Die Landschaft des Bug ist trotz weichschwungener Flußwindungen dem Dnjestr nicht entfernt zu vergleichen. Kahle Höhen, breite Ebene mit Weidensträuchern auf diesen, Höhen, mit dem großen, steilen, zerstückelten, weißen Dorf, Belousowka, auf jenem Ufer. Die schmale Landstraße folgte erst – und das war rhythmisch reizvoll – vielen Windungen des Buglaufes, bis man zur schmalen Pionierbrücke kam, für die unser Bus an Breite und Gewicht wohl das Äußerste bedeutete. Glühende Fahrt durch „Tibet“, bis wir in der Hitze und Schwüle des frühen Nachmittags nach Rakowskij perwyj kamen, einem ebenfalls häßlichen Dorf. Doch einzelne dichte Gärten.

Die Bevölkerung russisch; aufgeschlossen; wohl nur die Kommunisten geflohen. Großes Interesse der Halbwüchsigen – die fürs Wasserholen um Zigaretten betteln; leider vergeblich, denn wir haben nur noch drei Stück je Tag. Landser und junge Russinnen. Spärlicher Vormarsch zieht weiter durchs Dorf. Keine Rumänen mehr. Glut, Fliegenplage, Gewittergewölk, Donner ohne Regen, Blitz, Abkühlung. Schwüle, Umwölkung, heimziehende Herden auf den Feierabend.

Quartier: großes, leeres Gasthaus; Saal fürs Kasino mit dörflicher Bühne, mit kleinem Orchester. Und Dekoration, die das naive und grelle Wunschbild eines Dorfes darstellt. Für die Adjutantur: Wirtschaftsflur, Schlafraum, Büro, Arbeitsraum für mich mit großem Tisch aus Parteibüro, dicke Mauern (erstmalig), kleines Fenster in wuchernden Garten, keine Blumen. Die Bevölkerung verkauft uns Butter, Milch und Honig.

Lilienfein von der Mun.-Verwaltung, die auch hier liegt, hat mein Lied vom Zeichen des Helmes sehr schön, sinn- und zweckmäßig vertont.

Netter Kamerad vom IR 203 hier, Horst Coenen, der als einziger Sohn eines im Weltkrieg gefallenen Vaters auf Antrag der Mutter, was vorgesehen ist, von der Kämpfenden Truppe zurückgezogen wird. Mit 30 Jahren 3 Kinder. Schönes, gepflegtes Haus in Klein-Machnow. Er erzählt uns von den schweren Opfern des IR 203, von Panzern plattgedrückt; dezimierte Radfahrerschwadron.

Mit dem Feldpostanschluß wird es jetzt wohl sehr schwierig werden.

Trotz des unruhigen Tages alles erledigt.

Für den Abend haben sich viele Gäste angesagt, von der Munitionsverwaltung Longart und Lilienfein, die auch eine Flasche Wacholderschnaps, etwas so rar Gewordenes, mitbrachten.

Warme, wunderbare Sternennacht. Die vielen Sternschnuppen des August. Nur der Gedanke, daß es frühzeitig weitergehen sollte, brachte einen dazu, gegen 11 Uhr schlafen zu gehen. Ununterbrochener Vormarsch in der Nacht: Fahrkolonnen und IR 203.

20. August / Mittwoch

Kamenowatka

Gegen 4, im Morgengrauen, unter der immer schmäler werdenden, doch herrlich glänzenden Mondsichel Vorbereiten des Aufbruchs, der um 1/2 6 erfolgte. Man kostete die zarte Morgenkühle aus; man sah etwas bange auf die gewaltig und stark und klar aufsteigende Sonne. Sie hat auch während der fast fünfstündigen Fahrt unbarmherzig auf uns gebrannt. Grün in der Steppenöde nur die Rhizinusfelder. Die Wege, nach lokalen Gewitterregen, die einige Tage her sein müssen, sehr zerwühlt. Auf dem Vormarsch zum ersten Male neben ungarischen Truppen. Neben elenden Dorfflecken auch zwei größere Dörfer; viele landwirtschaftliche Maschinen eines Kollektivs; so auch gestern. Und wiederum keinerlei Spuren des Kampfes; die letzte war, bei Rastatt, der russische LKW gewesen, vor dem ein halb verbrannter Russe lag.

Das neue Dorf wieder ziemlich groß. Adjutantur und Kasino im Sowjet-Polit-Büro untergebracht. Wir haben einen Raum mit drei Arbeitstischen und freier Ecke fürs Strohlager.

Aus neueren Verfügungen geht hervor, daß NSDAP-Leute in gehobenen Parteistellen als Offiziersanwärter zu bevorzugen sind. Wird nun der Soldat den Parteimann oder der Parteimann den Soldaten umwandeln? Denn ohne solche Umwandlung geht es nicht ab.

Wir haben sofort am neuen Ort unsere Arbeit aufgenommen, Walter Greiner und Horst Coenen durchstreifen schon wieder das Dorf und bringen Eier, Milch und Honig. Die Halbwüchsigen umlagern die Adjutantur, holen uns willig Wasser vom etwas abgelegenen Brunnen.

Überall der Sowjet-Propaganda-Kitsch in Bildern und Medaillen.

Auf dem Wege lag als einziges Zeichen des Krieges heute doch ein zersplittertes Flugzeug. Die Rumänen, als Verbündete immer negativ eingeschätzt, namentlich um ihres Räuberwesens willen, sollen jetzt möglichst zurückgelassen werden. Die mangelnden Leistungen würde man ihnen verzeihen.

Zum erstenmal begegneten wir ungarischen Truppen.

Unermeßliche Glut. Keine Möglichkeit zu baden.

All die russischen Büros und Schreibstuben haben eine ganz primitive Rechenmaschine.

Wieder einer der fehlenden Briefe von Hanni; immer wieder: dies Leiden unter der Zwiespältigkeit meiner soldatischen Situation.

Abends wieder behagliche Runde, was an Wert doppelt zählt, da sonst im Stab jetzt alles auseinanderklappt und sich gegeneinander stellt; sie sehen wieder einmal die allgemeine Ursache nicht: die Kriegsmüdigkeit.

In dem engen Kreise ich, Erich Franke, Fritz Krüger, Martin Ninas und vordem noch Heinz Hinze hat sich herausgestellt, daß alle außer Martin Ninas ältere, zum Teil – bis zu acht Jahren – auch wesentlich ältere Frauen haben. Darin liegt für mich doch immer etwas sehr Beruhigendes.

Dunkler, warmer Abend. Sterne und Gewölk. Vor dem Schlafengehen Dorfspaziergang mit Martin Ninas.

21. August / Donnerstag

Auch zum Frühstück schon drei Gäste. Glanz und Glut, Tag für Tag; aber heute weht doch der Wind. Wunderbar in der Morgenfrühe eine ganze Herde Pferde, zum Brunnen trabend, dahinter nur ein kleiner, reitender Junge. Vor dem Abend wieder.

Auch Hauptmann Riegel von der 6. Fahrkolonne ist jetzt unter die „Vater“-Leser gegangen.

Nach langem aus dem armen Kriegs-Berlin wieder einmal ein kleines Süßigkeitspäckchen von Hanni erhalten, den letzten der fehlenden und einen neuen Brief. Jeder Brief ist Freude und Schmerz in einem – großer, quälender Schmerz durch die jüdischen Dinge.

Billum ist noch in Rathenow; Hanni schreibt es mir: zum Glück ist er nicht, wie vorgesehen, zu den Kradfahrern gekommen.

Abendmilde nach der Glut. Rechts vom Hause die Abendtafel des Casinos, links unser Abendbrottisch im Freien. Kurzer Abendspaziergang mit Martin Ninas; bei diesen abendlichen Gängen brauche ich nicht viel zu reden, sondern nur seinen treuherzigen

Erzählungen zuzuhören. – Ein „Obstkommando“ bringt abends Äpfel, Birnen, Pflaumen.

Den Orion, den ich auf dem Balkan oft vergeblich suchte, sehe ich jetzt am Ende der Nacht immer in großer Herrlichkeit.

22. August / Freitag

Alexejewka

Um 7 Aufbruch nach Alexejewka. 5–6 Stunden Fahrt in entsetzlicher Glut; auch die Zähesten wurden matt. Kurze Rast in einem wunderbaren, dichten, wuchernden Garten eines Krankenhauses, in dem Astern, Zinnien, Fuchsschwanz und hübsche, unbekannte Blumen in Fülle blühten. Ein Wald von Pflaumenbäumen, die Zweige voller dunkelblauer Pflaumen trugen bis zur Erde; aber sie waren noch nicht reif. Die Stadt größer als Ananjeff. Auf der einzigen Bodenerhebung der Steppe. Halb dörflich; halb frißt sich die Steppe noch in die Stadt Bobrinjez hinein. Große, vieltürmige Kirche in riesigem Garten und größere, häßliche, repräsentativ gemeinte Häuser aus der Jahrhundertwende. Breite Straße mit Bäumen. Geschäfte und Restaurant, alles sehr primitiv, mit geschlossenen Läden. Keine Einwohner, kaum welche; viel deutsches Militär.

Unterwegs auch wieder Ungarn; und zum erstenmal Waffen-SS. Meinungsunterschiede unter Kameraden werden sehr offen ausgesprochen. Gerade die *Uniform* schafft wieder die Vielfältigkeit. Die Stadt hieß Bobrinjez oder doch ähnlich.

Wieder im Vormarschreiben, wenn auch nicht sehr stark. Unbarmherzige Glut, unbarmherziger Staub, so daß wir im Bus auch kaum mehr singen konnten; auch schläft man vor Erschöpfung immer wieder ein – und schämt sich vor der Infanterie. – Unterwegs wieder keine Spuren des Kampfes; weder in den elenden Dörfern, noch in der Stadt, noch unterwegs. Steppe, öde Steppe. Selbst Waldstreifen so grau, so dünn, so dürr. Erdlöcher. Tümpel, doch selten. Viel große Steine, die das ganze Bild, wie Findlingsblöcke groß, noch unbarmherziger wirken lassen. Das Dorf, in dem wir nun sind, eines der elendsten, wenn auch sehr groß. Bevölkerung meist da; empfindet die Einquartierung sichtlich als Last, taut aber vor der deutschen Freundlichkeit auf; begreift, daß für die Deutschen gleich saubergemacht werden muß. Wir liegen mit I b, IV a der Division zusammen. Dadurch gehen uns die Parteibüros verloren. Wir haben für die Adjutantur eine Bauernstube. Jeder Winkel besetzt mit unseren Schützlingen, Greiner und den „Durch-

gängern“; zu dem netten Coenen ist noch von einem Artillerieregiment Hieronymus gekommen, auch einziger Sohn eines im Weltkrieg gefallenen Vaters; will aber durchaus zurück zur Kämpfenden Truppe.

An solchen Vormarschtagen essen wir immer spät Mittagbrot; Frauen des Dorfes helfen der Feldküche. Unsere Stube ist voll von heiteren Landsern; wir gewinnen auch der Enge ein Positivum ab. Ich habe einen bequemen Platz.

Sturm, Staub und Gewölk. Die heiße Sonne bricht wieder hervor. Dann endlich Gewölk und Abkühlung.

Was hat geistig-politisch an der Wand solcher Bauernstube alles Raum: Christusbild und Christbaumkugeln, Christbaumkette; billiges Foto des Bauernpaares als Braut und Bräutigam (zaristischer Soldat); Ehrenurkunde für landwirtschaftliche Leistung vom Kollektiv.

In all diesen Dörfern viel hübsche Jugend.

Vom Nachmittag an komme ich wieder zum Arbeiten, bleibe dauernd auf dem laufenden.

Der Versuch, überall unternommen, in einem der Dorftümpel zu baden, muß nun immer häufiger aufgegeben werden. Solcher Dreck.

Das Haus besteht nur aus kleinem Flur, Stube, Ställchen. Unsere Leute hier haben Bücher.

Wir unterstützen jetzt Brigittes Schwiegereltern, denen es in Wien sehr schlecht geht.

Die Haltung der Bevölkerung hier ist in der DAZ viel zu positiv dargestellt.

Die Bäuerin nimmt die Kollektiv-Diplome mit den Bildern Stalins und Lenins von der Wand und zerreißt sie.

Der 17jährige, sympathische Junge, Petroff, hat eine ganze Bibliothek, auch Physik und Chemie: der Junge, Primitive, Naive, dessen erstes geistige Erwachen, wie das der ganzen Generation, vom Kommunismus okkupiert ist. Es hat etwas Ergreifendes, wie seine Scheu und Ablehnung allmählich einer Liebe zu den deutschen Soldaten, einer jungenhaften Begeisterung weicht; es tritt da etwas ganz Neues in solch junges, verhetztes Leben. Er begreift schon unsere Wünsche, ist gefällig, hält die Frauen, die unordentlich und träge sind, zur Arbeit für uns an (die wir bezahlen). Petroff kann auch lateinisches Alphabet.

Abends sang uns eine Nachbarin, Natascha, russische Volkslieder. Schöner Alt und schöner Ausdruck.

Die Familie schläft bei Nachbarn. Unsere Schützlinge haben selbst Quartier gemacht. Martin Ninas und ich schlafen auf dem harten Bett, Erich Franke, der von den Flöhen Verfolgte, auf dem Tisch, Ali auf der Erde. Rührend Petroffs Freude, daß wir ihn nicht im Flur, sondern bei uns schlafen lassen. Glühendes Interesse an unseren Schreibmaschinen, unserer einen gemeinsamen Taschenlampe (nicht einmal für die Wachen sind welche da), am Kocher; namentlich am Fernglas. Eine gewisse Scheu vor Gewehren und Seitengewehren. Aber sofort zu beruhigen. Intelligent. Tiefe Stimme. Und doch sehr freundlich, auch im Spiel mit seiner kleinen Katze, die auch neben seinem Kopfe schläft. Nun strahlt er einen schon an. Trägt städtische, proletarische Schildmütze.

Sie arbeiten hier noch beim Kollektiv: 12 Stunden.

Große Kühle, starker Wind, Wetterleuchten. Es gibt uns zu denken, daß die Russinnen – Kopftücher tragen sie ja auf dem Balkan und hier abends immer – gleich, auch in der Stube, Mäntel hervorholen, mit Pelz.

Die Landsergespräche nehmen sofort die Wendung zu der ziemlich bangen Frage: Etwa Winterquartier in Rußland? Und nun sagt auch noch der Zahlmeister, er habe die Anweisungen für die Winterbekleidung erhalten. Und gleich das Thema: was wird der Winter an schlechter Laune der Offiziere bringen?! Snobismus und Anmaßung schaffen eine sehr, sehr schlechte Atmosphäre. Meine persönlichen Erfahrungen zählen ja gar nicht. Das Vorrecht der „Kasinos“ auf die endlich eingetroffene kärgliche Marketenderware.

Beim Abendbrot im Freien gab es gleich die Gespräche vom Winter; denn es war dunkel und kühl.

Petroff zeigte abends auf das Christusbild, ob auch das herabgenommen werden müsse.

Wie sich die fremden Völker lachend verständigen. Die Menschen wollen lachen.

Kollektivarbeit viermal in der Woche.

23. August / Sonnabend

Nächtlicher und frühmorgendlicher Regen, Kühle und Wind. Die Nachbarin und die Bäuerin scheinen ein wenig verzweifelt, was alles zur deutschen Sauberkeit gehört. Aber nun ist's erreicht. Und immerhin: sie haben uns eine Blume in ein blaues Blechtöpfchen gepflanzt und aufs Fensterbrett gestellt.

Heut kommt die Sonne nur scheu und fern hervor.

Bei unserer Marketenderei bekamen wir gestern Schokolade und Zigaretten zu kaufen: Raucher zwei Schachteln Zigaretten und eine Tafel Schokolade, Nichtraucher drei Tafeln. Als wir den Frauen und Kindern von der Schokolade gaben, aßen sie erst davon, nachdem wir vom gleichen Riegel kosteten: die große Angst vor Vergiftung.

Nachmittags kommt, im starken Winde, die Sonne wieder hervor. Briefschreibetag der Kameraden. Ruhiger Arbeitstag für mich. Der Feierabend in der Abendsonne „häuslich“: Wäscheausbessern.

Ein nach der langen „100 Gramm“-Periode überraschendes Päckchen von Hanni: schönste, selbstgebackene Pfefferkuchen, vier Schachteln Zigaretten, Bonbons.

Und nun hatte es auch gar noch Marketenderware gegeben, nachdem z. B. der Zigarettenverpflegungssatz auf 3 Stück für 2 Tage gesunken war. Es gab je Mann 3 Schachteln Zigaretten, 2 Tafeln Schokolade, 1 Stück Seife, 5 Rasierklingen, 4 Zigarren, 1 Schachtel Schuhwischse für je 3 Mann. Als die ganzen Päckchen aufgeteilt lagen, sagten alle: wie Soldatenweihnachten. So lange ist's her, daß wir etwas kaufen konnten.

An diesem guten Abend, an dem Horst Coenen auch noch eine Hühnersuppe und Hühnerbraten beigesteuert hatte, sieben Gäste: Unteroffizier Lange, Lilienfein, Werner Kurz, Peter Voß; Schaukat, Jupp, dieser als geplagter Kommandantenbursche leider immer nur kurz, und Paul Röker. Die Stube sonnabendlich sauber, Karbidlampe, glatter Tisch, Obst und Hannis gute Gaben.

In den Gesprächen mit den Kameraden und den Proben, die sie gern aus ihren Briefen vorlasen, wird mir klar, daß der Durchschnittslandser überhaupt nicht selbständig und unvoreingenommen beobachtet, sondern genau im Klischee das wiedergibt, was ihm durch die Pressepropaganda eingepreßt ist. Wie schwimmend und schillernd ist dabei das Bild gerade der Bevölkerung der Ukraine, und es ist sehr die Frage, ob unsere große Freundlichkeit die richtige Behandlungsweise ist, da wir doch viel Trägheit und Verstocktheit begegnen und nicht dem mindesten Sinn dafür, mit welcher Milde wir auftreten.

Die Russinnen hier sehr zurückhaltend. Nichts von sittlicher Verdorbenheit. Bauerntum darin wohl doch zu stark.

Nachrichten von den Fronten überhaupt nicht. Aber plötzlich glaubt alles an längere Dauer.

Je mehr der übrige Stab auseinanderfällt, desto besser halten wir

auf der Adjutantur zusammen; im Verhältnis zwischen Mannschaften und Offizieren, und dieser wieder untereinander, fehlt eben der Kampf, fehlt das Aufeinanderangewiesensein vor dem Feind.

24. August / Sonntag

Sonne, Wind, zarte Kühle. Mittagsgewölk. Einer der letzten Erntesonntage. Sonntagmorgenfrühstück im Freien. Heiteres Mittagmahl vor dem Hause. Ruhiger Arbeitsmorgen. Klare Ordnung: was das heißt. In Rußland; und nach mehr als zwei Monaten Vormarsch. Allerdings gehen uns immer mehr Sachen kaputt; und nichts ist aus dem Lande oder der Maketenderei zu ersetzen.

Es hat Gott sei Dank noch niemand hier auch nur einen Augenblick gemerkt, mit welchem verkapselten Schmerz ich hier unter ihnen lebe – einem unsinnigen, lastenden, immer lastenderen Schmerz. In diese wachsende Gebeugtheit fällt das Losungswort des Sonntags: „Er wird mich ans Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe.“ Micha 7, 9.

Was hat der Glaube auch an der Hoffnung zu tragen.

Der Nachmittag grau und stürmisch.

Obwohl das Kollektiv keine Sonntagsruhe kennt, doch recht sonntägliche Gruppen von Frauen und Kindern am Straßenrand, male- rische Gruppen, gestuft, in Kopftüchern.

Ich bin sehr vorsichtig mit dem Vorzeigen von Bildern von Hause: aber bei den Landsern spielt das eine solche Rolle, daß man Frau, Kind und Haus nicht geheimhalten kann. Diese Begeisterung über Haus und Garten, Renate. Aber der 22jährige Unteroffizier Werner Kurz war heute nicht minder begeistert von Hanni, die doch „höchstens 25 Jahre alt sein kann“.

Stiller Arbeitssonntag. Viel Spannungen im Stabe. Unverständlich die „Beschußberichte“ der Offiziere, in denen der Di-Na-Fü-Stab der Kämpfenden Truppe gleichgesetzt werden soll.

Spätnachmittag. Sonne. Wind. Spätsommer-Dünenstimmung. Letzte Garben auf den nun schon kahlen Ackerhöhen überm Dorf.

25. August / Montag 21.30 Uhr

Nowaja Praga

Wieder 80 Kilometer weiter. Es bleibt schon sehr interessant, den Krieg nun motorisiert mitzumachen. 80 Kilometer weiter – was das an diesem Regentage bedeutet. Schon am Vormittag hatten wir uns damit abgefunden, die Nacht wieder auf der Landstraße zu

liegen. Aber nun sind wir doch am Ziel und im Quartier, wenn auch bei weitem nicht alle unsere Wagen.

Schon die Nacht war sehr unruhig gewesen. Abends noch packen. Indes wurde im Kasino gefeiert, daß Fitzner von der 5/176 Leutnant geworden ist. Schaukat und Franke sollten ihn nachts – mit den sofortigen Aufbruchsbefehlen für die 4., 5., 6. – zur 5. zurückbringen; nachts kamen sie 15 Kilometer zurückgelaufen – und nun hieß es, in unserer Enge Quartier machen –, da sich das Auto an einem Abhang überschlagen hatte; zum Glück sind sie alle drei sehr glimpflich davongekommen; nur der arme Schaukat mußte in seinem Wagen an der Absteigstelle bleiben und warten, bis heute morgen Franke mit einem Abschleppwagen ihn holen kam. Bis jetzt sind sie aber noch nicht bei uns am neuen Ort eingetroffen, und mehrere andere auch nicht. Mit Mühe kam die Feldküche nach; aber heute abend, in solcher Finsternis, in solchem Regen, bei solchen Wegen konnte sich wohl niemand mehr entschließen, Essen zu holen. Uns tat heiße Milch und Honig, die wir hatten, mehr not.

Früh um 4 waren wir aufgestanden, um 6 fuhren wir an grauem, kühlem Morgen ab, und Fritz Krüger, Horst Coenen und ich unterhielten uns im Bus ganz ausgezeichnet. Öde Steppe, vielleicht einmal ein paar Pappeln, Weiden. Große, sehr belegte Vormarschstraße schlechten Zustandes, namentlich für die Versorgungstruppen bestimmt; wir selbst sind nun, auf dem Weg nach NO einem anderen Armeekorps, dem 52., zugeteilt.

Bald setzte der Regen ein, wurde dichter und dichter im selben Maße, wie die Wege an sich schon schlechter wurden. Um 11 durchfuhren wir eine größere Stadt: Kirowograd, so grau, so öde, so wirr. Große Straßen, Marktplatz, Repräsentationsgebäude aus den Anfängen des Jahrhunderts, Kinos, geschlossene sehr einfache Läden und Restaurants, doch manchmal größere (leere) Schaufenster; veraltete Straßenbahn, die jedoch nicht fuhr. Fast das meiste geschlossen.

Nur wenig Bevölkerung da, darunter Juden mit der frischen Armbinde und dem oft primitiv gestickten Davidstern. Ländlicher Stadtgürtel, jedoch sehr viel Fabriken, sehr vieles schwer von Bombern getroffen; jedoch nicht die großen Flugzeughallen des Flugplatzes, auf dem nun schon die deutschen Maschinen starteten. In der Stadt schon die deutschen Militärstellen eingerichtet, auch ein Soldatenkino; grandios die Wegweiser mit den immer rund 30 Schildern, die Wegezeichen der Divisionen, Stäbe, Einheiten, La-

zarette, Versorgungsstellen. Wir fuhren nun unter ganz fremden Divisionen; auch Italiener und Waffen-SS. Bald hinter der Stadt begann das Martyrium der Autos (die bespannten Kolonnen und die Infanterie sind noch nicht nach, aber hier ist ja auch kein Feind mehr). Die öde, graue Steppe unter dem grauen Himmel hatte doch zersiebte, löcherreiche, steile Straßen, schmale, häßliche Gräben. Wir fahren oft auf abgeerntetem Felde – blieben aber mit dem riesigen Bus fünfmal in Lehm stecken, in den die LKW und PKW (die im allgemeinen natürlich rascher vorankommen als die LKW) geradezu hineintaumelten, tanzten, rutschten, schlingerten. Überall Schieben und Ziehen und Zerren; aber Auto um Auto blieb zurück. Einen steilen Weg hinauf kreuz und quer die Autos, die nicht weiterkamen, in den schwierigsten Situationen. Unser grandioser Fahrer und Sonderling Willi hat es dennoch geschafft, daß wir am späten Nachmittag, von den Eingetroffenen nicht mehr erwartet, noch anlangten, ein rechtes Mirakel. Die Autos dampften, „sangen“ – jenes geängstete und erregt klingende Singen überstrapazierter Motore. (Wir hatten „Start“-Wege aus den Garben gebaut, die noch auf dem Felde lagen.)

Unterwegs oft Wagen heimkehrender Flüchtlinge.

Das Dorf, von vielen Einheiten belegt, ist sehr groß. Nowaja Praga ist ordentlicher, hat einen gewissen Wohlstand, baumbestandene Straße, blühende Gärten; die Häuser haben hier Küche und ein Zimmer, die Leute haben ein paar Möbel. Wir – heute nur Martin Ninas und ich – wohnen bei den freundlichen und für russische Verhältnisse ordentlichen Schustersleuten. Die Stube hat Gardinen vor den Ofenhöhlen, bunte Fenstervorhänge, Tisch, Büffet, Sofa, Bett, Uhr (in Bessarabien war einmal eine nur an die Wand gemalt). Als unsere raren Kerzen brannten, kam Leutnant Kulig zu uns Briefe schreiben, weil seine düstere, kahle Stube ihm „auf den Kopf fiel“. Keine Fliegen! Vielleicht auch keine Flöhe. –

Zwei süße, kleine, blonde, blauäugige Enkelkinder, hübsche junge Mutter, die uns den Adjutantenhaushalt abnahm, so daß wir es gleich wieder ordentlich haben nach dem mühsamen Einräumen unserer „Cancellaria“. Denn nun werden wir ja morgen nicht weiterkönnen und haben unseren Betrieb gleich eröffnet. Leider werden wir vom Adjutanten etwas von den Kameraden getrennt; die Offiziere ahnen nichts von der Mentalität des Landsers. – Zum Schreiben habe ich die große Truhe.

Das Dorf hat, wie alle größeren Orte hier, ein (ausgeräumtes)

Krankenhaus. Große Maschinenschuppen, ein häufiger zu findendes Charakteristikum. Ehemaliges Herrenhaus aus der Jahrhundertwende, häßlich, rötlich-grau, halbleer – jedoch nicht ohne Stimmung. Grasüberwucherte Terrasse, Turmzimmer. Kahler Riesenraum mit zwei Öfen. Alles bangt sich vor Herbst und Winter in Rußland; die Utopien so vieler, die Division werde zurückgezogen und ersetzt, zerrinnen. Im Gutshaus, das längst anderen Zwecken dient, trafen wir auf die Ärztin, die wie viele hier nicht geflohen war. Ärztin, Assistentin oder Arztfrau – unsere Sprachkenntnisse reichen nicht aus. Hübsch, jung, artig, gescheit wirkend, normal angezogen. Sonst sieht man vor Regen, Finsternis, Kühle nur wenig Menschen. Die Ortschaft hat zwei Brunnen. Einer ist vergiftet. Die Küche muß ihr Wasser einen halben Kilometer weit auf diesen elenden Wegen holen.

Martin Ninas, der unter all den Differenzen hier und der rücksichtslosen Arbeitseinteilung sehr leidet, hat sich zeitig gelegt. Es ist sehr still. Die Uhr tickt. Tiefe, schwermütige Dunkelheit. Ich schreibe allein bei meiner Kerze und bin wie immer zufrieden mit der Situation im Kriege. Sehr große, schmerzerfüllte Sehnsucht nach meinen Beiden. Jeder Tag, an dem ich sie hatte, war ja so anders als in normalem Leben kostbar. – Der Gedanke an Brigitte ist jetzt viel weniger schwer. Der Riß in meinem Leben ist furchtbar, diese ständig wachsende, tiefer reißende Wunde. –

Diese Häuser hier haben Kolorit: manche haben einfache, graue Flügeltüren, große Räume; fast alle viele hübsche, volle Gummibäume; grüne, große Blechteekannen. Über die Jesusbilder – unsere Stube hat drei – mit ihren goldenen Glasbläserei-Umrahmungen von Christbaumkugelart bis zum rohen Akanthusornament – mache ich mir allmählich Gedanken, als seien sie nicht erst jetzt wieder hervorgeholt, sondern als hätten sie auch in der ganzen Sowjetzeit hier gehangen.

Vor manchen Häusern blühende Oleanderbäume.

Der Schuster von Nowaja Praga war sofort ein freundlicher Wirt. Die Schusterin taute erst auf, als wir der Familie das Bett anboten, den Enkeln alle Kissen gaben. Dann freilich Bewirtung mit dem durchaus pikanten Käsegebäck, das man hierzulande herstellt.

26. August / Dienstag

Dieses Riesendorf, das mehr als alle bisherigen, auch die volksdeutschen, an ein deutsches Dorf erinnert, ist also doch eine Stadt,

sogar mit einem Stadttheater, das wohl aber weiter ab liegt; wir sind im ländlicheren Teil.

Die Steppe hat so oft Dünenstimmung. Und heute ist's erst gar wie ein Spätsommernmorgen an der See. Sonne, starker Wind, herbe Reinheit – nach dem Regen unbeschreibliche Klarheit, in der die Höhen und Gärten, so einfache Landschaft sie darstellen, doch sehr schön wirken. Ein Sonnenblumenstrauß auf unserem Tisch. Frühstück am Blumenbeet. Die Sonnenblumen noch einmal taufrisch. Die Arbeitsstube hell. Alles draußen so weit, so durchsichtig, von Glanz und Rauschen erfüllt. Das Grün der Akazien wird nun schon bleicher. Hier würde ich gern ein paar Tage bleiben.

Auch hier aber die maßlosen Flugblätter der Sowjets an den deutschen Soldaten, die sich in ihrer Verlogenheit sofort selbst entlarven. Mittagsgewölk, weiß und grau, am blauen Himmel. Starker, starker Wind. Nachmittagsklarheit.

Die süßen kleinen Mädchen hier haben billige Puppen, in Art der „Ullmann“-Puppen mit Porzellanhaar. Spielzeug so selten. Hunde wie Bären. Aber sie sind längst keine Plage mehr wie auf dem Balkan, sind „legale“ Hofhunde und keinesfalls überall. Wegen der Flugblätter läßt der Kommandeur Haussuchungen im Dorf veranstalten.

Um 5 Feier der hier liegenden Nachschubeinheiten – Stabskompanie, Nachschubkompanie, Kleine KW-Kolonnen 1–3 – vor dem Stab. Beförderungen anlässlich des Zweijahrestages der Aufstellung des Divisionsnachschubes. Ein sehr problematisches Bild: anspruchsvoll und soldatisch nicht gut, gar nicht gut, weder bei Offizieren noch bei Mannschaften. Doch schloß die Ansprache des Kommandeurs: „Vertrauen auf unseren Gott.“ Die von den Frontregimentern kommenden Infanteristen, wie Horst Coenen, waren recht entsetzt. Die Frage, warum ich nicht befördert werde, können die Kameraden ja eine ganze Weile nicht stellen.

Es sieht aus, als ob es Martin Ninas und mir gelänge, Coenen hier beim Stabe zu halten. Zum mindesten hat ihn der Adjutant nicht, wie die anderen, weitergeschickt.

An unserer Dorfstraße merken wir vom Vormarsch nichts. Ich fühle mich wohl in diesem ordentlichen, schöner gelegenen Dorf. Sonnenblumen glänzen auf den Ackerhöhen. Die Sonne sinkt so wunderbar golden und schwer unter einem lila Wolkenbaldachin, daß man gleich der Sonnenuntergänge auf dem Balkan gedachte.

Über dem Garten stand beim Abendbrot schon glänzend die Sichel

des Mondes. Der Abend war sehr still. An der Küche wurden mit den vier nicht vom Kasino mit Beschlag belegten Flaschen Schnaps die vielen Beförderungen gefeiert. Da einer immer zur Bewachung der Adjutantur zurückbleiben muß, erbot ich mich gern; denn, gute Kameradschaft hin, gute Kameradschaft her, die Lieder, die bei solchen Gelegenheiten gesungen werden, gefallen mir nicht. Karl Lilienfein war bei mir: bei der Munitionsverwaltung sehr ausgehungert nach Gesprächen, wie ich sie nicht mehr brauche, über Literatur und Musik. Gute Übereinstimmung im Grundsätzlichen, im einzelnen. Wir gingen lange vor dem Hause auf und ab bis die Abendkühle zu empfindlich wurde. Lilienfein schlief auf der Ofenschlafstätte, ich auf dem Ofensockel, denn nun war auch Erich Franke mit dem abgestürzten, abgeschleppten Auto wieder da, gerade rechtzeitig zu dem heutigen Beförderungsakt. Er wurde Obergefreiter.

27. August / Mittwoch

Nowaja Praga – Kukolowka

Zarter Morgenglast, Glanz, Kühle, Weite. Ganz in Gold gesponnen der über die Höhen hingelagerte Ort im Grünen.

Frühstück in der Morgensonne.

Ruhige Vormittagsarbeit vor der Weiterfahrt. Hier wäre ich noch gern etwas geblieben; man bangt sich immer etwas vor den neuen Orten.

Ich konnte mein Tagespensum noch am alten Ort beenden.

Der Tag wurde grauer und kühler; angenehm zur Fahrt; die sehr schlechten Wege durch entsetzliche Einöde waren trocken; wie auf der letzten Fahrt: ein paar Autokadaver, sonst keine Spuren; ein Trichter nahe am Wege. Unterwegs größerer Gefangenentransport.

Auf der Mitte der Fahrt: Alexandrija, wieder eine der Mittelstädte, ein paar ältere Villen und Gärten mehr, sonst dasselbe deprimierende Bild. Ganz hübscher, weißer Kuppelbahnhof. Von der lange schon zerstörten Kirche steht nur der Eingang. Viel Einheiten dort. Eigentlich das einzig Lebendige, Heimatliche –. In Alexandrija – oder war es schon in Kirowograd? – zum erstenmal ein beim Sturze ganz gebliebenes Sowjetdenkmal, das nicht aus Gips war.

Das neue Ziel: Kukolowka. Sehr häßliches Dorf ohne Landschaft. Aber eine – im Geist als Landhaus eingerichtete – reizende alte Schule, die in Paretz stehen könnte. Der Mittelraum als Eßdiele – ein goldener Holztisch, wohl von einem nahen Landsitz – für uns

und unsere Gäste, in der wir es – nach einem Spaziergang von mir, Martin Ninas und Karl Lilienfein, der sich aus dem Omnibus immer mehr zu uns gezogen fühlt – sehr behaglich hatten. Die einen spielten Skat; die anderen unterhielten sich; und zwischendurch lasen alle Briefe, denn es war am Abend zweimal Post gekommen. Zwei Briefe von Hanni, die nun alle meine fehlenden Briefe auf einmal bekommen hat; Hannis Briefe datieren vom 12. bis 14. August.

Berlin hatte wieder mehrere Luftangriffe. Aber Nikolassee ist nicht betroffen. Außer den Engländern kommen nun auch die Russen nach Berlin. Hanni schreibt: „Wie tröstlich für mich, daß der Ausdruck aller dieser Erlebnisse das ‚Trostlied am Morgen‘ geworden ist. Und wie tröstlich auch, daß Du, trotzdem Du ‚stille‘ bleibst, das Erwachen am Morgen doch genau so schwer zu empfinden scheinst wie ich auch. –

Ah, überhaupt Deine Leser und besonders Deine Leser an der Front!! Das ist alles unwahrscheinlich schön, wenn nur alles andere nicht so bitter wäre. Ich kann Dir nicht sagen, wie mich der ‚Obersoldat‘ giftet.“

Einen seltsamen Besuch hatte Hanni von einem enthusiastierten, unangemeldeten „Vater“-Leser, Dr. Albrecht, ausgerechnet Oberregierungsrat bei Rosenberg, der kirchlich für mich gefährlichsten Ecke. Der Enthusiasmus legte sich auch nicht, als Hanni, bei großer Reserve, die Situation klärte; und von ihr Abschied mit Handkuß. Dann schreibt Hanni trotz aller schweren Bangigkeit gegenüber der Zukunft doch, wie es wohl auch sein soll, von Plänen; und dahinter steht ja ohne Frage der Wunsch Hannis nach einem Haus für uns allein und einem einsameren Grundstück; ja, unser Haus möchte ich auch allein bewohnen. Hannis Brief: „Wie sich bei uns alles in den Briefen überschneidet, sehe ich wieder aus Deiner Frage, ob das Pferd von Frau F. nicht für Rennerle mitzuhaben gewesen wäre. Aus demselben Gedanken versuchte ich eine Beteiligung, aber erstens: hatte sie schon mit dem Schweizer Ehepaar abgeschlossen und dann fand sie es für die seltenen Male, die Renate Zeit hat, zu unlukrativ. Pferdekauf oder Beteiligung bleibt genauso wie Grundstückskauf oder Bau liegen, bis Du wieder gesund hier bist.“

Ninas sagte mir, daß der Major nun meine Manuskripte mit einem fulminanten Begleitschreiben an das OKH geschickt habe; mir mehr zu sagen, verbot sich ja durch das Dienstgeheimnis.

Sturm und Regen; Dunkelheit und Öde. In dieser trüben Morgenstimmung grausig und bedrückend das Fragment der Kirche, ja, nur noch Fragment ihres Tores. Die Wege wieder furchtbar.

Später aber bricht, von Schatten überflogen, die Sonne hindurch.

In Kukolowka liegen wir, nun bei dem 52. Armeekorps – unterwegs sah man es an den vielen fremden Zeichen –, viel stärker in der Richtung auf Poltawa als auf Kiew; ursprünglich war es Richtung Odessa. Wir sind nahe am Dnjepr.

Die Bevölkerung von Kukolowka scheint nicht geflohen. Da wir in unserer Schule unseren eigenen Haushalt führen, kommen wir mit den Leuten aus dem Dorf nicht in Berührung. Für den gästereichen Tisch liefert es uns Tomaten, Milch, Melonen.

Nachmittags Sonne, Sturm. Er heult ums Häuschen, klappt die Fensterläden um, kühlt die Stuben aus. Allen wird bange bewußt, wie weit das Jahr schon fortgeschritten ist.

Man richtet sich das Schulhäuschen im Geiste ein und macht es sich auf diese besondere und absonderliche Weise behaglich –. Jähe Schatten fallen in die winddurchwehten, die durchsonnten Stuben. Denn die Realität auch dieses Quartiers ist ein rechtes Elend, und sein Glanz sind Tisch und Stühle.

Die Rumänen, im Südabschnitt, kommen so gar nicht vorwärts. Manche Offiziere wünschen, wir hätten lieber auch Krieg mit Rumänien als dies Bündnis gehabt.

Auch in diesen Dörfern, wie in Rumänien, nachts die Hühner wieder auf den Bäumen oder auf Lehmscheunen-Ruinen. Manche dieser Scheunenwracks, zerbröckelnd, sinkend, überwuchert, kehren wieder in die Steppenerde zurück.

Man spürt hier im Dorf nichts vom Vormarsch.

Heulender Sturm. Klare, gleißende Abendsonne. Abendmilde.

Abendkreis in der „Diele“ bei der Laterne. Nun er mit uns zusammenliegt, kommt Lilienfein jeden Tag zu uns. Freilich gelangt er nicht oft zu den Gesprächen, die er sich mit mir wünscht, stellt sich aber genau so wohlwollend ein wie ich, weil die – ach, so öden, primitiv-lebenslustigen Landsergespräche wirklich tolerierbar sind durch die gute Kameradschaft, die bei uns herrscht, und dadurch, daß der Adjutanturkreis das Asyl geworden ist für alle, die ohne Anschluß sind.

Übrigens: noch nie habe ich ein negatives oder frivoles Wort der Kameraden über die vielen Heiligenbilder gehört. Im Gegenteil,

selbst ein so primitiver SA-Mann wie E.F. schreibt immer wieder (Landser lesen ihre „schönen“ Briefe gern vor) in die Heimat, daß „die Bevölkerung sich den Glauben nicht rauben ließ“.

Der Abend war nicht so ausgedehnt; wir waren alle sehr müde. Und der Gedanke an die Winterabende taucht verhängnisvoll früh auf. Darüber hinweg malen sie sich immer wieder die Zukunft aus: und das ist's, was ich nicht darf und wo die Wege sich entscheidend trennen.

29. August / Freitag

So schwer der Morgen für mich ist: daß die Morgenfrühe mir durch mein Frühaufstehertum, seit dem Balkan erworben, allein gehört, gleicht doch sofort wieder viel aus, was man sonst tiefer in den Tag hinein mit sich schleppte.

Klarheit, Morgenkühle, Glanz: doch eine Pracht, auch gegen Landschaft und Ortschaft.

Aus Bruchstücken von Gesprächen und wohlwollenden Andeutungen gestern und heute entnehme ich, daß Major Eras meinerwegen noch einmal ein längeres, befürwortendes, anscheinend sehr warm gehaltenes Schreiben an das OKH gerichtet hat, *vielleicht* gerade im Anschluß an die vielen Beförderungen, die jetzt schon zum Zweijahrestag des Kriegsausbruches erfolgten; vielleicht auch nur meine Manuskripte betreffend. In jedem Fall begnügt Eras sich nicht damit, es mir hier so leicht und angenehm zu machen. Fragen mag ich hier nach diesem vorgestrigen Schreiben – von dem noch einmal die vergessene Kopie von der Division zurückgefordert wird – bei Kommandantur und Adjutantur nicht, da ich doch weiß, daß alle diese Personalangelegenheiten unter Dienstgeheimnis stehen. Es ist doch wohl aber so, daß ich – so klar ich auch alles Negative hier zu sehen glaube – nirgends besser aufgehoben sein könnte als hier. Und daß ich um nichts zu bitten brauchte, sondern daß alles für mich getan wurde.

Doch so unbedingt mir daran liegt, Soldat zu bleiben, bewegt es mich doch Tag für Tag, daß, wenn Rennerle wirklich über Schweden nach Amerika geht, mir Monat um Monat von der letzten Zeit des Kindes in Deutschland verlorenght.

Bei dem Divisionsstab hat man den Eindruck, daß die Russen wieder Widerstand zu leisten gedenken.

Bei uns melden sich, in Zivil, russische Soldaten: Kinder! Das hat man schon oft beobachtet – in diesem menschenreichen Lande.

Heute fahren wieder sehr viel LKWs am Dorfe vorbei.
Viel deutsche Flieger in der Gegend. Übrigens auch Segelflieger.
Welche Wohltat für Arbeit und Morgenschlaf, daß hier keine Fliegenplage mehr herrscht.
Es ist noch einmal ein heißer Tag geworden; in den Stuben, für die Arbeit, bleibt es kühl.
Schräg gegenüber von unserer alten Schule ist eine häßliche (wie Neusalz) neue Schule gebaut: aus den Steinen der Kirche, von der nur noch der Portal-Torso steht.
Abends mit Karl Lilienfein allein, was er sich sehr wünschte, da die anderen zur Werkstattkompanie Radio hören gingen.
Da Erich Franke immer noch Rückenschmerzen vom Autosturz hat, und die ihn heute treffende vierstündige Wache wohl zu anstrengend für ihn gewesen wäre, habe ich ihm seine Wache abgenommen: in sanfter Sternennacht. Von 1 bis 5. Erst nach 4 wurde es Morgen. Wieviele Soldaten finden nun durch die Monotonie der Wache zum Anblick des Sternenhimmels.

30. August / Sonnabend

Kukolowka – Annowka

31. August / Sonntag

Glanz und Klarheit. Der Morgen und Vormittag gehörte noch der Arbeit, dann erfolgte mittags der Aufbruch nach Annowka, in Richtung Poltawa, nachdem wir eine recht große Kurve hinter uns haben. Odessa haben wir durch Verschulden der Rumänen noch immer nicht.

Wieder ein Monat, wieder eine Woche um; wieder ein neuer Ort; und in drei Tagen $\frac{3}{4}$ Jahr Soldat – obwohl ich es seit Mai nicht mehr sein dürfte.

Von der Katastrophe Karls XII. gewinne ich nun eine immer klarere Vorstellung: nahe vor uns liegt der Dnjepr, nahe hinter dem Dnjepr Poltawa.

Fahrt in schöner Sonne, ohne Glut; und in der Einöde doch immer wieder einmal ein stiller, grüner Grund mit einem Dorf, ein edler, ebener Höhenzug in gestufter Bläue, wie mit einem See aus kühlem Dunst, darüber Wolken wie ein Spiegelbild der Höhen, in wunderbarem Sonnenuntergang; und endlich, in nicht zu weiter Ferne, wahrhaft feierlich, das Band des Dnjepr, so rein und stark, in dunklen Bäumen, blauer Abendlandschaft.

Auf der kahlen Höhenstraße, die wir entlang fahren, inmitten all der Schilder der Stäbe und Einheiten das Schild „Feindeinsicht“.

Dann waren wir, in Sümpfen, am Ziel: Annowka, einem ausgedehnten elenden Dorf. Hier liegt auch italienische Flak, recht soldatisch und gut equipiert. Auch unterwegs Italiener; zwei fremde, deutsche Divisionen; viel Artillerie; auch Gebirgsjäger. Keine besonderen Stockungen.

Anstrengendes Ausladen bei großer Entfernung vom Bus. Quartier war nur gemacht für Offiziere und Kasino, auch nicht für Arbeitsplätze gesorgt. Wir stecken in einem der kleinsten Quartiere, das wir bisher hatten. Auf dem Ofen schläft die Bäuerin mit drei Kindern, auf der Ofenbank schlafen Horst Coenen und ich, im Bett Feldweibel Ninas und Franke. Auf dem Fußboden Walter Greiner. Die Bäuerin ist sehr freundlich, wäscht für uns, sorgt für Milch, Butter, Tomaten, bäckt uns eine Art Pflaumenknödel und Weißkäsetaschen, wie in diesen verlassenem Gegenden überhaupt etwas besser gekocht und gebacken wird. Um ihren Mann, der Soldat ist, weint sie sehr. Große Angst vor allen Waffen. Gestern abend in all der Fülle und Enge kamen uns auch gerade ausgerechnet noch italienische Kameraden von der Flak besuchen, die auch hier im Ort liegen.

Versöhnend: Bäume, Büsche um die weißen oder naturfarbenen Lehmhütten, zarter Schein des zunehmenden Mondes, Wald über den Sümpfen.

Gleich nach der Ankunft gestern abend kam Major Eras zu mir und sagte mir, daß die Antwort des Propagandaministeriums da sei; es „sei keine Stelle frei“; und das sei ja eine sehr anständige Formulierung der Ablehnung. Noch einmal sagte er, wie er den Wegfall der Beförderung bedaure, und daß er auf einen späteren Ausgleich hoffe.

Mit Leutnant Kulig hat er noch ausführlich über diese Dinge gesprochen.

Gleich am Sonntagmorgen sagte es mir Leutnant K. und zeigte mir den Brief des Propagandaministeriums: „Es wird gebeten, dem Soldaten Klepper mitzuteilen, daß keine Möglichkeit besteht, ihn in einer Propagandakompanie zu verwenden, da keine Stellen frei sind.“

Wieder wird an die Personalien nicht gerührt, auf die grundsätzliche Ablehnung verzichtet und auf die Tatsache, daß ich nicht Soldat sein darf, nicht hingewiesen. In alledem, meinen Eras und Kulig, liege eine große Anerkennung. – Ebenso halten sie es für bewußt so gemacht, daß, nachdem doch nun auch die viel später

gemachten Eingaben bearbeitet sind, das OKH auf den Antrag auf militärische Sondergenehmigung nicht antwortet, sondern dies übergeht, wie in dem letzten Schreiben des OKH, daß ich P.K.-Arbeit hier nicht leisten dürfe. Es soll also, wie auch Eras es wünscht, einfach die Tatsache geschaffen werden, daß ich zu einer Zeit, wo ich nicht mehr Soldat sein darf, Soldat bin.

Statt der Sondergenehmigung der Sonderfall. Dies ist ja die Basis, auf der Hanni und ich nun einmal leben müssen.

Klarere Entscheidungen sind nun nicht mehr zu erwarten. Und damit ist auch der Moment gekommen, Pagel für die DVA kurz zu berichten. Ich glaube, mir in meinem heutigen Brief an P. nichts vergeben zu haben.

Der letzte Begleitbrief meiner Manuskripte, ans OKH von Eras eingereicht, weil dies für die „Eckart“-Manuskripte formal nachgeholt werden sollte, enthielt also laut Leutnant Kulig eine warme Befürwortung, meine weiteren Veröffentlichungen zu erleichtern und zu fördern (so daß es, abgesehen vom ganz aktuellen Kriegsjournalismus, an dem mir als solchem nichts liegt, praktisch doch wieder ist wie P.K.-Arbeit).

Das Wesentliche ist, daß meine P.K.-Meldung vorliegt und aktenmäßig bearbeitet ist. Sonderführer hätte ich ja nun ebensowenig werden können wie Offiziersanwärter. Und doch ist es mir eine rechte Enttäuschung.

In ähnlicher Weise wie einst Dr. Koch, sehr vorsichtig und taktvoll, sprach der Adjutant, ein politisches Ethos konstruierend, zum erstenmal von der Scheidung, da er und Major Eras doch so gern zum militärischen Vorwärtskommen verhelfen möchten, wo ich doch immer wieder „an der einen Sache scheitere“. Das Gespräch schlug dann aber gerade in das Gegenteil um, in die „Bewunderung“ – wie oft habe ich es nun mit Schmerzen gehört –, „wie ich mit diesem Berg, den ich mit mir schleppe, so arbeite, daß ich durch meine Leistung mit den größten Widerständen fertig werde“ und „wie ich zu dieser Frau halte“. Ja, ja, dieser Frau.

An eine Zwangsscheidung glauben Eras und Kulig nicht, da die Rassengesetzgebung keinen Anlaß gehabt hätte, diesen Punkt im Nürnberger Gesetz nicht sofort mitzuregeln. Der Nationalsozialismus vergäße keine wichtigen Punkte. Diese Auffassung hat viel für sich.

Ich bleibe also weiter hier, wo ich es so gut habe, und mache meine Arbeit, die mich wirklich interessiert und die nicht leichten Tage

wie im Fluge vergehen läßt. Eras entläßt mich nur, wenn ich auf Grund jener Verfügung diesen Antrag stelle.

Den umgekehrten Antrag auf militärische Sondergenehmigung hat nicht mein Stab, sondern die Division gestellt; Eras hat ihn noch nicht gesehen; man soll auch jetzt nicht daran rühren. In jedem Schreiben ist Eras immer wieder auf meine Personalien eingegangen, damit ja keine Unklarheiten entstehen.

Wenn es schon so schwer ist, mich an der Front zu halten, wäre es wohl bei Luckner und Heidkamp an den militärischen Filmstellen in Berlin mit mir überhaupt nicht gegangen. Hanni bleibt – das muß ich, nachdem ich die Dinge nun erfahrener sehe, sagen – Sorge erspart dadurch, daß ich nicht zur P. K. komme, was ich mir im Interesse einer Wiederaufnahme in die Schrifttumskammer und „kultureller Rechte“ für Hanni so sehr gewünscht hatte.

In alledem wird man immer ruhiger. Auch in der Phantasie entziehe ich mich meinem Schicksal nicht mehr.

Zeigte doch Gott endlich den Weg für Rennerle. Aber ob er ihn zeigt oder nicht – wir wissen ja, daß er sie diesen Weg längst führt.

Nun die P. K. hinfällig geworden ist, besteht freilich keine Aussicht mehr, acht Wochen der Ausbildung im Kriege in Hannis und Rennerles Nähe zu sein.

Geht Rennerle weg, darf sie weg – wie zählt da jeder Tag. Und ich habe das Kind nicht mehr, so lange schon nicht mehr.

Das kann auch von den wohlwollendsten Beschützern eben keiner nachfühlen, wie Erfolg und Vorwärtskommen und „Sicherheit“ und all dies vor solchem Kummer verblassen und wie wenig es ist, was sie einem für den ungeheuerlichsten Preis zu geben vermöchten.

Und was es heißt, wenn in einem Taufspruch steht: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen.“

Und vielleicht stimmt auch das nicht, was Leutnant Kulig meint, daß wir beide kaputtgehen müßten, wenn nicht der „herrliche Erfolg“ wäre. Aber ich glaube nicht, daß wir an etwas Irdischem zugrunde gehen. Nur: ob man weiter Bücher schreiben könnte? – So, wie es jetzt ist, müssen sie geschrieben werden; soll auch der Gedanke an Zukunftspläne überhaupt weitergehen, an das Haus, das Hanni sich wünscht, an die Zukunft der Kinder.

Ich könnte mir denken, daß andere Männer ihren Frauen aus dem Felde viel zärtlicher schreiben als ich. Aber mir, der ich so zur Zärtlichkeit neige und vor dem Aussprechen von Gefühlen keine Hem-

mungen habe, scheint in unserem Falle die Sprache doch zu versagen. Was soll ich Hanni noch sagen, wenn ich schreibe: meine Frau! Aber mir tut es sehr wohl, daß Hanni mir viel zärtlicher schreibt als früher. Denn wir führen hier halt doch ein recht leeres, hartes Leben.

Und daß man die Kameraden immer wieder hergeben muß; wenn auch, Gott sei Dank, nicht an den Tod. Heute kommt Horst Coenen zur 3. KW-Kolonnie. Gestern sagte er, er wüßte sich noch ein viertes Kind, weil ihm die früheste Kindheit seines 3., jetzt zweijährigen Kindes, doch völlig verlorenginge. Er kennt es kaum.

Ein glanzvoller letzter August-Sonntag. Immer wieder im Herzen: Sonntag!

Pfarrer Wenzel schreibt mir, daß unter den Anstalten der Inneren Mission das Schwesternhaus Bethanien durch die Gestapo besetzt und der NSV übergeben wurde.

Auf die Tatsache, daß weder Onkel Ludwig Geiger noch Reinhold Schneider ins Kloster gingen, fällt ein neues Licht dadurch, daß, wie Hanni mir schrieb, in Deutschland seit zwei Jahren niemand mehr Mönch werden kann.

Nachmittagssonne in der Bauernstube; hübsche Pelargonien auf den Fensterbrettern. Die Frau bekreuzt sich vor den Waffen.

Ich bin erfüllt von großer Ruhe und einem unsinnigen Schmerz. Ist nicht die Zeit meiner Prüfungen, dieser besonderen Prüfungen zu Ende? Ich habe die erste März-Sonnabend-Sonntagnacht, die Nacht, bevor ich „Küster“ in Neidenburg war, nicht vergessen.

Über das schwere morgendliche Erwachen, an dem auch Hanni so leidet, kommt man allmählich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit hinweg, nämlich *gewissen* Gedanken des Glaubens.

Der Sonntag ging still und arbeitsam zu Ende; Abendbrot zu sieben vor dem Hause. Kurzer Abendspaziergang mit Martin Ninas, der auch von sich aus als einziger Mitwisser sagt, wie schwer es sei vor den Kameraden, wenn nun der Krieg immer länger dauert und ich nicht mehr befördert werden kann. Außer an Dr. Pagel berichtete ich auch kurz an Dr. Koch, jedoch an beide ohne jede Bitte in meinen Sachen.

Dunkler, sehr milder Abend. Die russischen Landstraßen sind so breit und gehen ins Endlose. Wenige, blasse Sterne. Verhüllter Mond.

Ein italienisches Soldatengrab im Dorf: geschmückt mit Stahlhelm, Fuchsschwanzdolden, die jetzt in tiefem Weinrot blühen, und mit

brennender Kerze. Vollbeladener Flüchtlingswagen an Gehöft in Nachtrast.

Wir werden hier einige Tage bleiben; am anderen Ufer des uns noch ein wenig abliegenden Dnjepr stehen noch die Russen.

1. September / Montag

Annówka

September. –

Weiche Sonne, weiche Luft, weiche Schatten.

In das erste Leuchten der steigenden Sonne fielen einzelne schwere Regentropfen.

Gestern und heute gelegentliches Artillerieschießen am Dnjepr.

Wir haben jetzt 19.– M zurückzahlen müssen, zuviel gezahlter Währungsausgleich. Für manche Landser sehr schmerzlich.

Ninas und ich haben heute ein schönes Stück Wald, wie Oderwald, mit blauen Beerenbüschen und eine große Wiese voller Blumen und Schmetterlinge, vor allem aber bei den Sümpfen einen sauberen, kleinen See zum Schwimmen entdeckt; da haben wir uns die schönen, warmen Mittagsstunden in Sonne und Wind noch einmal gründlich wahrgenommen. Auch hängen wir jeden Tag alle unsere Sachen, Decken usw. stundenlang in die Sonne. Tatsächlich gelingt es uns auch, frei von Ungeziefer zu bleiben; es gelingt nur wenigen.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, sein Soldatsein mit einem Wort beenden zu können. – Ein Gefühl, das gerade solche Unmöglichkeit beweist.

Ich staune, wie viele Kameraden bei mir eine rasche Beförderung erwartet hatten. Immer wieder die Frage nach dem O. A., trotz meines Alters. In den ausweichenden Antworten bekomme ich nun schon eine gewisse Routine, vor allem die innere Sicherheit.

Nach der Tagesarbeit, da die schlechte Beleuchtung und der Kerzenmangel keine Abendarbeit zulassen, schöner, großer Mondschein-spaziergang mit Martin Ninas, der immer sehr nach einem Begleiter und einem Zuhörer für seine braven, primitiven Erinnerungen sucht. Um 1/2 8 ist es nun schon völlig Abend. Im Mondschein das Land noch weiter, noch fremder.

Gewaltiger, abendlicher Vormarsch der Artillerie.

Mit Wirtin und Kindern herzliches Verhältnis.

Am Brunnen am „Kasino“ sangen Frauen mehrstimmig russische Volkslieder; die einzelnen nicht schön, der Zusammenklang sehr packend. Melodie und Ausdruck sehr schön und eigentlich recht kunstvoll.

2. September / Dienstag

Um 4–9 früh sehr heftiges Artillerieschießen am nahen Dnjepr. Auch soll ein großer Luftangriff nahe stattgefunden haben.

Heißer, sommerlicher Tag mit Gewittergewölk.

Planmäßige Arbeit und Ordnung trotz aller eingeschränkten und unruhigen Verhältnisse.

OKH hat angeordnet: „In jedem Ort im eroberten russischen Gebiet mit entsprechend großer Truppenbelegung soll, auch wenn die Kirchenräume während der Bolschewistenzeit ihrer Bestimmung entfremdet wurden, wenigstens eine geeignete Kirche baldigst für die Zwecke der Feldseelsorge dauernd bereitgestellt werden. Soweit die Kirchen nicht für Wehrmachtsgottesdienste benötigt werden, können sie den Gemeinden für ihre eigenen gottesdienstlichen Handlungen überlassen werden. Kirchliche Räume jeder Art sind grundsätzlich für militärische Zwecke, die nicht mit der Ausübung der Seelsorge zusammenhängen, nur dann in Anspruch zu nehmen, wenn keine andere Möglichkeit gegeben ist. Die Inanspruchnahme einer Kirche für Zwecke eines Lazaretts, Gefangenenlagers, zur Unterbringung von Munition und Lebensmitteln ist von der vorherigen Rückfrage bei der Gruppe IV d des AOK abhängig.“

Überall, wo das Heer Freiheit behauptet hat, handelt es so richtig. Bei der großen Einstellungsaktion christlicher Zeitschriften hat durch Entscheidung des Propagandaministeriums auch die Zeitschrift für evangelische Soldaten „Das neue Werk“ (OKH/Bärenreiterverlag) verschwinden müssen. Gerade jetzt sollte ich wieder an ihr mitarbeiten.

Unsere Munitionsausgabestelle hat für den neuen Vorstoß wieder alle Munition ausgegeben.

Zum Teil benutzen wir auch hier schon die russische Eisenbahn.

Mittags wieder Schwimmen im Teich; hübsches Bild, die kleine Schar der heiter badenden Soldaten, daneben der besonnte Wald. Noch einmal Sommer. Aber das heißt auch wieder Fliegenplage bei der Arbeit.

Um 16 Uhr bleigraue Wolken, Wind, Staub, Dunkelheit.

Die vergrauten, verwitterten Strohdächer gegen den Gewitterhimmel. Still, spärlicher Regen.

Das humane, korrekte, angeordnete Verhalten des deutschen Militärs in der Ukraine hat wohl auch, für politische Zukunftspläne, eine stark propagandistische Tendenz.

Sobald das Wetter sich ein wenig ändert – wohl in Erwartung von

Schlimmerem – binden Frauen und Mädchen gleich Kopftücher um, ziehen wohl vereinzelt auch gar Mäntel an. Auch das Kleinste hängt sich einen weißen Lappen um.

Was man auch hier als töricht empfindet: jetzt kommt auch noch der Lektor der Division mit Einwänden gegen die „Grüne Maske“, sie sei zu polenfreundlich; gegen die „Teestube“, sie stelle rumänische Verhältnisse zu negativ dar. Was für ein umständlicher Apparat allüberall und mit allem und jedem.

Major Eras wird sich gegen diese Einwände gegen seine Stellungnahme wohl energisch verwahren. (Später: er läßt die Sache auf sich beruhen.)

Heute erfahren wir: noch weitere fünf Tage soll keine Post zu erwarten sein. – Dagegen dürfen wir nun jede Woche ein Kilogramm-päckchen nach Hause schicken – und sind in einem Lande, in dem es *nichts* zu schicken gibt! Nur von seinen Büchern kann man sich entlasten. –

Entweder haben die Russen keine Feldpost, oder sie funktioniert nicht. – Was weinen Frauen und Mütter um Männer und Söhne, von denen sie nichts mehr wissen; und schon lange bevor die deutschen Truppen ins Land kamen, hörten sie nichts. Auch heute abend, als wir, Ninas und ich, in der sauberen Bauernstube des Häuschens an der Küche die Runde von Mutter und Tochter mit Werner Ewert, Erwin Pieper, Paul Röker, Harry Wilke, Jupp Winkelhüsener und unserem neuen, netteren Deutsch-Russen/Dolmetscher besuchten, wo alles auf Ofenbank und Fensterbank hockte und sang. Und wirklich hat es die Mutter getröstet, die wir hereinholten, als wir sie, verzweifelt weinend, vor der Tür fanden.

Es ist seltsam, daß ich jetzt – auf „Vater“ und „Kyrie“ hin – die wärmsten und längsten Briefe aus der Familie von Onkel Ludwig Geiger erhalte, der doch der grimmige Außenseiter in der Familie war. In seiner Einsamkeit – trotz der Töchter – und in seinem festen Katholizismus wären Reinhold Schneiders Bücher sicher das Rechte für ihn.

Wir warten sehr auf die Munitionstransporte. Daher auch die Postsperrre.

Milder, trüber, dunkler Abend. Regen. Nachts der untergehende Mond in schwerem lila-silbernen, geballten Gewölk.

An diesem Ort befindet sich auch der Hauptverbandsplatz, 14 Gräber davor.

Umwölkte Frühe. Schweres Schießen, vielleicht auch Fliegerbomben, in der Frühe. Der Vormittag in Sonne und Wind. Ruhe zur Arbeit.

Wenigstens die 2. Kl. KW-Kolonnen hat mir Foto- und Berichtsmaterial geschickt, so daß ich nun KW-Bilder habe und einen Frankreichbericht, so daß die Vollständigkeit der Schrift garantiert ist.

Mittags mit Ninas, Ali, Werner Ewert noch ein kurzes Bad im See. Wohl der Abschied vom Sommer. Dann schon wieder Aufbruch – in rechter Unklarheit, wer dem Vorkommando Eras, Leutnant Kulig, Hauptmann Zettritz folgen solle und wohin.

Es war eine kurze Fahrt in leichtem Regen; wieder recht öde Fahrt: aber in der Ferne lag wieder das schöne Flußtal; jener mächtig scheinende Fluß ist nur ein Nebenarm des Dnjepr.

Wir mit Hauptmann Dannenberg/Kommandantur liegen nun beim Divisionsstab (außer I a) und Stab der Heeresgruppe Kleist in Kolchos Nesamoschnik; das obengenannte Sonder-Offizierskommando in einem Ort am Dnjepr; die uns Gefolgteten mußten wieder zu den im alten Ort Zurückgebliebenen zurückkehren, da hier alles überfüllt und zudem keine klaren Anweisungen für uns.

Eines unser Div.-Regimenter soll über den Dnjepr sein. Munition wird per Flugzeug und Schlauchboot auf die nahe Dnjepr-Insel gebracht. Viele unserer darüber hoherfreuten Infanteristen, die beim Abwurf nicht in Deckung gingen, getötet. Die Russen haben so ziemlich alle unsere Fähren vernichtet. Viel MG-Beschuß. Sehr viel russische Luftangriffe auf die Dnjepr-Front – auch unser Dorf oft überflogen, bei starker Flakabwehr. Die russische Artillerie hat sich in diesem Abschnitt sehr gut eingeschossen. Haupt„schauplatz“ Insel und Steinbruch.

Leutnant Kulig gibt mir die Ergänzungen und Richtigstellungen zu den mündlichen Berichten, die mich erreichten:

1. Das Abwerfen von Munition durch Flugzeug hat sich nicht bewährt; es ging zuviel kaputt. So konkurrierten die Panjewagen mit den Fliegern.
2. Deutsche Soldaten sind durch abgeworfene Munition nicht getroffen worden.
3. Die Befehle waren nie unklar.
4. Der Auftrag stellte den Nachschub vor seine bisher außergewöhnlichste Aufgabe. Die Gefechtswagen der Kämpfenden

Truppe konnten die Munitionszufuhr nicht bewältigen und durchführen. Der Nachschub mußte nicht nur bis zu den Gefechtsstaffeln, sondern bis in die allervordersten Infanteriestellungen – und das alles über den Dnjepr!

5. Kommandeur, selbst alles leitend, Adjutant, Hauptmann Zettritz gingen als eiliges Vorkommando oft ins Feuer hinein, zum Kommandeur des fechtenden Regiments, der ihnen fast um den Hals gefallen wäre, als dann die Munition so bald folgte – etwas, was man vorn für unmöglich gehalten hatte, wo alle Kfz. versagten. Großeinsatz des Nachschubs.

6. Leutnant Kulig sagte, er habe nur einen Mann versagen sehen. Wir hören von einem schweren Bombengeschwader-Angriff auf Berlin. Wann werden wir Nachrichten haben?! – Berlin hat jetzt sehr viel Tarn-Attrappen. Immer wieder die Theaterparallele.

Wir haben es jetzt wohl mit der bisher konstantesten Poststockung zu tun. Seit Tagen geht auch unsere Post nicht mehr weg; und doch schreibt man täglich. Hoffentlich machen sie sich zu Hause nicht besondere Sorge.

Das Feldersatzbataillon ist aufgelöst. Ersatz aus der Heimat gibt es zur Zeit nicht. Starke Opfer unserer Division.

Das Dorf Kolchos Nesamoshnik ist wohlthuend idyllisch. Als wir ankamen, schien nach dem Regen Abendsonne. Septemberelegie. Kleine Brunnen vor vielen der Häuschen, diese halb weißgekalkt, halb rotgestrichen, mit Strohdächern, einstubig. Weite Obst- und Rasengärten um die Häuser, geerntete Getreidefelder, auf denen noch die Garben stehen, Maisfelder, dichte Gruppen von Dahlien und Zinnien; schöne, alte Bäume; das Obst, obwohl ein riesiger, alter Baum von kleinen, gelben Birnen leuchtet, leider völlig verkümmert, bis auf ein paar kleine, runde, süße, blaue Pflaumen. Es wurde wohl nie etwas dafür getan. Viel Tomaten im Garten; es erinnert so an Beuthen, daß man sie sich zum Abendbrot einfach aus dem Garten holt. Aber das kennen sie hier nicht: sie hochbinden, stützen. –

Verpflegt werden wir durch Kradmelder, der alles vom alten Ort von unserer Feldküche zu uns bringt. – Wir hausen mit Großmutter, Mutter, Kind, dem dreijährigen reizenden Iwan, in einer Stube. Zwei Drittel füllt der Ofen mit der Ofenbank aus, einer der reizvollsten, die ich bisher in Rußland sah. Ofen, Deckenbalken, Deckenträgerpfosten – alles weißbraun gehalten. Leute freundlich; aber sie sind wohl alle nicht fleißig; darauf, daß man uns sauber die

Wirtschaft besorgt, bestehen wir aber beharrlich; es ist unsere einzige Zumutung an die Bevölkerung.

Das Heiligenbild fehlt nirgends.

Abendweg auf der stillen grünen Dorfstraße. So frühe dunkel. Und doch saß man noch vor dem Hause, am grau verhüllten Abend, weil einem sonst „die Decke auf den Kopf fällt“.

Um 9 gingen wir schon auf unser Strohlager; die drei Hausinsassen schlafen auf der Ofenbank.

Der Ofen: innen kleine „Höllchen“ mit Vorhang im Ofen, und die große Schlafnische. Hier hinten seitlich. Schöne, langgestreckte Proportionen.

Hier haben die Kinder allenthalben ein wenig einfaches Spielzeug.

4. September / Donnerstag

Kolchos Nesamoshnik

Es ist windig, grau und kühl. Es tut ganz wohl, daß man vom ganzen Kompaniebetrieb nun einmal überhaupt nichts mehr hört, so isoliert wir auch sonst schon sind. Besondere Ruhe zur Arbeit auf einer alten großen Truhe mit Zinnenstrauß – viel Zinnien vor dem kleinen Fenster.

Militärische Sondergenehmigung, P.K.-Absage usw. gehen einem natürlich noch sehr durch den Kopf. Auch möchte ich doch Hannis Meinung wissen, ob ich auf Klarheit in Sachen der Sondergenehmigung dringen soll. Ich neige zu der Meinung, es zu tun, sobald es zu einem Waffenstillstand mit Rußland gekommen ist. Aber natürlich ist es nicht einfach, hier zu einer persönlichen Entscheidung zu gelangen. Ich möchte nur eines nicht: daß die Tatsache, daß ich quasi freiwillig Soldat geblieben bin, abgetan werden könne als ein Versehen meines Kommandeurs. Auf Grund einer klaren Sondergenehmigung nähme ich den Umstand, daß ich nicht befördert werden kann, mit allen seinen Konsequenzen gern in Kauf. Ich zweifle aber, ob man die bloße Tatsache, daß ich Soldat geblieben bin, ohne es noch sein zu dürfen, anerkennt. Fest steht, daß von meiner Kolonne, meinem Stab über die Division bis zur OKH und Propagandaministerium über meine Personalien nicht der leiseste Zweifel möglich sein kann, an keiner einzigen der eingeschalteten Stellen. Vor allem möchte ich den Antrag von mir aus noch einmal erneuern; meiner lautete ja nur auf P.K., das andere hat die Division für mich gemacht. Ich muß mich erkundigen, ob dies der vorgeschriebene Weg ist. Oder bin ich immer verurteilt zu dem schwachen: an nichts rühren!?

Besprechen läßt sich die Sache mit niemand. Hier, mit Eras und Kulig, ist es geschehen; in Berlin ist nach den zuletzt gemachten Erfahrungen niemand. Oder soll man hier doch einmal auf die eigene Entscheidung verzichten und alles dem korrekten Juristen und Offizier Eras als Disziplinarvorgesetzten überlassen?

Auch der Stab der 100. Division liegt hier im Ort.

Hier haben die Stuben wieder Papierblumenschmuck. Und Wand- und Bankbehang. Die gestickten Schals um Bilder und Fenster und Ikone. Türbalken mit Tellern.

Einfachste Lebensweise: geschmorter, kalter Kürbis, Maisbrot, keine warme Mahlzeit, keine Getränke. Nur die junge Tochter und Mutter arbeitet, wohl auf dem Felde. Ich sah bisher hier nur einen Mann, einen alten.

Die Frauen tragen Stiefel, das Oberteil aus Stoff. Kopftücher und einfarbige rote oder blaue Röcke.

Iwan auf seinem Holzpferdchen quatscht uns so süß in seinem Kinderrussisch an.

Der wenig gute Geist der Stabskompanie war leider in letzter Zeit auch in unsere Tischrunde gedrungen. Wir sind auch sehr unkameradschaftlich ausgenützt worden. So benützen wir unsere gegenwärtige Isolierung, die Eßgemeinschaft nicht wieder neu erstehen zu lassen. Ihre Ehrenrettung ein neuer Dankbrief von Horst Coenen, der es bei der Kl. KW-Kolonie 2/176 trotz des guten Hauptmanns Thomas sehr schwer hat und sich recht verraten, verkauft und verkommen fühlt, so männlich er ist. Auch H. H. schrieb wieder einmal, sehr anhänglich und treuherzig, namentlich für einen solchen Windhund. –

Es kommt aber nur Post innerhalb der Division, durch Melder der dienstlichen Post mitgegeben.

Zart und spröde kommt die Sonne vor dem Untergang zum erstenmal an diesem windigen, grauen Tage hervor.

Der Dnjeprübergang soll sehr schwer sein. Wir sind wohl noch mit drei anderen Divisionen in diesem Abschnitt. Der Himmel hat ein wenig Blau, Licht und Farbe verfliegen aber bald. Erste herbstlichgelbe Büsche. So früher, so trüber, so dunkler Abend. Fritz Krüger, Willi Ott kommen einmal vom Bus herüber – wir sind ja hier ein kleines, versprengtes Häuflein – und sie suchen die sinnvollsten und unsinnigsten Gründe zusammen, die dafür sprechen, daß unsere Division noch vor dem Winter herausgezogen wird. –

Sie sprechen von der Zukunft des Friedens, auch die Nationalsozia-

listen ohne große Utopien. Aber unangetastet steht in ihren Vorstellungen von der Zukunft ihr privates Leben, ihre familiäre Geborgenheit. Und gerade von diesen Gedanken her fällt der große Schatten auf mein Leben. Alle ihre kleinlichen Klagen verstehe ich kaum noch.

5. September / Freitag

Sehr kühl, sehr trübe. Da die anderen relativ lange schlafen, stehe auch ich jetzt erst um $1/2$ 7 auf. Mein Schlaf ist gut; ja, er ist erschöpft, weniger von der Leistung als von der großen Last meiner Tage. Doch arbeite ich gern und willig weiter und bin dankbar, daß alles hier doch als die denkbar schonendste Lösung für mich gelten darf. So still. Welche Wohltat, daß die Aufgabe nicht sinnlos ist und über den Tag hinweghilft – mich, wenn auch gänzlich anders geartet, doch beim Schreiben hält und nicht aus dieser Gewohnheit reißt, wo in meinem Beruf doch unausgesetzte Übung so unerlässlich ist. –

Der kleine Iwan, barfüßig, in Pelzmütze mit Ohrenklappen, bringt mir immer wieder aus der Hosentasche unreife Pflaumen und Birnen, kümmerlich und hölzern. – Mittags hört man Fliegerbombeneinschläge und Abwehrfeuer.

Auch am Nachmittag hin und wieder feindliche Flieger über dem Dorf, aber sie scheinen andere Ziele zu suchen. Man hört nur die Einschläge. Artillerie steht hier in Feuerstellung.

Der graue, kühle Tag wurde um $1/2$ 6 (eigentlich $1/2$ 5) schon wieder dunkel. Aber ich langweile mich auch am langen Feierabend nicht.

Der Name „Der blaue Vogel“ für die nach der russischen Revolution in Deutschland gastierende russische Emigranten-Kleinkunstabühne wird einem jetzt erst verständlich. Es gibt so wunderbare, große, blaue Vögel in der Dnjepr-Ebene.

Heute bekamen wir eine Schachtel Schokolade wie die Kämpfende Truppe. Das ist ja etwas Erlesenes und wahrhaft Stärkendes. Drei Zigaretten je Tag.

6. September / Sonnabend

Gestern abend drang der Mond nicht mehr durchs graue Gewölk. Aber wir ließen nicht davon, unseren abendlichen Spaziergang auf der Dorfstraße zu machen, zumal wir bis um 10 Uhr auf unseren Haustee von der Feldküche warten mußten.

Vorher, nach dem Abendwerden, brachte mir Iwanju noch außer einer Melone, mit der er reizend gespielt hatte, eine gelbe Herbstblumenstaude, die viel größer war als er selbst. Da ein Krug dafür nicht vorhanden war, band ich sie an den geschnitzten Pfosten, der von der Ofenbank aus die Stubendecke trägt. Auf der alten, hohen, bunten Truhe, die mein Arbeits- und abends unser Sitzplatz ist, stand ein Zinnienstrauß und brannte eine Kerze. Da sah die arme Stube plötzlich sehr schön aus.

Nach kühler und verhüllter Morgenfrühe heute endlich zarter, septemberlicher Glanz.

Seit 7 sitze ich im eben aufgegebenen Büro von Ib der Division im Kolchoshaus mit dem dörflichen Kino und warte wieder einmal wie in Pereljötij-Schule Ferngespräche ab. Da habe ich einen großen Arbeitstisch für mich; und dann und wann tut das Alleinsein doch recht wohl. Bis jetzt gehört die Zeit ganz mir, meinen Arbeiten und Erledigungen.

Man hört Artillerie.

Heut vor vier Jahren war der wunderschöne Tag, an dem mich am frühen Nachmittag Hanni, als ich aus Gifhorn und Braunschweig kam, auf dem Bahnsteig in Weimar mit der Sondergenehmigung erwartete. Es bleibt dabei: so oft man vor der Zukunft die Augen schließen, verzweifelt schließen möchte, muß man einen Blick tun zurück in die bängsten Zeiten der Vergangenheit und ihre Wendungen durch Gott.

Ein Morgen, wie Mutters Geburtstagsmorgen so oft war.

Der Mensch taumelt von einem Schlag, der gegen ihn geführt wird und der ihn zu fällen droht, und einem Fehltritt, den er tut, zum anderen. Und dennoch besteht die Führung durch Gott.

Ich hatte am Telefon große Ruhe zur Arbeit. Auch als dann die Apparate abgeholt waren, blieb es ein ruhiger Arbeitstag und rechter Wochenabschluß in allen Stücken.

Am Feierabend fuhr ich zur Zuckermelonen- und Tomatenernte auf die recht wohlbestellten Felder der Kolchosa, des Kollektivs. Hübsche Hügellandschaft, herrliche Töne von Grün. Leichte Fliegerabwehr. Herrlicher Sonnenuntergang. So groß, so klar, so feierlich. Und bald stieg, in dem gleichen Rhythmus, über dem wirklich einmal lieblichen Dorf, über gewaltigen Wipfeln, Garben, Strohdächern groß, rot, klar und feierlich der Mond empor, so voll, so reif, so septemberlich. In diesem Orte habe ich mich wohlgeföhlt.

Durch Unteroffizier Kaczmarek hörten wir, wie heftig auf der

Dnjepr-Insel unsere Mun.-Abteilung in die Kämpfe der Artillerie, Flieger, Infanterie einbezogen war. Major, Adjutant, Stabskompaniechef haben sich an Ort und Stelle von Gefahr und Leistung überzeugt. Schwerste Gefährdung auch der so stark in Anspruch genommenen Sanitäter. Aber dort draußen, wo auch der Offizier dem Mann hilft, soll gute Kameradschaft sein; doch sind die Eindrücke in dieser Hinsicht durchaus nicht einheitlich. Der Dnjeprabschnitt hier hat unsere Division vor ihren bisher schwersten Kampf gestellt.

Carl Lilienfein lag auf der Insel zwei Tage im Trommelfeuer.

Großer Ersatzteilmangel unserer LKW.

Jetzt rückt die Panzergruppe Kleist in diesen Ort ein.

7. September / Sonntag

*Kolchos Nesamoschnik – Derijewka
Dnjepr-Übergang bei dem kleinen
Dorfe Dozuli. O.U. in Soloshino*

Gestern abend war so herrlicher Mondschein, daß es wie ein feierlicher Wochenabschluß war. – Ninas, ich und Kirchner von der Kl. KW-Kolonne 3 waren noch lange spazieren. Als man in der unbeschreiblich klaren, reinen Nacht immer wieder von nahen, schweren Bombenabwürfen erwachte, dachte man mit Sorgen an die Gefahr der hellen Nächte in Berlin.

Der Sonntagmorgen Septembertag. Aufbruch nach Derijewka: nur 8 Kilometer. Wir fuhren sogar nur 6 Kilometer, blieben zwei Kilometer vor Derijewka, seitlich davon, an der Straße zur Dnjeprfähre. Wir fuhren auf einer hochliegenden, kahlen Straße. Wenig Kampfspuren: ein paar Bombeneinschlaglöcher, zerrissene Telefonleitungen, ein abgebranntes Haus. Schilder: Zone erhöhter Luftgefahr! Alle Abwehrmaßnahmen treffen! Zur Dnjepr-Fähre! Zur Brücke! Zur Ablaufstelle! Einheitsführer melden! Zum Diesel-Tankschiff! – Dazu Park- und Überholungsverbote. Schilder der Einheiten. Auch Waffen-SS mit Pontons auf LKWs und Schleppern aufgefahren.

Der neue Flußübergang kündete sich wieder auf besondere Weise und mit besonderer Dynamik an.

Wir bleiben also zunächst, mit unserem Stabe zusammentreffend, hier in diesem kleinen, öden, überfüllten Straßendorf an dem Aufahrtwege zur Fähre. Kaum haben wir uns in einem unfreundlichen Häuschen bei junger Kommunistin („Russki nix kaputt“), die ihr Kind schroff von uns fernhält, unser Büro eingerichtet und warten

auf die Mittagbrotausgabe – da heißt es schon wieder: ab 2 Uhr mittags zum Aufbruch bereithalten. Erst sollten wir vier Tage hierbleiben und Panzertruppen vor uns herlassen. Aber nun scheint die Lage schon wieder viel günstiger zu sein. Vielleicht werden wir aber auch aus anderen Gründen vor den Panzern eingefädelt.

Abends in Soloshino.

Wir wurden also noch vor den Panzertruppen eingeschoben. Um 3 Uhr überschritten wir den Dnjepr bei Dozuli, dem ersten kleinen Fischerhüttenfleckchen am andern Ufer. Vom Mittagsaufenthalt bis zum Dnjepr: ein Wunderwerk der Organisation von Tafeln, Schildern, Wegekommmandos, Verkehrsregelungsposten, Flak zur Fähre und zur 8-t-Brücke hin.

Diese Flußübergänge sind etwas ungemein Imposantes. Auch eine Fülle von Fliegergräben war angelegt. Wir mußten den Bus nur einmal wegen Fliegern verlassen; sie flogen aber vorbei, zur Brücke, die schon hinter uns lag. Als wir über den Fluß waren – einen starken Unsicherheitsfaktor enthält ja jeder solche Flußübergang –, wurde es bis zum Abend in dem Brückengebiet von russischen Fliegern wieder sehr lebendig; starke Flakabwehr. Jäger. Unvorstellbar, daß dieser Riesenstrom kämpfend überwunden wurde. Unfaßbar, daß während dieser Kämpfe das Werk der 1200 m langen, stabilen Pionierbrücke vollendet wurde, der Brücke über jene Insel, von der in den letzten Tagen immerzu die Rede war. Neben der Brücke her schon wieder alles Ersatzmaterial und -personal auf Booten, für den Fall von Beschädigungen und namentlich für die Verbreiterung der Brücke für die Panzer. MG-Posten auf Pontons. Auch die Fähre sah man beim Übersetzen von Truppen. Und hüben und drüben am Ufer Sturmboote; aber nun lagen ihre großen Taten schon hinter ihnen. Diesmal hatten sie, wie die Flieger, aufs engste mit dem Mun.-Nachschub zusammengewirkt, und man sah auf der Insel mit anderen Augen auf die Hüllen der verschossenen Munition. Auch die „Panje“-Kolonnen, von denen Fahrzeuge auch mit uns über die Brücke fuhren – der Rückverkehr war gesperrt –, waren diesmal als erste bei den Kämpfen um den Fluß mit dabei gewesen.

Zur Linken lag noch eine andere, blaue, waldige Insel; jene vielgenannte Insel aber, über die unsere Brücke führte, war wie ein Stück Meeresstrand. Weißer, feiner Sand; Dünengras; Weidensträucher. Überall Flakstellungen, Sandlöcher als Deckung und als

„Quartier“. Und nun vor allem der Fluß selbst, der solche große Inseln in sich birgt: einen Kilometer breit, 800 km länger als der Rhein! Aber er ähnelt nicht, wie der Dnjepr, dem Rhein; der Dnjepr ist wie eine ins Riesenhafte übersetzte Havel. Weite, dunkle Wälder; edle, blaue Höhen; seenhafte Weite des Wasserspiegels – ach, daß das noch ein Fluß sein soll! Leichter Wellenschlag, reiner Sand, auch an den Ufern. Die Sonne war hinter den Wolken – aber das Wasser glitzerte und gleißte, daß es einen blendete. Eine monumentale Flußlandschaft. Unabsehbare Weiten! Und jene eigentümliche Feierlichkeit des Strömens. Nachmittagslicht.

Die Uferlandschaft aber ist anders als eine riesenhafte Havellandschaft: Teiche, Schilf, Wiesen, Sümpfe – der Fluß wirkt noch im Erdreich fort. Dozuli – ein paar Strohdachhütten; auch die anderen Dörfer. Aber die Dörfer wieder – ohne Kahn und ohne Netze – sind, als hätten sie nichts mit dem Flusse zu tun; als rausche er gewaltig – und doch so leicht – an ihnen vorüber. Die Hütten, deren verwitterte Strohdächer ganz in dem Farbton des Schilfes aufgehen, verschwinden in Weiden und Schilf. Doch überall schöne, alte Bäume in der immer wärmer aufstrahlenden Sonne des späten Nachmittags dieses milden, ersten Septembersonntags.

Am anderen Ufer soviel frische Gräber, neue Kreuze. Und überall Truppen, Truppen, auf dem Marsch, bei der Rast. Unsere Infanterie, eben in Ruhe, hat überall schon wieder ihre Wäsche hängen.

Wir fahren – auf löchrigen, sandigen, sumpfnahen Wegen – 15 Kilometer am anderen Flußufer entlang, etwa 2 Kilometer vom Dnjepr entfernt, mit dem Stromlauf, suchten in mancherlei Hin und Her das Dorf Dwornikowka und nahmen dann O.U. im nahen Soloshino, wo – neben mancher anderen Einheit – schon unsere drei bespannten Kolonnen 4, 5, 6 lagen. Das Dorf, wie die anderen, die wir jenseits des Dnjepr sahen, ist wie jene, jedoch viel größer; so sahen wir nicht einmal unsere Fahrkolonnen. Mit den Quartieren, durch die Offiziere, wieder viel überflüssige Schererei. Aber nun haben wir, am mondbeglänzten Abend, wieder eine Stube für uns in verhältnismäßig sauberem Bauernhäuschen bei gefälligen, älteren Leuten.

Brunnen, Lehmöfchen im Freien, dichtes Gärtchen, buntes, wildes Blumenbeet. Mondesklarheit, dennoch Wetterleuchten. Rote Leucht-kugeln.

Auch als wir nicht mehr in der unmittelbaren Nähe des Flusses

waren, sah man noch immer über dem Stromlauf den kühlen, blauen Wasserdunst in all dem septemberlich beglänzten Grün – jene blaue Aura der Ströme.

Die Front ist nur wenige Kilometer entfernt, unsere Sicherung gering. Die Feldpost fährt Verwundete; da erträgt man die Briefpause gern.

Abends besuchte mich noch Fritz Krüger. Er möchte so gern nach Nikolassee ziehen.

Diesmal sind wir nun mit dem ganzen Nachschub in dem eigentlichen Kriegsgebiet.

Wir spielen hier ein wenig Puschkin. Die in keiner Kanzlei fehlende kindliche Rechenmaschine mit den bunten Holzkugeln, ein Akten- und ein Geldkasten, eine Uhr (sehr selten), eine Stange Siegellack, kommunistische Pressefotos neben Heiligenbildern, ein Briefkasten, der abgeteilte Raum mit langem Tisch und langer Bank, die etwas bessere Ordnung, deuten darauf hin, daß wir uns in der Posthalterei von Soloshino, wohin wir also statt nach Dwornikowka gezogen sind, befinden. Der abgetrennte Raum aber ist Ofen, Ofen. Sonst nur noch ein Fensterchen, ein Schemel, eine Ruhebank.

Vollmondnacht von vollendeter Klarheit. Man kostet es so bewußt aus, daß Bäume und Büsche noch belaubt sind.

Die Nacht war mehrmals durch heftige Fliegerbombenabwürfe gestört. Doch galten sie alle der 8-t-Brücke über den Dnjepr und nicht unserem Dorf. Aber auch in dessen Bezirk scheinen die russischen Flieger etwas zu suchen. Ein naher Zaun hier getroffen; es soll auch ein Toter sein.

8. September / Montag

Soloshino

Milde, trübe, windig. Ich freue mich am Gärtlein, jener Illusion von Heimat. Dann und wann leuchtet mild die Sonne auf.

Die Zäune aus dichtem Weidengeflecht; ebenso der ganze Brunnen-schacht unter den Maulbeerbäumen des Gartens.

Allenthalben klopfen sie jetzt die Sonnenblumenkerne aus. (Die entkernten Sonnenblumen werden als Bürsten verwendet, wie Gebüsch und Dolden als Besen.)

Heute ist der Flußübergang für alles außer den Panzertruppen gesperrt; nur Melder und leichte Kräder werden mit den Motorbooten übersetzt. Auch am Tage immer wieder zur Brücke hin: Abschüsse, Einschläge, Flieger, Bomben, Flak? Der Stahlhelm muß immer

parat liegen; die Waffe für uns nicht, obwohl die größte Entfernung von uns zur Front nur 3 Kilometer beträgt. So weit vorn lagen wir noch nie.

Der Tag wurde verhüllt und schwül. Mir scheint alles auf alle zu drücken, und die meisten reagieren mit kleinlicher Mißstimmung. Gewiß, es ist schwer, wenn so gar kein Auftrieb mehr von außen kommt. Der *große* Kummer kennt keine Stimmungen – der Kummer im Glauben. –

Um 16 Uhr gingen Abschüsse, Einschläge und Donner ineinander über. Schwer heraufgekommenes, langes Gewitter. Aus Gewitterdunkelheit wird Abenddämmerung. Auf der einen Fensterseite rauscht der Regen noch über dichtes Grün. Vor einem anderen Fenster sieht man im Regen einen sich entlaubenden Baum, vergilbende Büsche. Im Gärtlein die Pferde von Blank und Meseck 5/176, die zu kurzem Besuch da waren.

Am Abend ist nun der einzige Gast Fritz Krüger, da der Bus mit der „Kommandantur“ neben unserer Adjutantur-„Postmeisterei“ liegt. Eine Zigarre, ein Zigarillo sind dabei ein großes Geschenk. Denn nun gibt es überhaupt nichts mehr zu rauchen.

Regen – Finsternis. Der Vollmondabend geht uns verloren.

Nachts nur einmal durch Fliegerbombenabwurf wachgeworden.

Der Regen wird den Wegen nicht allzusehr schaden: viel Sand – das Flußland erinnert an Meeresküste. Aber die Fahrer haben es doch wieder sehr schwer; auch werden die Reitpferde wieder stärker in Anspruch genommen.

9. September / Dienstag

Grau, dunkel, regnerisch und kühl. Der Mittag hellt sich ein wenig auf, doch nur flüchtig. Die Stimmung dieses Flußlandes bekommt noch etwas Besonderes dadurch, daß sich im 17. Jahrhundert die „Clements“, Abenteurer und Kronprätendenten, des Westens und Nordens nach dem Scheitern ihrer Pläne zu den Kosaken am Dnjepr zu flüchten pflegten.

Seltsamerweise bleibt nach der Überschreitung des Flusses besonders in Erinnerung, wie leicht der klare Wellenschlag der Strömung dieses gewaltig hinausgehenden Stromes war.

Wie stark reden wieder die Losungstexte dieser Tage; heute: „Die Tage deines Leides sollen ein Ende haben.“ Jesaja 60, 20. Das liest auch Hanni. Das liest auch Rennerle.

Unteroffizier Kurz, mein Schlafkumpan im Ställchen von Serby,

danach zur fechtenden Truppe versetzt, ist nun gefallen. Mittags russische Flieger über uns, Abwurf von 9 Bomben auf die Wiese am Spießquartier. MG-Abwehr. Leutnant Kulig und Ninas auf der Fahrt zu unseren Fahrkolonnen auch in solchen Angriff eines Flugzeuges gekommen.

Sehr stiller Arbeitstag. Aber alles geschieht, bei allem Eifer, doch mit einem seltsam gelähmten Gefühl.

Wieder theaterähnliche Tarnung: Netz, mit Kiefernbüscheln benäht.

Die Weidenbüsche und Pappeln hinter dem Hause – immer wieder fühlt man sich an die Oderebene erinnert.

Nach 15 Uhr heftige Abschüsse unserer Artillerie, sehr nahe, wohl über uns weg. Die Artillerie-B-Stellung z. B. 500 m von uns auf einer Windmühlhöhe. Im nächsten Dorf sind noch die Russen.

Manche Strohdächer ähneln sehr den glatten, gewölbten an der Nordsee.

Spätnachmittagssonne. Spätnachmittagsklarheit. Ich bin einmal allein. Doch am Abend kommen trotz unserer Entfernung und Zurückgezogenheit noch immer Gäste, heute eine Skatrunde für sich, so daß Ninas und ich Fritz Krüger im Bus besuchten und im Mondschein noch ein wenig auf der Dorfstraße auf und ab gingen, da Lesen kaum möglich. Eine ruhige Nacht erwartete niemand. – Die angekündigte Post ist auch heute ausgeblieben.

10. September / Mittwoch

Um $\frac{3}{4}$ 3 bis $\frac{1}{2}$ 4 nachts tief der russische Flieger, dicht überm Haus. Und 100 Meter entfernt der Abwurf, der eine Scheune und das Quartier unseres Zahlmeisters getroffen zu haben schien. Weiter zum Fluß hin ein großer Brand. Flammenerhellte Rauchwolken. Und in der mond hellen Nacht das nahe, fremde Licht der Leucht-kugeln, die so lange zwischen Himmel und Erde zu stehen scheinen. Der Kampf zwischen Flak und russischem Flieger: die Scheinwerfer hatten ihn genau gefaßt; sehr heftiges Feuer der Flak; auch sah man deutlich die Erwidlungsschüsse des Flugzeuges.

Morgens besichtigen wir die Splitterschäden an unserer Feldküche, die eingestürzte Scheune, deren Heu wohl Schlimmeres abgewendet hat, die Wand- und Balkenschäden und Fenstertrümmer im Zahlmeisterquartiere. Allmählich kommen den Offizieren Bedenken, ob es nötig war, den Nachschub so weit nach vorn zu ziehen.

Den ganzen Vormittag, wie wir es in solcher Nähe noch nicht erleb-

ten, schießt unsere Artillerie aufs heftigste. Es scheint einem Angriff der Russen beim nächsten Dorf zu gelten. Russische Artillerie schießt nicht zurück. Hin und wieder auch MG-Feuer. Coenen, der mit seiner neuen Kolonne vorüberkommt, sagt, in der Nähe sei ein russischer Panzer durchgebrochen.

Wir legten uns im Gärtlein Schutzgräben an, jeder den seinen. Sehr seltsam die frischen Erdhügel mit dem Grün der Tarnung. Bleich, kühl, verhüllt. Die Sonne war als blasse, ferne Scheibe aufgegangen. Dazu das silbrige Graugrün der Weiden im zarten Morgennebel.

Der Tag blieb verhüllt.

Mittags das glaubhafte Gerücht von einem Panzerangriff der Russen, acht sollen durchgebrochen sein, stecken aber im Sumpf. Nachmittags, nach einem Stellungswechsel, erneutes, noch heftigeres deutsches Artilleriefeuer. Man hört die Granaten so deutlich sausen. Es herrscht eine etwas deprimierte, nervöse Stimmung, ähnlich wie am Abend des russischen Panzerdurchbruches Anfang Juli. Ja, manche berufen sich darauf, „Nachschub“ zu sein. Es soll zu wenig vor und hinter uns sein.

Heute, was einem wie intensivste Berührung mit dem Westen vorkommt, ist Walter Greiner-Schwedt als Fahrer von Inspektor Wünsche nach Bukarest gefahren und kann Besorgungen für uns machen. Besonders knapp ist jetzt auch Seife. Wann und wo wird er uns wieder erreichen?

Fremder Offizier reitet nach Munition, Protzen fahren sechsspännig durchs Dorf. Die Besitzer des Zahlmeisterquartiers verließen nachmittags ihr Höfchen.

Nach einer Fahrt von Hauptmann Dannenberg, auf der er in Artilleriebeschuß kam, erfährt man Authentischeres: drei russische Panzer sind durchgebrochen. Einen hat man erst mit 18 Schuß Pak unschädlich gemacht, zwei sind umgekehrt. Hauptmann Dannenberg zieht ganz zur Division. Die Lage gilt als ernst.

Auf Abschnitt 2, drei Kilometer von uns, schießen auch die Russen mit Artillerie herüber; dort liegt unsere Infanterie.

Die Panzer sollen noch immer nicht über die Brücke sein.

Unser Bus hat jetzt Telefon bekommen. Großer Offiziersbetrieb um den Bus. Nachschubkompanie muß MG-Sicherungs-Kommando stellen.

Ohne Verbindung mit den Einheiten liegen die Nachschubkompanie und der leutearme Stab allein nur zwei Kilometer von der Front.

Den ganzen Tag sind heute hier Unterstände gebaut worden, die an Solidität wohl fast weltkriegsmäßig sind.

In der Nähe liegen Werkstattkompanie, Bäckereikompanie, Verpflegungsausgabe, Schlächterkompanie – alle wohl nicht sehr geeignet zu wirksamer Defensive und alles Objekte für den Feind.

Von der fechtenden Truppe liegt uns jetzt wohl IR 230 am nächsten. Die Aufgabe unserer Division ist jetzt defensiv. So war es vorgesehen.

Der Bus ist weggezogen: zu Kommandeur und Adjutant; Hauptmann Dannenberg zur Division; so sind auch alle Fahrer und Melder an anderer Stelle des Ortes.

Martin Ninas, Erich Franke und ich sind plötzlich ganz allein, ziemlich weit von den anderen entfernt, und ganz wohl ist uns nicht, da man für diese Nacht mit allen Eventualitäten rechnen soll: Infanterie, Artillerie, Panzern, Fliegern.

Abends verließen uns auch die Postmeistersleute; alles sucht im instinktiven Anlehnungsbedürfnis den Zusammenschluß; sie zogen in die nicht minder gefährdete Nachbarschaft.

Der Abend ist sehr dunkel und bewölkt; vielleicht bedeutet auch das einen Schutz.

Wir drei haben alle Eventualitäten besprochen, lesen und schreiben und sind froh, daß wir wenigstens zu dreien sind.

Gegen Abend fuhr, vollbepackt, der Feldpostautobus ins Dorf ein: auf ein wenig Post aus der großen Pause darf man da nun wohl wirklich hoffen. Drei Wagen sollen noch unterwegs sein.

Wind und Finsternis. Stille. Nur die Uhr tickt. Auf dem Tisch Kerze und Karbidlampe und vor jedem sein Teeglas; in der Ecke das Strohlager. Es ist kein Sommerabend mehr.

Alles schläft angezogen, Stahlhelm und Gewehr neben sich. Wetterleuchten oder Widerschein der Geschütze?

Ein Gewitter scheint aufzuziehen.

11. September / Donnerstag

Es wurde von gestern zu heute eine Regen- und Gewitternacht. Und was niemand erwartet hatte: kriegerisch die stillste Nacht, die man sich denken kann. Am Morgen merkte man doch manchem die Dankbarkeit an. Es scheint für uns nur *Stunden* der Bedrohung, Spannung und Gefahr zu geben. –

Man trauert um jeden Septembertag, der einem als Tag schöner Jahreszeit verlorengeht. Es ist trübe, regnerisch, doch mild. Um

8 Uhr hört man für eine kurze Frist nahe und stark deutsche Artillerie. Nachmittags überfliegen uns, Gott sei Dank, viele deutsche Flieger (Bomber). Denn die Herrschaft über den Luftraum fehlte uns.

Aus dem im Sumpf steckengebliebenen, 18mal getroffenen russischen Panzer hat es noch lange geschossen. Nun ist er unschädlich gemacht. Kommandant und Adjutant waren heute morgen auch da. Der russische Hauptmann im Panzer soll sich erschossen haben. Ein Funkspruch der Russen aufgefangen: heute um 10 wollten sie angreifen.

Leute von IR 230 sagen, daß Verstärkungen dringend not täten. Nachmittagsstunden in Sonne und Wind gemahnten wieder an September –.

In der Mittagsstunde konnten wir endlich wieder einmal Briefe unserer Frauen beantworten; ich erhielt drei; zwei in der Reihe fehlen; und wohl auch noch neuere. Jetzt erst ist es die Antwort auf meine Briefe vom 5. und 6. August.

Noch nie hat mich in einem Briefe von Hanni etwas so erschüttert wie der erste Satz, den ich nach so langer Zeit nun wieder von ihr las: „Vergiß doch bitte wieder das ‚Herzenswunden‘. Mein Gewissen ist so schon überbelastet.“

Gott sei Dank schreibt Hanni, sie fühle sich frisch – obwohl nun Anni ihren großen Urlaub hat – und schlafe, sofern die Alarme es zulassen. Hanni berichtet mir alles, alles vom häuslichen Leben. Mit Rennerle ist sie nicht zufrieden: zu egoistisch, weil ihr das Leben, trotz des Elternhauses, schon zu viel vorenthält.

Hanni sendet mir ein Belegexemplar des „2. Härtersdorfer Choralbüchlein 1941“. Danach sind mein Neujahrs- und mein Morgenlied in bisher mir unbekanntem Vertonungen als Nr. 789 und 796 (was mich ganz seltsam berührt, wenn ich ans Liederauswählen bei Vater denke) ins Sächsische Gesangbuch aufgenommen.

Hanni schickt mir auch mehrere Briefe von Brigittes Schwiegereltern, den verarmten, verängstigten Molnars aus Wien. Nun soll es nicht einmal mehr für sie möglich sein, auch nur noch ein möbliertes Zimmer zu finden. Die Briefe sind rührend, traurig, fromm, „kulturell“ aus einer fremden Atmosphäre; und hoffen noch zu sehr auf *sichtbare* Wege der Rettung.

Vom Wehrbezirkskommando erhielt Hanni einen Fragebogen ihretwegen. Ich bin schon seit Tagen völlig auf meine, wenn auch noch nicht baldige, militärische Entlassung gefaßt und glaube nicht,

daß dieser Fragebogen etwa umgekehrt meiner Sondergenehmigung gilt. Es ist eben alles nach- und nebeneinander bearbeitet worden.

Je tiefer ich mich in mein Unglück finde, je klarer ich es sehe, desto ruhiger werde ich. Es geht allein darum, daß in unserem Leben das gewirkt wird, was Gott in ihm wirken will. Und er tut auch hier das Seine gegen alle Macht und alle Machenschaften der Menschen.

Ihlenfeld ist keinerlei Neuauflage bewilligt worden.

Daß wir drei von der Adjutantur jetzt ganz für uns sind, tut uns recht wohl. Leider ist das Verhältnis von Adjutanten und Adjutantur gar nicht mehr gut, ohne daß wir hinter den Grund kommen könnten; es kann sich eigentlich nur um Intrigen handeln.

Vor dem Sonnenuntergang eine Stunde von unendlicher Sanftmut. Dann wachsendes Grau, erregender Wind, silbernes Geflirr der Weidenblätter gegen den grauen Himmel.

Am Abend schrieben wir Briefe, hatten wieder ein paar Zigaretten – auch Lilge schickte mir welche – und eine halbe Tafel Schokolade, aus Frankreich. Und auf dem Tisch einen kleinen herbstlichen Blumenstrauß. Es ist gut zu so wenigen, da die allgemeine Kameradschaft ja doch mehr und mehr auseinanderfällt.

Gegen Abend ganz nahe Kampf zwischen 9 deutschen Bombern, 5 russischen Jägern und gewaltiges Flaksperrfeuer.

Die Nacht nur von $\frac{1}{2}$ 1 bis $\frac{1}{2}$ 3 durch Flieger gestört. Zum Glück waren wir vergeblich im Schutzgraben. Gewölk und starker Wind. In der Nacht hörte man immer wieder Kettenfahrzeuge durchs Dorf fahren. Auch eine neue Division ist nun hier.

12. September / Freitag

Reine Luft, Sonne, starker Wind, zarte Kühle.

Zwischen 7 und 8 starkes deutsches Artilleriefeuer.

Meine 5/176, die auch hier in der Nähe liegt, hat es zur Zeit besonders schwer durch Brückenbau, Feldwache, Krankheitsausfälle, Munitionsfahren für die Artillerie; heftiger Artilleriebeschuß. $\frac{1}{2}$ 11 Uhr in geringer Entfernung – Brückengegend – mehrere Flugzeuge, Flakabwehr. Nur kurze Zeit. – Das wiederholte sich bis zum Mittag noch zweimal.

Es sollen noch 40 Waggons Post unterwegs sein.

Sonne, Wind, Ebene, Weite, grasende Pferde, Pappeln, Weiden, September-Elegie.

Die vielen Stukas gestern waren vor allem eingesetzt gegen die in

einem nahen Dorf zum Angriff massierten, sehr zahlreichen russischen Panzer.

15 Uhr 15 so heftiger, jächer Bombenangriff russischen Fliegers, daß wir im Hausflur bleiben mußten und nicht einmal mehr bis zu unserem Schutzgraben kamen; erst in einer „Pause“. Dann auch MG-Beschuß durch den Flieger. Bei der Artillerie im Ort zwei Tote, ein Schwerverletzter, ein totes Pferd. Durch Bombe oder Bombensplitter. Getroffen auch eine Scheune am Quartier vom neuen Kriegstechniker Siebecke. – Der Melder 50 Meter von drei Bombeneinschlägen. Bringt Riesensplitter. Fünf, sechsmal noch mußten wir in den Luftschutzgraben in zum Teil sehr unangenehmen Situationen. Bis zum Dunkelwerden haben wir an Erweiterung und Verstärkung unseres Luftschutzgrabens gearbeitet.

Von 1/2 9 bis 1/2 1 Wache mit Erich Franke. Es wäre von mir nicht mehr kameradschaftlich gewesen, wenn ich es weiter angenommen hätte, daß der Spieß mich trotz Leutemangels von Wachen stillschweigend befreit. Dafür gibt man uns auch die angenehmere Erste Wache. Wir zogen – allmählich hört man überwach auf jedes Geräusch – mit unserer Sirene umher, brauchten sie aber nicht in Betrieb zu setzen. Was man in der Ferne hörte, war das Anrollen der Panzer über die inzwischen fertiggestellte 20-Tonnen-Brücke. Es war sehr belebt am Bus, an der Feldküche, bei der Staffel: so viele konnten in dieser Nacht spannungsvoller Erwartung nicht schlafen. Denn es waren recht bedrohliche Flugblätter abgeworfen worden. Die Russen suchten auch ihre Drohungen wahr zu machen. Es läßt sich gar nicht sagen, wie oft wir von 2 Uhr nachts an im Schutzgraben waren. Manchmal war die Situation sehr erregend. Schweres Abwehrschießen, Bomber. MG von oben und unten: wunderbar der Anblick der Leuchspur-MG-Garben gegen den Nachthimmel. Erst war es eine klare Sternennacht gewesen. Dann, als um 10 der abnehmende Mond aufging, umwölkte es sich, die Sterne verblaßten; der Mond im Gewölk war wie eine Wunde des Himmels. Später wieder Mondschein. Milde. Ein fernes Feuer. Erregtes Hahnenkrähen in der Nacht. –

13. September / Sonnabend

Frühzeitig mußten wir wieder in den Graben.

Allmählich stumpfte man etwas ab: so viele Flieger überflogen uns morgens immer wieder von neuem. Die Russen, immer wieder sind es ihre Ratas, beherrschen hier den Luftraum völlig. Morgensonne,

Umwölkung. Leichte Kühle. Silbernes Licht. Noch sind Mahlzeiten im Garten möglich.

Die Leute hier – jüngere Männer sind nicht da – zeigten sich recht gefällig.

Ein Artillerist suchte in unserem Garten Blumen für die beiden bei dem gestrigen Luftangriff getöteten Kameraden.

Heut überflogen uns die Flieger und greifen uns nicht an.

Geheimnisvoller Mann aus dem Dorf durch Geheime Feldpolizei festgenommen.

Den ganzen Vormittag, was die Arbeit sehr unruhig machte, bauten wir noch den Schutzgraben aus. Leider vergebliche Mühe, denn wir brechen, im selben Ort, 1¹/₂ Kilometer weiter, auf, da es unseren Offizieren in dieser Ecke zu unbehaglich geworden ist. So sitzen wir schon wieder einmal mit fertig gepackten Sachen da und warten auf die Abfahrt.

Vorher hatte ich aber noch eine sehr wohltuende Unterbrechung. In herrlicher Frühlmorgensonne konnte ich allein ein Stück reiten, auf einem Melderpferde. Ein kurzer Fliegeralarm war ungefährlich. Unteroffizier Kazmarek von der Munitions-Verwaltung war zu Pferde zu einer Erledigung herübergekommen. Diese Zeit nützte ich aus, da ich ja jede Gelegenheit zum Reiten wahrnehmen muß. Denn bei dem motorisierten Stabe gibt es doch keine Pferde. Leider war auch dies arme Pferd sehr müde, und ich mußte es schonen. Beim Reiten wie beim Schwimmen fällt so viel Schweres von einem ab.

Inzwischen hat es sich entschieden, daß der Kommandantur-Omnibus und wir nun doch wieder bleiben. Schöne, stille Stunde vor dem Sonnenuntergang; man saß in der Abendsonne, stopfte und nähte die frischgewaschene Wäsche, und der Stahlhelm lag neben einem. Wir haben ihn am Abend – wir konnten im Gärtlein Abendbrot essen – und in der Nacht noch oft gebraucht. Zehnmal waren wir im Schutzgraben, von 1¹/₂ 21 bis 1¹/₄ 6 Uhr. Manchmal sehr unangenehmes MG-Feuer vom Flugzeug aus, Bombenabwürfe selten und nicht in der Nähe; ein größerer Brand in Richtung Brücke. Die vielen, vielen LKWs und Meldefahrer in dieser Nacht.

Welche Reinheit und Klarheit, welcher Glanz der schmal werdenden Mondsichel und des nahe bei ihr strahlenden Orion. Sanfte Milde der Nacht, herbe Morgenkühle des Sonntags, in der uns schweres, nahes (deutsches) Artilleriefeuer weckte, gleich nachdem keine russischen Flieger mehr kamen.

14. September / Sonntag

Soloshino / Grigoro Brigadirowka

Drei bis vier Stunden lang Artillerie; und MG, was wir, von den Fliegerangriffen abgesehen, noch gar nicht gewöhnt sind. Anscheinend wird in allernächster Nähe der neue deutsche Angriff, dem ein nahes Ziel gesetzt ist, vorgetragen. Der Morgen war sehr unruhig. Fertig gepackt, sitzen wir wieder auf Abruf.

Wir haben im Gärtlein gefrühstückt. Ein Septembermorgen, wie man ihn sich schöner nicht denken kann. Klarheit, Sanftmut, Glanz, Lindigkeit, Sonne und Wind.

Hanni, vielleicht mit Rennerle, wird sich jetzt gerade zum Kirchgang fertig machen.

Eben erschien Foelsche, als Meldereiter seiner Kolonne 4/176 jetzt beim Div. I b. So konnten wir uns wieder einmal unterhalten. Ninas lernte ihn kennen; und das war mir lieb, weil ich schon so lange für eine andere Verwendung Foelsches aktiv bin. Und schließlich konnten wir den etwas ausgehungerten Reiter zum Frühstück bewirten.

Dann fuhren wir im selben Dorf 1½ Kilometer weiter, richteten uns aber nicht ein, da wir gleich erfuhren, daß es noch am Nachmittag zur gegenwärtigen O.U. von I b weitergehe. So rasteten wir in einem lieblichen Eschen- und Obstbaumwäldchen – doch wie alles hier, war auch dieses ohne Früchte – an einer eben noch russisch gewesenenen, ganz verborgenen Artilleriestellung. In den Fliegerschutzgräben viel russische Gasmasken, Verbandszeug.

Der Septembersonntag blieb so glanzvoll. Die Stunden hier tun sehr wohl. Da ich mit allem anderen fertig bin, Lektüre in Gorgas „Geschichte und Kultur Rumäniens“ und einmal recht gute Unterhaltung auf gleichem Bildungsniveau, was halt doch auch mal ganz wohl tut. Von der Artillerie ist wieder ein Halbrusse als Dolmetscher zu uns gekommen, Peter S. aus Kiew, zackiger Soldat, sehr vielseitig, weitgereist, mit Verstand gereist, aus russischem Industriellenhause, Assistent an dem Mathem. Seminar der Berliner Universität. – Kurzes, freundliches Gespräch auch mit Major Eras, der mir gegenüber ganz konsequent seine Haltung weiter bewahrt. Hin und wieder empfinde ich jetzt substantiierte Unterhaltung, wenn keine Arbeitsmöglichkeit da ist, doch recht angenehm. Und durch Peter S. kann man nun wirklich einiges über die Russen lernen.

Kriegerische Stille: nur Septembersonntag.

Kurzer Angriff eines russischen Fliegers, der den Dnjepr entlang

kam. Seltsam, ihn abzuwarten in den eigenen Schutzgräben der Russen.

Noch einmal durch den Ort. Da fallen uns erst die neuen Soldatengräber auf.

Abends im neuen Ort.

In der Abendsonne legte sich der Wind, und die Sanftmut war vollkommen. Wir fuhren durch ödes Land, auf schlechten Straßen, die ohne Kampfspuren waren. Vollendete Schönheit des Sonnenunterganges.

Bei anbrechender Dunkelheit im neuen, trostlosen, großen, von Einheiten vollbelegten Dorf. Dennoch für uns ganz ordentliches Arbeits- und Schlafquartier; zum erstenmal schlafe ich auf dem russischen Ofen. Nach einer Stunde waren wir schon wieder mit allem eingerichtet. Vor dem Dorf Verwesungsgeruch. Die wenigen Bäume, Akazien, erst von den Russen, dann von den Deutschen abgebrochen und gefällt. Einige Brandruinen, das übrige elende Hütten, fast alles. Heftiger Beschuß eines sehr nahe angreifenden russischen Fliegers. Wunderbar die Leuchtgarben und Scheinwerfer gegen den reinen, strahlenden Abendhimmel. Was für Sterne!

Die Division soll die für heute gesetzten Ziele schon überschritten haben. Wir liegen hier wieder mit I b und anderen Teilen des Divisionsstabes zusammen.

Im alten Ort war der Abschied von unseren immer heiter gestimmten Postmeisterleuten sehr herzlich gewesen.

Ruhige, milde Nacht, die sehr wohl tat. Die Kirche im alten und im neuen Ort jener ländliche, einfache Holzklassizismus, der schwer datierbar ist, zumal in Soloshino ein stilfremdes Türmchen alles noch problematischer machte.

Das einzige Schöne: der bewaldete Dnjepr-Uferstreifen in der Ferne.

15. September / Montag

Grigoro Brigadirowka

Unfaßlich, daß schon der halbe September um sein soll.

Der milde, strahlende Morgen enthüllt erst das ganze Elend und die ganze Häßlichkeit des Dorfes. Welcher Glanz des Himmels über all dem Elend.

Da schon einige Tage deutsche Truppen hier gelegen haben, ist die Bevölkerung schon ans deutsche Militär gewöhnt, zutraulich und gefällig. Durch unsere Vorgänger finden wir nun auch schon die

fertigen Schutzgräben vor; das spart viel Mühe und Zeit. Die neue Quartierstube hat mehr Heiligenbilder, auch ein gutes, altes und größeres Ikon als üblich. Sonst ist es die gleiche Armut.

Heute unter „Sonstige Nachrichten“ unserer hektographierten Mitteilungsblätter: „Für das Deutsche Reich ist eine Polizeiverordnung ergangen, nach der alle Juden in der Öffentlichkeit sichtbar auf der linken Brustseite des oberen Kleidungsstückes einen gelben Judenstern tragen müssen.“

Noch immer ist bei solchen Nachrichten, als bliebe einem das Herz stehen. Welche Erleichterung hatten Hanni und Reni durch ihr Aussehen, das niemals Jüdinnen in ihnen vermuten ließ. Damit ist's auch aus mit Reners Reiten – dem Ersatz für all die versagten Jugendfreuden. Und für die Kirchenkonzerte – das letzte, was wir glaubten, wagen zu dürfen – wie wird es da sein? Und damit ist wohl auch keine Reise mehr möglich. So oft hing alles vom Aussehen ab –.

Am 12. September fiel der Oberbefehlshaber unserer Armee, Generaloberst Ritter von Schobert. (OB, ehe wir unter Stülpnagel kamen.)

Als Gott in Christus Mensch wurde, wollte er den Juden gleich sein. Wer unschuldig leidet in dem „Gleichwerden“ seines Schicksals mit dem Christi unter dem Judentum, erlebt ein in die letzten Tiefen reichendes Ähnlichwerden mit Christus, in dem allein der Sinn unseres Daseins liegt –. Das stellt alles in den Schatten und hebt unser Los ins unvergängliche Licht.

Zu Nikolassee habe ich, was Hanni und Renierle betrifft, einiges Zutrauen. Aber sonst – jeder Schritt in die Öffentlichkeit, all das Tagtägliche – Geschäfte, Straße, Fahrten –.

Nach der Entwicklung, die dies alles beim Heer genommen hat, glaube ich an keine Ausnahme für Mischehen. Es soll sie weiter zermürben.

Wenn unser Leben nun von außen noch eingengter wird; wenn uns immer mehr genommen wird: im Hause, wenn Gott dies gewährt, wollen wir es uns immer schöner machen.

Und wieder bin ich mir bewußt, was es heißt, „die Kunst“ durch die eigene Arbeit im Hause zu haben. Alles, was uns versagt wird als Wirklichkeit, wird in den Büchern erst recht leben. Und Hanni, der man die geliebte Kunst raubt, wird in Katharina von Bora selbst Kunst.

Als ich meinen Taufspruch erhielt, wußte Gott, wieviel Angst-

erregendes mein Leben umschließen würde; und meine „Herzenswunden“ hat er damals schon gesehen.

Von einer Predigt über Jesaja 43, 1 schreibt auch Hanni, in einem der drei Briefe, die ich heut von ihr erhielt, so daß nun die Lücke heute geschlossen ist; und der letzte Brief, der von ruhigeren Nächten berichtet, stammt vom 27. August. Auch das Pittel schreibt; nun war es wenigstens noch einmal bei Gläfers in Breslau -. Die Briefe atmen so viel Fleiß, Zufriedenheit, Bescheidenheit. Auch im Hinblick auf meine unmöglich gewordene Auszeichnung und Beförderung -. Inzwischen ist nun schon wieder der neue Schatten auf Hannis und Renis Leben gefallen. Es ist leichter, ein fest umgrenztes Unglück zu ertragen, als Jahr um Jahr hinzuleben in diesem Schrecken ohne Ende. Ich sehe nur noch einen Abgrund vor mir; und darüber Gottes Hände. Darum können wir auch alles allein tragen.

So sehr ich alle falsche Eschatologie ablehne, die überall schon die Schrecken der Endzeit sehen will, muß ich doch in unserem Geschick glauben, daß für uns die Schrecken der Endzeit angehoben haben, daß damit für uns sich aber auch schon die Wiederkehr Christi ankündigt.

Soll ich nun klagen oder Gott danken, daß für Rennerle dies alles schon so frühe geschieht?

Es schrieben auch noch Lilge, Schillers, Fornaçons, Lene; der Kreis der Treuen ist sehr klein geworden. Auch Heinz Hintze schrieb. Auch kamen in der Zeit unseres Mangels viele Zigaretten von daheim.

Abends war Foelsche bei uns zum Abendbrot, und er hat sich sehr wohl bei uns gefühlt. -

Schweres, nächtliches Gewitter.

Nun kann mir auch mein Kummer meinen Schlaf nicht mehr rauben.

16. September / Dienstag

Die heutige Losung: „Er wird mich erhalten bei meiner Kraft und wird mir Frieden schaffen; Frieden wird er mir dennoch schaffen.“

Jesaja 27, 5.

Leutnant Kulig zeigte mir die heute eingegangenen Geheimverfügungen über Mischehen. Militärische Sondergenehmigung ist nur vorgesehen für Mischlinge und Männer, deren Frau Mischling ist. Und zwar nur durch Hitler selbst; nur bei Auszeichnungen und Feindbewährung in besonderem Maße. Beibringung der üblichen

Unterlagen. Dennoch will man gleich den Antrag für mich stellen. Denn nun glaubt man, genau wie ich seit langem schon, nicht mehr an die Existenz einer Sondergenehmigung für mich. Wie wäre dies ohne alle jene Unterlagen, die gefordert werden, möglich! Leutnant Kulig wird deswegen zu Major Krüger, II a, Division, fahren, der mich damals in Botosani zu sich bestellte. – Die Sondergenehmigung erteilt also nur Hitler selbst: vielleicht mußte es dahin kommen, daß unser Fall einmal bis zu ihm selbst kam. An ein positives Ergebnis dieses Schrittes glaube ich nicht. Gottes Weg scheint für uns abseits von allem Sichtbaren zu führen.

Bis die Antwort da ist, wird vielleicht der Rußlandfeldzug, wenn auch nicht der Krieg zu Ende gehen. Vielleicht, daß es ein Positivum bedeutet. Ich meine, daß ich nun in einigen Wochen zu Hause bin, in Gottes Schutz dort wie hier.

In diesem Ort liegen fünf russische Panzer, mit Toten, verbrannten, und viel Munition.

Der Nachschub hat bis jetzt nur folgende Verluste: in Frankreich einen, auf dem Balkan sechs (Luftangriff auf Sofia), in Rußland vier. Die beiden, die sich vom Nachschub zur fechtenden Truppe meldeten, sind gefallen. Das ist für die Situation des Nachschubes doch sehr bezeichnend.

Heute vormittag 10 Uhr sollten wir schon am neuen Ort sein. Das Gewitter der Nacht, der Regen des Vormittags lassen die Fahrt nicht angeraten erscheinen. Wir bleiben.

Ob Glanz der Septembersonne – ob trüber Regen – das Elend dieses Dorfes bleibt gleich unbarmherzig –. Hin und wieder klagende, hilflose, dabei munter gemeinte Balalaika-Akkorde junger Mädchen, aus jammervollem Verschlag, wo die Wirtsfamilie haust, daneben die Tiere.

Der Mathematiker-Dolmetscher erleichtert uns den Umgang mit den freundlichen Wirtsleuten. Sonst bleiben Dorf und Menschen uns gern fern. Wir arbeiten sehr fleißig und, auch von der übrigen Stabskompanie, ganz zurückgezogen.

Alle malen sich aus, wann und wie die an Menschen, Pferden, Material sehr mitgenommene Division herausgezogen wird. Und meine Gedanken müssen so andere Wege gehen. Erich Franke und Fritz Krüger, erfuhr ich, wissen also dienstlich um meine Personalien Bescheid. Da ist ihre Haltung hoch anzuerkennen. Besonders bei dem SA-Mann Franke.

Um 17 Uhr – die Sonne brach gegen das bleigraue Gewölk hervor –

heftiger, naher Feuerwechsel mit russischem Flugzeug. Ein Abwurf. Zum erstenmal sah ich Flugblätter vom Himmel flattern.

Major Eras, wie Leutnant Kulig sagte, hält in meiner Sache konsequent durch. Aber wer weiß, ob General de Angelis wie bisher alles decken kann. Und es ist seltsam: es spannt mich, zum erstenmal, nicht mehr; ich habe mich nun wohl endgültig mit allem abgefunden. Auch mit einer Aufhebung der schriftstellerischen Sondergenehmigung, so unausdenkbar sie scheint.

Da mit der letzten Post auch Zeitungen und Zeitschriften gekommen waren, haben wir heute abend alle still gelesen. Die kühle Nacht blieb völlig still.

17. September / Mittwoch

Gorodinskoj

Klarer, sonniger Morgen. Grauer, kühler, windiger Tag.

Um 8 Uhr Aufbruch mit dem Bus, trotz Achsenbruch; er hat, trotz noch immer vom Regen mitgenommener Straße, die knapp zweistündige Fahrt gut überstanden.

Manches niedergebrannte Haus in den wenigen Dörfern, die wir durchfahren, manches verbrannte Feld. Es ist noch ein Teil der recht guten Ernte draußen; Deutschland hatte elendes Erntewetter. Da und dort zerschossene, verlassene russische Panzer. Wenig Soldatengräber.

In der kahlen Landschaft manchmal ein grüner Grund. Heute sehr viel blaue Farbtöne. Immer wieder der gleiche Kirchentyp.

Gorodinskoj ist ein großes Dorf. Es hat viel Bäume, Büsche; auch blühen noch Malven und Zinnien an den Häusern, die etwas behäbiger sind, ein paar Räume mehr und ein paar Möbel haben, sonst auch jenen einfachsten Hausrat wie die Wäscherollen: ein runder Holzstab, ein gezackter kleiner Balken.

Wir haben – nachdem wir erst wieder einmal eine Fehlablattung hinter uns hatten – diesmal zwei Stuben für uns zur Verfügung; zwei Bauerntöchter besorgen uns alles. Ich schlafe wieder auf dem Ofen. Das Haus hat, wohl von der Plünderung eines Schlosses her, ein klassizistisches Sofa, ein Biedermeierbett; hat eine schön gemalte alte Truhe, Bank, Tisch; nicht gar so niedrige, ja sogar „Flügeltüren“. Fuchsien auf dem Fenster. Bei alledem sagt man sich, etwas fassungslos, daß dieser Teil Rußlands der reichste war –. Die Bäume ohne Frucht: Obstmißernte; Verwahrlosung; Durchzug der russischen und deutschen Soldaten, die auch das unreife Obst nahmen.

All diese Dörfer hatten *ein* Magazin für alle Ware; wie sich die Leute jetzt behelfen, ist uns unklar.

Peter, der wirklich ein recht kultivierter, interessanter Kerl ist, bleibt als Dolmetscher bei Kommandantur und Adjutantur; das ist sehr angenehme Lösung für uns – speziell auch für mich, weil ich nun den Adjutantur-Haushalt so ziemlich los bin.

Immer mehr Konsequenzen des Gelben Flecks stürmen auf einen ein; noch immer ist der große Ausgleich das Haus.

Ruhige, intensive Arbeit.

Jener zuletzt verhaftete, geheimnisvolle Zivilist ist erschossen.

Nun sehen wir auch wieder den Vormarsch: andere Einheiten rücken in den Ort; andere Einheiten durchfahren ihn: Kettenfahrzeuge, LKWs; Radfahrer; Fahrkolonnen.

Man empfindet es als wohltuend, so lange schon keine Rumänen mehr zu sehen.

Alle unsere Kolonnen bekommen jetzt die Halbrussen als Dolmetscher.

Bleiche, flüchtige und spärliche Spätnachmittagssonne. Die fahlen Lichtbahnen der Sonnenstrahlenbündel über den Äckern und Weiden. Zartestes, hellstes Lichtgrün eines Flecken Weide. Dunkel, blaugüne Pappelgruppen. Jene frühe Dämmerung und Kühle des Septemberabends von der gleichen Stimmung wie die Abende in Beuthen, an denen es in der ganzen kleinen Stadt nach Pflaumen duftete und man in den offenen Hausfluren die Feuer unter den Pflaumenkesseln sah.

Die zweite Wache mit Franke, nachdem ich diese freiwillig aus Kameradschaftsgründen und angesichts so vieler Drückebergerei übernommen habe. Sternennacht, nicht ohne Milde, die sich verhüllte.

Am Abend hatte eine – diesmal sehr gerechte Kriegsverdienstkreuzverteilung stattgefunden; diesmal hatte nun wohl ich dabei sein sollen –. Dazu wurde wieder einmal Marketenderware zum Feiern verkauft: für den Mann eine halbe Tafel französischer Schokolade, zwei Schachteln Zigaretten; für je zwölf Mann eine Flasche Hennessy und den wunderbaren „D.O.M.“-Likör, französischer Benediktiner mit der schönen, alten lateinischen Aufschrift der Mönche. Mit diesem kleinen Vorrat – einer Flasche Sekt auch für alle Kriegsverdienstkreuzträger – wurde allenthalben lange gefeiert; das vertrieb die Zeit beim Wachtrundgang von vierstündiger Dauer und gab interessante Einblicke, da man uns die erste

Wache konzediert hatte. Ich weiß natürlich sehr genau von allen Spannungen zwischen den Gruppen: wie freundlich werde ich von *allen* aufgenommen, und ich blicke mit großem Schmerz auf die Kameraden, an denen ich hier genau so hänge wie an meiner alten Kolonne.

Nun bin ich hier genau so lange, wie ich dort gewesen war. Wo war, wo ist der Ort, den Gott mir bereitet hat, mir seinen Engel zum Geleite gebend!

Zum Teil ging es an den einzelnen „Stationen“ unserer Wacht-
runde laut zu; nirgends aber dies Grölen wie beim wohlversorgten „Kasino“. Das war kein guter Eindruck. Parodie„gesang“ auf „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ –. Wenn ich an den guten Geist denke, der an dem Abend gewaltet hatte, an dem ich im Kasino in Pascani vor den Offizieren, Ärzten und Beamten sprach.

Allmählich gelingt es doch immer wieder, einige Bilder für meine Nachschubschrift aufzutreiben. Das Haupthindernis: daß kein Entwickeln der neuen Filme mehr möglich ist.

Geringfügige Störungen durch Flieger und Beschuß in der späteren Nacht.

Die Bauern verdunkeln sorgfältig: mit Maisrohrrmatten und Tüchern. Wo in der Zeit, in der jetzt Russen hier lagen, nicht verdunkelt war, haben die Russen einfach in die Fenster geschossen. So halten sie Disziplin. Daraus erklärt sich vielleicht auch, daß der Sowjetstaat nicht, wie in Deutschland erwartet, auseinanderfällt und daß so zähe von seinen Soldaten gekämpft wird, sofern es nicht das Verteidigen der Heimat ist, das die deutsche Heeresleitung vom Russen durchaus erwartete. Aber vielleicht ist der Kommunismus doch festgefügter, als wir ahnen.

Immer wieder hören wir: die Bauern haben in Rußland in diesem Jahr noch nicht ihre Anteile am Kollektiv und auch keine Bezahlung gesehen.

18. September / Donnerstag

Gorodinskoj (Wybli-Schule)

Ich habe wieder einmal ein Telefonkommando für Hauptmann Dannenberg, diesmal, um zwischen I a-Generalstab und I b-Di-Na-Fü zu vermitteln.

Um $\frac{3}{4}$ 6 brach ich im Krad-Beiwagen auf, 20 Kilometer weit, nach Wybli, wo eben I a aufgebrochen war. Der aufgehenden Sonne entgegen. Der Himmel, von der Sonne zum Leben erweckt, wie Perlmutter, bis in dem Perlmutter die Sonne verblaßte. Das morgend-

liche Land, der Morgenhimmel so weit. – Herbe Kühle. Einige verbrannte Häuser, zerfahrene Felder am Wege. Wybli an ziellos, wahllos gewundenen Wegen, so wahrhaft an die endlose Ebene verloren. Verbleichen des Morgenglanzes, der das späte Jahr ankündigt: die Maisfelder im septemberlichen Silberlicht.

Ich bin bei der Fernsprechvermittlung in der Wyblier Schule, doch in einem großen Klassenzimmer allein. Meine Arbeit, Briefschaften, Lektüre habe ich mir mitgebracht. Mein Melder verproviantiert mich. Die Ruhe und der freie Arbeitsplatz tun mir wohl. Aber wo und wobei es auch sei – ich bin wie zermalmt; und weiß doch, daß Gott immer wieder die Sammlung wirkt. Major Eras und Leutnant Kulig auf Dienstreise kurz bei mir, sehr freundlich und in der Art, wie sie einen ansehen, so, wie man kurz auf jemand blickt, den man preisgegeben hat.

Ich grübele, wie ich Renerle noch einen Ausgleich schaffen kann, nun so vieles, – alles für sie aufhört. Ach, wie wenig ist es, zumal es ja kaum noch etwas gibt, was man als Geschenk in Berlin zu kaufen bekommt. Vielleicht durch Horst Coenen noch einen restlichen guten Radioapparat von seiner Firma? Oder Wein, daß sie sich nun mehr Gäste einladen kann. Aber auch Wein gibt es nicht mehr. Oder einen Hund? Aber einen Hund kann man in Berlin jetzt zu schwer durchfüttern. Bleiben wird ein Zeitschriften-Abonnement. Hanni bedarf eines Ausgleiches nicht mehr.

Ach, wessen Wunden von uns dreien mögen am größten sein? Und kann Hanni noch – gewinnt Deutschland den Krieg – jemals auf ein Wiedersehen mit Brigitte hoffen?

Und in alledem das Gefühl, daß meine quälend schwere Arbeit am „Ewigen Haus“ sofort unverändert weitergehen muß, wenn ich zu Hause bin – auf diese bedrückende, ängstigende Weise zu Hause.

Ein so zukunftsloses Leben muß tief in der Eschatologie münden. War es nicht, als ich im Mai vom Urlaub nach Botosani zum Divisionsstab kam, auf der Truppensuche, ganz ähnlich wie eine „sichtbare Fügung“, wie seinerzeit mit Renerle, Staatssekretär von Kühlmann und Professor Burckhardt-Genf? Was meint Gott gerade mit diesem Mittel der durchkreuzten „sichtbaren Fügung“, mit diesem Mittel, an uns zu handeln?

Mittags Flieger und Beschuß. Die Scheiben der Schulfenster zitterten.

Sehr freundlich auch hier die Berührung mit anderen Einheiten.

Diesmal waren es u. a. ein junger Feldwebel und ein Unterfeldwebel von den Musikern unseres I. R. 178, jetzt zurückgezogen, und einer unserer der fechtenden Truppe zugeteilten Kolonnen (8/176) unterstellt. Der eine, ein besonders netter Kerl, der Sohn vom Stationsvorsteher auf dem Bahnhof Nikolassee, der andere „das Schlagzeug“ von meinem lieben Glogauer Stadttheater; der war auch oft in Beuthen gewesen.

Nachmittag in Sonne und Wind.

Vor dem Abend, an dem – da keine Verdunkelungsmöglichkeiten vorhanden – Arbeit nicht möglich war, hatte mir ein bißchen gegraut. Und nun wurde es durch den hiesigen Kameradenkreis ein so netter Abend. Es waren auch noch zwei ernsthafte Musiker dabei, ein Musikstudent und ein Pianist; wir unterhielten uns, mit einer Flasche Henessy und Zigaretten auf dem Stroh hockend, ausgezeichnet; aber gerade auch wieder die einfacheren Kameraden hörten mit jener Intensität zu, die mich nun schon so oft gerührt hat. In einer anderen Ecke der Schulklasse eine Kartenspielerrunde ums abgedunkelte Licht – diesen einen Raum hatte man verhängt mit Mänteln, daß wir Kerze und Petroleumlampe brennen konnten –, und überall halblautes Singen und Pfeifen; dort ein Stückchen aus Glucks „Orpheus und Eurydike“, da Rossini; dieser aus der „Figaro“-Ouvertüre, jener Puccini – und alles so zerlumpte Frontsoldaten; es hatte einen großen Reiz; und menschlich war's von großer Wärme, namentlich was Arthur P., den Nikolassee, anging.

Wie er nun hörte, wie ausgezeichnet wir uns unterhielten, setzte sich der Musikmeister, der den Kartenspielern zugesehen hatte, zu uns; und nun stellt sich heraus, daß er bis zum Dunkelwerden im „Vater“ gelesen hatte, den er von Hauptmann Alpes erhielt. Es bleibt schon sehr seltsam mit dem Buch.

So schlief ich nun diese Nacht auf einem Lager mit einem Nikolassee.

19. September / Freitag

Sehr kühl. Graues Gewölk. Manchmal verhüllte, verhaltene Sonne. Wir hocken wieder zusammen auf einem Fleck, und ich schreibe.

Es sieht aus, als müßte ich heute noch hierbleiben. Die Telefonvermittlungsstelle scheint nun doch nicht abgebaut zu werden. Die anderen hier brechen hoffentlich auch noch nicht auf. Immer wieder bilden sich so nette kleine Gruppen um mich, und es gibt wieder die rührendsten „Vater“-Bestellungen.

Am Nachmittag brach Sonne hervor. Die Kühle blieb.

Ich versuche natürlich auch, so aufgeschlossenen Menschen andere verbilligte Bücher, so weit überhaupt noch welche aufzutreiben sein könnten, zu vermitteln.

Und was für Gespräche gerade wieder mit den jungen Vätern. Oft muß ich denken: „Meine lieben, lieben Kameraden –“, so wie Balzacs Père Goriot sagt: „Wo sind meine Kinder, meine lieben, lieben Kinder –“.

Ich weiß nun längst, daß ich in all meiner Scheu, inneren Krankheit und Zerrissenheit doch eine starke Wirkung auf Menschen habe; auch bin ich nun durch die Kameraden zum Erzähler geworden, und so sehr es mich noch befremdet, würde ich nun nach dem Kriege, hat nicht alles sich geändert, zu meinen Lesern sprechen, zu ihnen reisen, wie sie es wollen seit Jahr und Tag.

Wie haben die Kameraden an diesem Abend wieder um mich gesessen; und wieder ist es gelungen, sie alle sehr bald selber zum Reden zu bringen.

Sehr kühler, sternenreicher Abend. Frostnacht.

Nachts ziemlich heftiger Luftangriff, sehr nahe. Die Scheiben zitterten.

20. September / Sonnabend

Kühle, Glanz und Klarheit. Bald aber Kälte, Trübheit, Lichtlosigkeit. Sowohl ich wie die neuen Kameraden beim Aufbruch.

Noch einmal eine Morgenrunde von Herzlichkeit und Aufgeschlossenheit. Ich sehe nun doch alles schon als Abschied an. Wie ist das alles möglich, was sich da an Menschlichkeit und Zuneigung in so wenig Stunden enthüllt.

Zu allen, von allem kann ich frei reden: nur nicht zur Judenfrage. Hier sehr ich, daß die Propaganda ihr volles Werk geleistet hat. Doch wüßte ich, daß ich durch das Erzählen von Einzelschicksalen die Augen und die Herzen öffnen könnte. Dies aber darf ich als Soldat nicht.

Um 10 Uhr Rückkehr zum Stabe. Wieder nach der kurzen Abwesenheit so warme Begrüßung. Selbst der neue Dolmetscher: „Es ist eine so völlig andere Atmosphäre, wenn du da bist.“ Das alles erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Es macht alles andere als eitel.

Nachmittags brach der Stab in die nächste Stadt auf. Kommandantur und Adjutantur blieben zurück, weil der Bus noch nicht von der

Reparatur bei der Werkstattkompanie zurück ist. Wir hatten schon wieder einmal alles gepackt. – Mittags Luftangriff eines Bombers, der in der Nähe abgeschossen wurde. Ich sah die Rauchwolke. Manche sahen sich die Trümmer und die Toten an.

Brief von Margot; von Hermann Anders Krüger; ich hatte ihm als dem Verfasser der Brüdergemeine-Erziehungsromane „Gottfried Kämpfer“ und „Kaspar Krumbholz“, in denen Vater als Student in einer Episode vorkommt, zum 70. Geburtstag gratuliert. Krügers Antwort ist eine rechte Enttäuschung.

Große militärische Fortschritte.

21. September / Sonntag

Kobeljaki

Bronzener Sonnenaufgang. Kalter, rauher, grauer Sonntag. Fahrt durch welkende Sonnenblumenfelder.

Aus der Ferne, recht schön, bei Höhen, in Bäumen: Kobeljaki, eine helle Stadt, Gogols Stadt. Auch in ihr, trotz all der geschlossenen Läden und des öden Marktplatzes, der wirklich nur kahler Marktplatz mit Schuppen und Bänken ist, viele ältere, weiße Häuser, nur Erdgeschoß, auf hügeligen Straßen, mit Gärten. Für uns als Büro und Quartier ein dreiflügeliges altes Küsterhaus mit von wildem Wein umrankter Holzveranda, zuletzt Kinderheim gewesen; in Schränken noch die Knetarbeiten der Kinder, darunter auch Tanks. Bild: Stalin als Kinderfreund. –

In der Stadt, in veralteten bürgerlichen Verhältnissen, lebt noch einige Intelligenz. Ein alter Arzt sagte zu Peter S., wie im Gegensatz zur Propaganda und in Wirklichkeit der Geburtenrückgang in Rußland sei. – Die Straßen dieser Stadt meist ländlich, ungepflastert. Fensterläden und hübsche große Kassettenfenster.

Wir haben uns zwei Stuben sauber hergerichtet, auch mit einem Asternstrauß zum Sonntag. Heinz Foelsche, als Meldereiter unser Gast, hat sich so wohlgefühlt.

Da aus Hannis Briefen hervorgeht, daß Frau Foelsche nun alles weiß, konnte auch ich nun endlich mit ihm offen über meine Situation sprechen, und es war alles so positiv, wie erwartet.

Zweimal Post – denn wir liegen hier mit der Feldpost zusammen –, fünf Briefe von Hanni; der letzte sogar schon vom 9. September. Nun sind doch wieder schwerere Luftangriffe, auch der Russen, auf Berlin; und Hanni schreibt nun schon vom Gelben Stern, – genau, wie ich ihr schrieb: wie sie noch einmal einen Schritt für sich versuchen wird; wie das Schwergewicht dieses Schlages auf Rennerle

ruht. – An dem Reflex auf die wenigen, die es wissen – Krüger, Foelsche –, sehe ich, wie unfaßbar es ist. Aber die Propaganda hat restlos gesiegt – durch die Gedankenlosigkeit der Menschen; sind ihnen die Augen geöffnet, ist ja Gefühlslosigkeit kaum je einmal der Fall. Ach, und das Wissen um die Ohnmacht.

Pater Georg schrieb mir, von Schloß Sigmaringen, von den katholischen Hohenzollern, wieder so herzlich. Auch sonst viele Briefe, darunter auch von Erhard auf seinen Geburtstagsbrief hin: von großem Erfolg; sensible Meditationen; verbindlich – gerade in seiner Sensitivität und Herzlichkeit.

Wofür, wofür will man sich freie Hand schaffen, indem man die Mischehen-Soldaten aus dem Heer entläßt, um ihnen nicht verpflichtet zu sein: auch denen nicht, die schon Polen, Frankreich, den Balkan, Rußland mitgemacht haben. Zunächst könnten es Wohnungs-, Grundbesitz- und Vermögensfragen sein.

(In München wohnen die Juden in Baracken.)

In alledem bin ich innerlich ganz frei geworden, ich, der ich so an alledem hing; und Hanni ist es wohl längst.

Zum dritten Male Post!

In diesem Orte sehr viel Militär.

Jüdische Frontkämpfer aus dem Weltkrieg dürfen Abzeichen und Auszeichnungen nicht mehr tragen! – Das Heer weiß nicht, was es verliert, indem es in dies alles willigt.

22. September / Montag

Grau, doch milder.

Ordnung, planmäßige Arbeit, unerschütterliche Freundlichkeit der Atmosphäre in unserem engeren Kreise.

Eine Begegnung, die mir viel Freude machte: gestern abend taucht wieder einer der vielen Durchgänger auf Truppensuche auf, die durch unsere Adjutantur müssen. Nachtlager hatte er; da er aber – von Leutnant Kulig bis zu mir – einen derart sympathischen, soldatischen Eindruck auf uns machte, luden wir ihn heute gleich zum Frühstück ein. Und wieder beim Namen Klepper das: „Doch nicht etwa Jochen?“ – Und da war's der Pastor, Paul Gerhardt Möller, zu dem Bildts jeden Sonntag in die Kirche gehen, dem sie oft von mir erzählten und der vor drei Jahren Frau Bildt getauft hat. Wir schrieben gleich zusammen an Bildts. Das Wort, das er als Pastor zu dem Neuen, Schweren für Bildts und uns zu sagen hatte, tat – obwohl ich allein mit allem fertig werde – doch sehr wohl: „Euer

himmlischer Vater weiß“ –, aus Matth. 6, dem gestrigen Sonntagsevangelium. Leider war diese Begegnung doch sehr kurz. Er erzählte mir, daß leider die Divisions- und Kriegspfarrer ganz in dem Offiziersbetrieb aufgehen.

Ein anderer Durchgänger berichtete mir, er komme aus einem Ort, in dem die Juden 200 Volksdeutsche umgebracht hätten; 4000 Juden seien erschossen worden.

Wieder viel Post, auch freundliche Päckchen, von Schlochow, P. Dannenberg, Moltkes.

Der fehlende Brief von Hanni. Ein neuer. Hanni braucht den Gelben Fleck nicht zu tragen. – Rennerle kommt frierend aus der Arbeit heim, isst eine Kleinigkeit, geht ins Bett, weint fassungslos. Diese Ohnmacht, diese Hilflosigkeit, – diese Sinnlosigkeit, ihr nur auch noch eine kleine Freude machen zu wollen.

Daß die Frauen in Mischehe vom Gelben Fleck ausgenommen sind, läßt mich zum erstenmal im Zusammenhang mit den neuen Heeresverfügungen einen positiven Gedanken denken. Das Heer hat für die nicht arischen Angehörigen seiner Soldaten nichts erreichen können. So erklärt es nun auf diese Weise: dann können wir solchen Männern auch nicht zumuten, im Felde zu bleiben. Aber die Frage der Formulare, die zudem auch nun noch den Männern von Mischlingen für die Unterlagen des Divisionsgesuches auf Sondergenehmigung gelten: „Jüdische Verwandtschaft der Frau in Deutschland und Verhältnis zu diesen Verwandten?“

P. Dannenberg schreibt: „Bei den Besuchen bei Angehörigen von Gefallenen und bei den Gedächtnisfeiern für die Gefallenen hat mir und den Leidtragenden das Wort aus dem Schluß Ihrer Skizze ‚Die grüne Maske‘ im ‚Eckart‘ sehr geholfen.“ –

Vor der Einfahrt in diese Stadt eine eingestürzte Brücke. Organisation Todt, Arbeitsdienst, Straßenbau- und Brückenkommandos in besonders großem Einsatz. –

Foelsche ist auch heute bei uns. Gerade erhielt er Brief und Zigaretten von Hanni. An mich schreibt Hanni: „Bomben in 100, 200 m Entfernung von Foelsches Haus.“

Von 1/2 7–8 war Eras bei Ninas und mir. Bescheid des Wehrmeldeamts, ich müsse unverzüglich entlassen werden. Laut Major Krüger ist dadurch der Antrag der Division durchkreuzt, vor der Antwort. Warum bekam Major Eras nicht den Durchschlag zu sehen? Aber nun diktierte er sofort neuen Antrag, mit allen Formalitäten, über Division an OKH. Ferner: Schreiben an meinen Kommandeur

in Fürstenwalde; drittens, das Erstaunlichste: sehr privates, militärisches, juristisches Schreiben an Görings Neffen und Adjutanten Hauptmann Friedrich Karl Göring, daß Göring um sein Eingreifen gebeten werden soll. – Das militärische Urteil über mich konnte Eras natürlich nicht in meiner Gegenwart diktieren; immerhin sagte er mir, daß, in den dem Nachschub gezogenen Grenzen, bei mir auch die „Bewährung vor dem Feinde“ vorliege. – Was auch gegen ihn gesagt werden mag: mir gegenüber bleibt Eras völlig konsequent.

Wache mit Erich Franke. Dunkel, milde und trübe. Die Gespräche mit anderen Wachtpostenkameraden: den 19jährigen kleinen Kerlen vom schlesischen Arbeitsdienst.

Italienische Truppen. Teile der Division sollen von ihnen abgelöst werden?

23. September / Dienstag

Szokolowa Balke

Aufbruch. Vor der Stadt wieder eine eingestürzte Brücke. Überschreitung des kleinen Flusses Worskla auf Pionier-20-t-Brücke. In starkem Vormarsch die Division mit dem Berliner Bär. Augenblicke starker Sonne. Sonst so kalt, so grau, so leer. In der Sonne aber noch einmal sehr schön auf den Höhen – zerrissen wie ein Flußufer, als sei auch hier einmal ein großer Fluß hindurchgeströmt – in der armen, kleinen Russenstadt droben frühe Barockkirche mit fünf runden, einem spitzen Turm.

Sümpfe, Teiche, Schilf, Pappeln, Weiden, Erlen – dann Kiefern und Sand. Und dann nur kahle Weite, verbrannte Häuser, viele tote Pferde (an einer Stelle, bei besonders vielen hatte beim Bombenangriff unsere 6/176 gelegen). So weit, so kahl, so leer. Zum erstenmal, im Frieren innerlich und äußerlich, spürte ich, was es heißt, den warmen Körper eines guten Kameraden neben sich zu haben.

Unterwegs noch Flakfeuer auf russische Flieger, von denen auch welche abgeschossen wurden. Sie bombardierten, tieffliegend, sehr beharrlich die stark belegte Hauptvormarschstraße, die wir auf schlechten Wegen umfuhren. Viele Einschlagtrichter.

In diesem elenden, verzettelten, freudlosen Ort brannten noch manche Häuser. Brandplättchen waren abgeworfen worden.

Bald nach unserer Ankunft – in tiefem, verwegendem, herausforderndem Fluge vieler Flugzeuge – heftiger MG-Angriff auf unser, von verschiedensten Truppen vollbelegtes Dorf. Brand eines Hauses.

Schlechtes Quartier bei unfreundlichen Frauen. Aber unsere Ordnung siegt. Foelsche, sehr teilnahmsvoll an all dem für ihn Neuen, weiter bei uns: gerade jetzt noch einmal, wo hier Schluß für mich wird. Alle, die es wissen, so nett zu mir.

Heute schreibe ich an Hanni, daß ich komme.

Die Forderung meiner Entlassung vom 2. 9. 41 – dem Tag meiner schriftstellerischen Sondergenehmigung 1937. –

Frühe Dunkelheit, heulender Wind.

Daß man so ruhig ist. –

Aus einem selbst ist es nicht. –

Wie stehen in meinem Leben Ordnung und furchtbare Wirrnis einander gegenüber.

Aber nun habe ich auch ein Neues, Positives erfahren: daß ich unter die Männer passe. Wie haben sie mir ihr Bestes erschlossen. Der Abschied wird mir nicht leicht gemacht.

Was war es auch heute wieder für ein schöner Abend um unsere kleine Lampe: wir, Peter S., Foelsche, ein so netter, fremder junger Oberschirrmeister, Berg.

Nun, am Ende meiner Soldatenzeit, genau wie am Anfang bin ich auf einmal wieder immerzu mit Heinz Foelsche zusammen.

Wir gehören jetzt zur IV. Armee.

Unser Dnjeprübergang und das Mirakel des Munitionstransportes über den Dnjepr gehören in die gewaltigste Umfassungsschlacht, die je geschlagen wurde: um Kiew. Jetzt werden die gewaltigen Ziffern bekannt, die diesen Sieg bezeichnen.

Kühle Nacht.

24. September / Mittwoch

Der Glanz des Septembermorgens siegte noch bis zum frühen Nachmittag. Dann war es grauer. Große Kühle.

Hauptmann Cartheuser hatte heute hier einen nicht gar so leichten Autounfall. Dadurch konnte ich ihn leider nicht mehr sprechen.

Mein Aufbruch ist für den 27. September festgesetzt, da ich doch meine Arbeit ohne das dienstliche Material zu Ende führen und dafür einen Abschluß finden, Übergaben vornehmen muß.

Von Hanni nicht, sonst aber sehr viel Briefe, namentlich wieder von Pastoren; auch den „Neidenburgern“; auch Vertonungen. Aus allen sehe ich klar: wie alles *wirkt*, was ich schreibe; nun auch schon die kleine Skizze „Die grüne Maske“. Als Soldat kann ich ja nun nichts mehr veröffentlichen. Ich, der ich gerade hierin so nüchtern

bin, erkenne: Wirkung auch jeder persönlichen Begegnung. In der Zerrissenheit meines Lebens steht fest: ich habe die Botschaft des Evangeliums, und sie wird gehört.

Ich kann nicht wie andere, wenn sie aus dem Kriege heimkehren, sagen: „Nun beginnt ein neues Leben.“ In welches irdische Dunkel gehe ich! Aber an einem zweifle ich nicht: ich darf auch Evangelist sein, was auch kommt.

Möchte es Hanni und Rennerle innerlich nicht belasten, daß ich nun komme. Wieder zusammen zu sein, wird das andere zurückdrängen. Und für Hanni wird es leichter sein als die bisherige Unklarheit meiner Situation, Soldat zu sein, ohne es sein zu dürfen.

Frühzeitig Flieger sehr nahe mit Bombenabwurf und MG-Feuer. Mittags MG-Beschuß des Dorfes durch Flieger im Tiefflug.

Wir marschieren jetzt wieder stark in Richtung Poltawa.

Das ist für mich der letzte Aspekt hier. Werde ich noch einmal Soldat sein?

Immer mehr scheint mir das Leitwort meines Lebens „Überwindung“ zu werden. Überwindung im Sinne von Römer 8.

Aber welche Verheißungen sind über die Überwindung ausgesprochen.

Noch weiß ich nicht, welche neue Überwindungen von mir gefordert werden. Aber ich weiß schon vorher jene Verheißungen.

Das Dorf füllt sich immer mehr mit Infanterie, Italienern, gespannten Kolonnen.

In der Sonne des Tages kämmt und lausten sich die Frauen – was wir schon oft sahen – vor den Türen. Auch die Landser. Mit der Verlausung wird es nun recht schlimm bei uns.

Vor all den „klassizistischen“, meist turmlosen Holzkirchen, die wir sahen, die Rednertribüne für die politischen Veranstaltungen. Heute, zum Abschied („Jeder Tag, den unser Jochen jetzt noch da ist, ist Festtag“), erzählte ich nun all die schönen Beuthener Geschichten.

Die Front ist etwa 30 Kilometer, 20 Kilometer von uns. Die Russen scheinen sich eingekreist zu glauben und machen an verschiedenen Stellen – sie stehen aber nur einer dünnen Linie, keinem Kessel gegenüber – Durchbruchversuche. Die rasche Munitionslieferung mit allen Mitteln spielt wieder eine große Rolle. Man war heut bei den Offizieren hier wieder recht nervös, glaubt aber an die Entscheidung bis Mitte Oktober. (Nach Kobeljaki ist uns jetzt die Panzergruppe Kleist gefolgt.) Sie scheint im Donezbecken, dem

nahen Industriegebiet, zu fallen. In den beiden Kesseln, in die der eine große geteilt ist, ist nun die Zahl der russischen Gefangenen auf 500 000 gewachsen.

Dennoch war diese Nacht noch einmal gefährdet. Ich hatte wieder einmal Telefonate aufzunehmen. Am weitentlegenen Ende des Dorfes, bei der Kirche, bei der Telefonvermittlung des Armeekorps, Dresdnern, die mich zu Nacht und Frühstück freundlich aufnahmen. Zweimal in der Nacht, um 12 und 1/2 4 mußte ich mit Meldungen, die wieder außerordentliche Forderungen an den Nachschub stellten, den weiten Weg durch die große Sternennacht machen: auch dies ein Abschied.

Die Durchbruchsfahr war in dieser Nacht doch wieder so groß, daß auch bei dieser Korpsabteilung diesmal erstmalig Sicherheits- und Meldeposten aufgestellt wurden. Am Morgen war alle Gefahr wieder gebannt. In der Nähe auch die 295. Division wieder völlig Herr der Lage.

25. September / Donnerstag

Septembervollmond. Weiter Telefonwache. Aber ich kann in der Sonne im Freien sitzen, lesen und schreiben. Wie gute Gespräche auch mit diesen fremden Kameraden. Immer wieder bin ich erstaunt über die große Anzahl derer, die mit älteren Frauen verheiratet, und zwar glücklich verheiratet sind. Zum erstenmal unterhielt ich mich auch – recht verbindlich und fast gesellschaftlich – französisch mit italienischen Kameraden. Foelsche besuchte mich in meiner Verbannung hier.

Heute ist Margots Geburtstag. Ich habe sehr zeitig gratuliert und meine Kriegsskizzen geschickt, da sie ja an meiner soldatischen Existenz wirklich großes Interesse zu haben scheint.

Den Italienern imponiert am deutschen Soldaten vor allem das „Freie“ seines Auftretens; ihr Haupteindruck von der russischen Armee ist: die Ordnung des Rückzuges, die dem Feind nichts zurückläßt. – Von Spannungen zwischen italienischen und deutschen Verbündeten hier nichts zu merken. Alle Gespräche mit Kameraden nehmen eine so schöne menschliche Wendung. Überall aber konstatiere ich den fast völligen Sieg der antisemitischen Propaganda. Man reflektiert nicht mehr. „Die Juden müssen weg.“

Furchtbares von Augenzeugen der rumänischen Pogrome gehört: kein Unterschied gegenüber Frauen und Kindern, Kranken, Alten.

Am späteren Vormittag wieder beim Stabe. Und noch einmal mit

dem Krad an anderem entlegenem Dorfteil beim Feldpostmeister, der, ein freundlicher, älterer Mann, mich am Sonntagvormittag in einem der Feldpostautos die 100–150 Kilometer zum nächsten Bahnpunkt mitfahren läßt.

Von dort aus habe ich Verbindung nach Lemberg. Damit ist schon viel geklärt.

Einen Teil meiner Sachen kann ich schon hier beim Feldtruppenteil abgeben und abbuchen lassen.

Überall nur die eine, mir unangenehmste Deutung für meinen Weggang: Anfang besonderer militärischer Laufbahn. – Das ist sehr bitter, wenn es auch einen wohltuenden Kern enthält.

Welche Zartheit, Kühle, Weite, welch bronzenes Licht über den verblichenen Bäumen und Maisfeldern. Gewaltiger, klarer Sonnenuntergang, zarter, klarer Aufgang der schmalen Mondsichel, die ich nun nicht mehr über Rußland sich füllen sehen werde. Aura des Mondes.

Mit Ninas, Grumbkow, Erich, Ali, Hülsekopf auf der ersten der drei Sicherheitspatrouillen, die für diese Nacht wegen Durchbruches vereinzelter Russengruppen aufgestellt werden mußten (wie vorher die Rumänen, halten nun auch die Italiener nicht stand, obwohl sie einen so viel soldatischeren Eindruck machen. Dabei haben sie nur von uns Erobertes zu halten).

Viel Artilleriefeuerschein, viel Grollen, Flieger, Flieger, Bomben, Leuchtkugeln am bestirnten Firmament. Glanz, Klarheit, Kühle.

Leutnant Kulig, der spät von seiner Fahrt, wie er sie täglich zur Wegeerkundung unternimmt, zurückkam, sagt, auf der Vormarschstraße werde jedes Fahrzeug einzeln im Tiefflug angegriffen.

Keine deutsche Flak, keine deutschen Flieger hier.

Wir hatten auch ein Bauernhaus mit sechs elenden russischen verwundeten Gefangenen, darunter Panjes, zu bewachen. Einer starb in der Nacht. Ich sah ihn noch tief schlafen. Sie lagen auf gutem Stroh, in Decken.

Meine Papiere von der 5/176 für meine Entlassung sind da. Von Hauptmann Cartheuser konnte ich nun seines Unfalls wegen keinen Abschied nehmen und muß ihm schreiben.

26. September / Freitag

Schirkowka – Michaelowka

Nun geht es doch noch einmal weiter; aber die Feldpost, nun für mich das Wesentliche, rückt ja entsprechend mit.

Es wird die bisher kriegerrischste Fahrt: die Kfz dürfen nur einzeln fahren, so starke Fliegergefahr.

Zwischen 9 und 10 Uhr morgens erlebten wir einen schweren Luftangriff, auch in unserer nächsten Nachbarschaft Einschlag und Brand. Besonders heftig der MG-Beschuß, daß es auch im Hause sehr unbehaglich war. Es loderte und qualmte in den grauen, kühlen Morgen.

Stabsarzt und Sanitäts-Unterroffizier unterwegs zu den militärischen und zivilen Verwundeten. Die Frauen und Kinder sehr erregt.

Auch jetzt in der Kühle haben die Kinder nur ihre zerfetzten Hemden, sonst nichts als Kleidung.

Übersiedlung nach Michaelowka.

Glanz, Kühle, Bronzelicht.

Verdorrt, erfrorene, verwelkte Mais- und Sonnenblumenfelder.

Viel tote Pferde; eine Protze mit vier Pferden, Dörfer in grünen Senken. Zerschossene Kuppelkirche. Bänke und Wartehäuschen an der riesigen Straße. Viel Kfz-Verkehr (Sankas).

Aber wir bekommen keinen Fliegerbeschuß.

Ungeheure Menge von Schildern.

Zwei Stunden Irrfahrt mit dem Bus übers Ziel hinaus – bis zum Gefechtsstand von Ia!

Vor Dunkelwerden noch in Michaelowka; großes Dorf, recht grün. Hügel. Sauberes, kleines, freundliches Quartier, richtige Stube mit Heinz Foelsche und Peter S.

Friedlicher Arbeitsübergabeabend mit Franke, da ich kein Originalmaterial mitnehme.

Alle ums Lämplein auf der Kommode.

Mein letztes Quartier. Abends Bombenabwürfe. Abendregen.

Manches Gehöft ist freundlicher durch Birkengruppe oder Birkenreihe. Peter meint, in den kleinen Waldungen künde sich nun schon das nördlichere Rußland an.

So bin ich nun genau bis in die enge Umgebung von Poltawa, das gerade fiel, gekommen.

27. September / Sonnabend

Michaelowka

Klarheit, Kühle, Sonne, Wind. Der Sonnenaufgang: ein Barock-Deckengemälde. Einen nächtlichen Bombenangriff haben wir im tiefen Schlafe überhört.

Der Tag, nachdem alles Arbeitsmaterial, das hierbleiben muß, exzerpiert oder übergeben ist, gehört den Schlußerledigungen auf den diversen Schreibtuben, Abrechnungen, Personalindigen, Abschiedsbesuchen, und alles geht in Ruhe vor sich.

Ich reise mit einem Minimum an Soldatengepäck, da ich so viele Sachen schon hier abgeben und abbuchen lassen durfte. An meinem Abschied wird rührend gearbeitet: meine „Familie“ ist von früh an neben ihrem Dienst am Werk; man kocht mir so mühsam aufgetriebene Eier, läßt für den Abend zwei Gänse braten; die guten Freunde von der Küche braten drei große Entenbouletten für die Reise, spendieren Zucker, der so rar ist; der Verpflegungsoffizier und Verpflegungsstabsfeldwebel erklären, daß mein Verpflegungssatz natürlich etwas reichlich ausfallen würde. Was drücken überhaupt all diese kleinen, materiellen Dinge aus. Dieser Abschied ist ja überhaupt eine große Bestätigung für alles Vorangegangene – dabei haben die Verabschiedungen erst begonnen.

Die Offiziere und Beamten wissen also Bescheid. Man ist, soweit dies möglich ist, noch netter zu mir. Ich denke, daß Renerle mit dem Gelben Fleck Ähnliches begegnet. Wie werde ich das Kintlein finden? Wie wird Hanni aussehen?

Über die Möglichkeiten ziviler Folgen für mich und meinesgleichen hat sich hier niemand Gedanken gemacht. So herzlich und so gedankenlos. Das kennzeichnet nicht nur die Situation hier.

Außer mir ist in all den Kolonnen und Kompanien des Nachschubes nur ein Mischling, Obergefreiter, E. K. II, betroffen. Der ist schon unterwegs.

Der „guten Führung“ wegen werde ich in Krad-Beiwagen oder PKW zur Feldpost gebracht.

Eben kehrt ein „Blumen-Spähkommando“ zurück, und Ninas, mit dem ich mich nun duze, übergibt mir ein Wasserglas mit zwei späten Sonnenblumenknospen und ein paar kleinen, letzten Studentensblumen.

Noch ist alles erleichtert dadurch, daß ja noch der Antrag auf Sondergenehmigung läuft, obwohl für ihn die militärische Unabkömmlichkeit entscheidend sein dürfte – bei Offizieren war dies der Fall –, die nicht vorliegt. Aber es mildert den Schlag für Hanni und Renerle.

Mit Foelsche bin ich nun bis zum Schluß zusammen. Wie sie mich alle beneiden. – Das ist sehr schwer. Man rechnet noch mit zwei Jahren Krieg.

Nun muß der Engel sein Letztes tun.

Wie waren wir gerade in diesen letzten Tagen erhöhter Gefahr behütet, namentlich gestern, als man Schweres erwartete.

Nun heißt es bis zum Aufbruch nur noch: Abschiede!

Neben meinem Taufspruch ist das stärkste Wort in meinem Leben geworden: „Laß dir allein an meiner Gnade genügen!“ Mit dem ziehe ich heim – an den Ort, den Gott mir bereitet hat.

P. Plate, der von meiner Entlassung und ihren Gründen gehört hatte, kam mich besuchen, recht bedrückt über die wachsende Niederlage des siegreichen Heeres gegenüber der Partei.

Der Abschiedsbesuch bei Major Eras stellte alles Vorangegangene in den Schatten. Und das bei diesem kühlen Mann. So konsequent bis zum Schluß. Zwei Äußerungen waren mir wichtig: „Wer den ‚Vater‘ geschrieben hat, hat einen solchen Anteil an der Heranbildung des Soldatentums, daß er, erst einmal Soldat, auch Offizier werden müßte.“ Und: „Ich möchte einmal die Welt mit Ihren Augen sehen – so individuell und so objektiv-gütig.“ Er erklärte mir noch einmal die operative Lage vor meinem Weggang. Noch hofft man auf den Rußlandsieg im Oktober. –

Die ganzen Abschiedsbesuche waren doch noch so recht ein letzter Rundgang auf der Pilgerfahrt des Herzens.

Ostrolenka – Fontanele – Michaelowka – ein Abschied war immer noch mehr als der vorhergehende.

Als ich von den Besuchen zurückkam, hatte die „Familie“, so streng nach meinem Muster, den „Tisch für besondere Gelegenheiten“ gedeckt: mit unserem armen Soldatengerät, den requirierten Tellern aus Parteibüros, den letzten Blumen und Kerzen.

Leutnant Kulig stiftete eine letzte Flasche Burgunder aus seiner Eisernen Reserve. Aber leider mußte ich noch einmal zu Hauptmann Benz, 2. Kolonne, fahren, da der PKW doch nicht, wie vorgesehen, für mich verfügbar. Ich war erst spät zurück. Mir war's ja auch kein Abend zum Feiern. Aber den Kameraden. –

Und noch eine letzte Kalamität. Der Verpflegungswagen ist nicht rechtzeitig zurückgekehrt, und ich muß ohne Proviant abfahren. Das löste noch einmal großen Opfermut bei den Kameraden aus, die mir ihre kleinen Quanten Sonntagsverpflegung großenteils mitgaben.

Noch zwei Briefe von Hanni. Aus großer „Sehnsucht, Einsamkeit und Bangigkeit“. Manchmal unterschreibt Hanni mit „Bora“.

Renerle hat sich zwei Tage, ein Wochenende, vor dem „Gelben Fleck“ noch einmal „wahrgenommen“. Ich danke Gott für diese jugendliche Reaktion. Aber in welche Leere und Freudlosigkeit geht nun das Kind; und diese wären das mildeste Los –!

Aber da sind „mein“ Spruch und der Taufspruch für das Kintlein –!

Hannis Taufspruch redet nur vom Kampf des Glaubens.
Aber unser Trauspruch von der Freude und Sorglosigkeit. –

28. September / Sonntag *Szokolowa Balke – Feldpostamt*

Um 1/4 5 zum Aufbruch aufgestanden. Die Kameraden hatte ich beschworen, liegen zu bleiben, aber zum Abschied krochen sie doch hervor, und der gute Fritz Krüger kam sogar aus seinem Quartier herüber und schenkte mir, ein wirkliches Opfer jetzt, eine Schachtel Zigaretten, Ninas, Foelsche, Krüger – alle ließen sie sehr bewußt Hanni und Rennerle grüßen. Der kurze Abschied von Leutnant L. war eigentlich innerlich leer; um so herzlicher war der – dritte – Abschied vom Stabsarzt. – Morgen ziehen sie alle weiter.

Der Westhimmel war unruhig und grau. Am Osthimmel ging die rote Sonne auf und warf roten Widerschein auf die Strohdächer und Lehmmauern der Hütten auf den westlichen Hängen und Höhen des Dorfes.

Der PKW des Stabsarztes brachte mich nach dem fünf Kilometer entfernten unteren Ortsteil, Schirkowka, zur 2. Kleinen KW-Kolonie (die mir für meine Arbeit das meiste Material geschickt hatte). Dort wurden schon die LKW fertiggemacht. Ich bekam noch warmen Kaffee, und wir fuhren los – wieder auf der weiten, breiten, öden Straße, in Kühle und Glanz. Meine Gedanken waren mit einer auch mir bis dahin noch fremden Gewalt erfüllt von „Befehl du deine Wege“, insbesondere der Strophe „Ihn, ihn laß tun und walten –“.

Es ist der seltsamste Aufbruch. Nichts scheint, menschlich gesehen, sinnloser als diese abgebrochene Soldatenzeit im Felde.

Ich muß immerzu zurückdenken: das Absterben aller freien künstlerischen Berufe in Breslau; die Funk-Entlassung in Berlin; die Ullstein-Kündigung; der Ausschluß aus der Schrifttumskammer – jedesmal ging es um die ganze Existenz. Und wie hat immer wieder Gott alles gewendet.

Heute vor sechs Jahren zogen wir nach meiner Ullstein-Entlassung ins neue Südender Haus, in Hannis Haus.

Die Losung des heutigen ersten Tages der Heimfahrt ist: „Der Herr sprach zu Gideon: Friede sei mit dir! Fürchte dich nicht; du wirst nicht sterben. Da baute Gideon daselbst dem Herrn einen Altar und hieß ihn: Der Herr des Friedens.“ Richter 6, 23–24.

Wieder ein: „Fürchte dich nicht!“

So bin ich nun wieder in einem anderen Ortsteil des weitverzweig-

ten Szokolowa Balke. Die Feldpostleute nahmen mich in ihrer Scheune freundlich auf. Aber anderer Dispositionen wegen ist das Feldpostauto schon gestern zur Bahnstation Kremmentschug abgegangen. So muß ich nun zunächst noch mit weiterrücken, werde aber auf diese Weise vielleicht gerade als Abschluß Poltawa selbst berühren, nicht nur, wie zuletzt, das Kampfgebiet Karls XII. und Peters des Großen.

Ich versuchte noch – vergeblich – eine Mitreisegelegenheit bei dem hier liegenden Hauptverpflegungsamt; die fahren erst Freitag weiter. Bei dieser Gelegenheit traf ich aber unseren Verpflegungsoffizier, Leutnant Ziegert, den guten Schlesier Toni Werner und seine Verpflegungsstaffel, die mich sogleich mit Konserven und Broten verproviantierten, so daß ich nun doch nicht mehr ein Minimum an Gepäck habe. – Es ist ja jetzt verpflegungsmäßig sehr schwer, ohne seine Einheit unterwegs zu sein, zumal die Verbindungen zur und auf der Bahn noch so sehr schlecht sein sollen.

Neben der mäusereichen Scheune des Feldpostamtes – die Mäuse flitzen durch die MG-Einschußlöcher der Lehmwände – wurde eine recht ordentliche Bauernstube, Quartier eines italienischen Offiziers, frei. Dort suchte ich alter Quartiermacher mir gleich meine Unterkunft. Der Reiz der Stuben dieser Gegend ist: das Braun der Deckenbalken zu der weißgekalkten Decke, dem weißgekalkten Ofen. Man sitzt im Mantel; und friert.

Hier hängen auch jene grausig-kitschigen modernen Hinterglasbilder. Außer Gott, Maria, Jesus zum erstenmal – im Hinblick auf Volkskunst belanglos – auch Abraham mit Isaak und dem Engel. Das berührte mich trotz aller künstlerischen Billigkeit im Gedanken an Rennerle.

Heute schrieb ich nun schon von der Reise nach Hause: in Hannis Sehnsucht, Bangigkeit und Einsamkeit. Es ist eine schwere Reise – und doch darf man sie sich schon wieder nicht wegwünschen, wegfliehen.

Rauh und grau und kühl. Windig und streng. Flüchtiger Schnee. Nun sehe ich noch Schnee über Rußland. Alles verkriecht sich in den Mänteln. Ich sah die erste Wintersaat.

Süße, lachende Kinder gehören zum Hause, dessen Familie nicht unsympathisch berührt.

Ich bin so froh, für diesen Sonntag hier einen Platz zu haben. Noch beim Stabe zu sein, hätte ja nun keinen Zweck mehr.

Besuch von Feldpostleuten im Quartier, wo auch zwei bei mir schlie-

fen, nachdem ich den Abend bei ihnen am warmen Ofen in einem ihrer Autobusse verlebt hatte; ich ließ mir von ihnen – interessant und verständig – aus der ganzen Feldpostarbeit erzählen.

Die Feldpost ist auch der Hort aller, die auf der Suche nach einem Truppenteil oder einer Verbindung sind, von Lazaretten her meist. Auch bei der Feldpost nette Kerle (obwohl auch hier alle das Eigene als „Sauhaufen“ empfinden), mit denen man schon wieder einen guten kleinen Kreis bildet; und manchmal vergesse ich, daß es das letzte Mal ist.

29. September / Montag

Klimowka

Um 1/26 Verladen der Feldpost. Aufbruch, 50 Kilometer weiter zur Front, Richtung Poltawa. Kälte, Regen, Schnee, wieder Regen, Ode, Leere – nur einmal, nahe dem Ziel, Weiher und Wipfel im Grau. Steckenbleiben, Straßenverstopfung; noch einmal inmitten einiger unserer Kolonnen, aber auch anderer Divisionen; ohne Mahlzeit; Abgeschlepptwerden durch Raupenschlepper; sehr verspätete Ankunft in Klimowka, einem sehr großen Dorf, ganz im Grünen. Auch unser Stab kommt hierher. Das Dorf liegt voller Einheiten, wie einst Lugi, ist auch sehr von Fliegern heimgesucht, doch nicht jetzt. Etwas mehr „Wohlstand“. Die Feldpost kampiert abseits in großem, etwas soliderem, weißgekalktem Stall. Man teilte zum Abendbrot miteinander. Um 8 krochen wir ins Korn, in Feldpostsäcke, legten uns nahe zu einander. Nachts – und morgens – Bombenabwürfe, doch nicht sehr nahe. Ich sprach noch Lindemann, Sondermann und Durach von der 5/176. Wie sie einen alle beneiden: nach Berlin! Wie sehnsüchtig ich denke: zur Front! – hinter der, erhält Gott das Leben, eine so viel bessere Heimkehr steht, eine „normale“, sei auch alles für alle noch so schwer.

Unter dem Anormalen meines Lebens leide ich qualvoll.

„Laß dir allein an meiner Gnade genügen.“ – Jesaja 43, 1. –

Und heute in der Losung: „Du sollst mit einem neuen Namen genannt werden.“ Jesaja 62.

Heut, auf der Fahrt im Feldpostauto, saß ich auf einem Berg von Paketen: der heimgesandten letzten Habe von Gefallenen.

30. September / Dienstag

Heute: „Und ist bei Dir kein Ding unmöglich.“

Kälte und Reif nach dem Mondschein des gestrigen Abends. Gute Kameradenrunde am Morgen.

Bei der Postverteilung konnte ich noch Briefe für mich in Empfang nehmen: von Ihlenfeld, der sich als der treueste erwiesen hat und Früheres vergessen macht, und Professor Hermann. Nichts von Hanni und Rennerle. Doch ist dies ja nun die letzte Geduldsprobe.

Ich lese, sehr ergriffen, Maxim Gorkis „Aus meiner Kindheit“ aus einer der requirierten Sowjetbibliotheken.

Soviel Religion hat also der Kommunismus doch toleriert.

Wenn die Wege bis Mittag trocknen, kann ich mit dem Autobus, der die Feldpost zum Postleitamt schafft, heute nach Poltawa: die einzige Möglichkeit, weiterzukommen, denn unser Divisions-Feldpostamt rückt weiter zur Front vor.

Später:

Der feine Regen macht die Straßen immer glitschiger; an Abfahrt ist nicht zu denken. Ich verbrachte, da Hilfe bei Feldpostarbeit nicht benötigt wurde, den Tag und Abend mit dem kleinen Maxim Gorki und den neuen Kameraden und erlebe immer wieder Hans Löschers „Alles Getrennte findet sich wieder“. Ich weiß ja nun längst, daß sich mir – und dies eben gilt „dem Christlichen“, fast Unpersönlichen in einem – das Beste und Tiefste in den Menschen, Gott sei Dank auch in den ganz einfachen Menschen, zuwendet. (Übrigens haben sie in der Liebe immer wieder zwei Probleme der Liebe: die ältere Frau; die sozial sehr viel höher stehende Frau.)

Voltaire und die Menschen, „Leonie Menken“ und die Menschen, „Frickfrack“ und die Menschen, ich und die Menschen – neben dem Christlichen ist es auch dies: daß das Schicksal eine Projektion des Inneren nach außen ist, – einer der mir verwandtesten Gedanken Reinhold Schneiders.

Um mich warm zu laufen, machte ich mir den weiten Weg in dem kilometerlangen, von Truppen überfüllten Dorf zum Verpflegungsamt und bekam Proviant für zwei Tage. Aber auch der Feldpostmeister und die Kameraden sorgen väterlich und brüderlich für mich, auch was das gemeinsame Lager betrifft, das „Robert“, der Vereinsamte, Artillerist, ein Hüne, der aus Mitleid mit dem Jammer der Welt weinen muß, mit mir teilt.

Der Abend hatte seine Behaglichkeit. Mit Zeltbahnen und kleinem Ofen war ein Küchenraum abgeteilt, dort saß man fragend und erzählend beim heißen „Kaffee“ und der Tabakspfeife, die ja auch ich neuerdings rauche.

Um die Kerze zu sparen, ging man sehr früh auf sein Lager. Alle hatten sich kleine Verschlüge und Höhlen zu dreien, vieren gebaut. Da lag man nun wieder auf fremdem Soldatenlager und hörte das andere Leben. Niemals mehr im Leben wird wohl dem Epiker so viel erzählt wie als Landser.

Ich habe, obwohl nie in einer Schlacht, im Kriege die Engel und die Dämonen erfahren. Ein eigentümliches Gefühl von Leere bleibt in mir zurück, daß ich den Krieg ohne Kampf erlebte. Hanni fragt in ihrem letzten Brief danach, ob ich ihn mir nicht gewünscht habe. Nun erst mir klar geworden, beantworte ich diese Frage vielleicht schon mündlich.

Je stiller und ruhiger ich werde, desto größer wird die Wunde in mir. Meine beiden „Herzenswunden“. Und „Des Satans Engel“.

Es wäre leicht zu erkennen: „Ich kann nicht mehr.“

Aber ich „kann“ noch.

Nachts hörte man immerzu Artillerie. Flieger kaum.

Die Landstraße wieder voll liegendegebliebener Fahrzeuge.

1. Oktober / Mittwoch

Wohl hat der Regen aufgehört, aber der Himmel ist verhängt. Kein Wind. Keine Sonne. Die Wege trocknen nicht. Ich kann auch heute noch nicht nach Poltawa.

Mein Stab liegt hier. Heinz Foelsche und Peter S. kamen Post holen. Aber „zu Besuch“ mag ich nicht gehen, das wird mir zu schwer und ist vermeidbar.

Die große Umfassungsschlacht um Kiew, die größte Umfassungsschlacht, ist beendet.

Ich ging, trotz des Morastes, ein großes Stück spazieren. Noch einmal lag ein Stück russischer Landschaft, endlich wieder Landschaft, vor mir. Bläue, Dunst, Umhüllung, Höhen, Wälder, Ebene, Pferde. Aber ein Weg führte auch in form- und uferloses Grau, beklemmende Ode.

Wo in der Welt werden Hanni, Reni und ich vielleicht noch einmal herumirren, wenn Gott uns den Menschen übergibt (wodurch Er noch nie den Seinen ferner wurde)?

Ein Reisegefährte taucht auf: Paul, ein junger Artillerist, Landwirt, sauber und artig, dem in Aachen sein Vater gestorben ist. Wir sind beide sehr froh, die schwierige Reise nicht allein antreten zu müssen.

Vom Dunkelwerden an hockten wir wieder in der improvisierten

Küche, und ich hörte diesmal den Erzählungen aus dem zivilen Postdienst zu.

Wieder ging man sehr zeitig auf sein Lager. Aber man schlief lange nicht. Artillerie, Flak, MG – alles schoß; und recht nahe. Flieger waren am Tage und Abend nur wenige dagewesen. Es handelte sich in dieser Nacht um einen größeren, erst gelungenen, dann abgeschlagenen Panzerdurchbruch der Russen.

Robert, der Riese, ein tapferer Artillerist, wird bei solcher Schießerei so kalt und erregt, daß er auf dem Lager meine Hand auf sein Herz legt und festpreßt. „Fürchtest du dich gar nicht?“ Und als ich sagte, daß ich mich überhaupt nie fürchte, seufzt er tief auf: „Das ist gut. Das tut mir so wohl.“

2. Oktober / Donnerstag

Poltawa

Ein Frühlingstag! Feldpostmeister, Oberinspektor, Feldpostschaffner und zur Feldpost abkommandierte Kameraden – alle so interessiert am Weiterkommen für Paul, mich und Hans Miehe, den zu einem Kursus abkommandierten Obergefreiten von unserer Nachschubkompanie, der nun als dritter Reisegefährte zu uns stieß. Robert so traurig über den Abschied. Major Eras kam noch einmal kurz vor dem Aufbruch, bat mich aber eigentlich nur noch um Assistenz in genealogischen Forschungen. Um 1 fuhren wir ab. In der Gegenrichtung zu dem großen motorisierten Aufmarsch nach Charkow fuhren wir – an vielen Flüchtlingen vorüber – dreieinhalb Stunden nach Poltawa, wohin unser Autobus Post brachte, von wo er Post holte. Poltawa ist ja nun wirklich noch einmal ein besonderer Abschluß für mich um Karls XII. und Peters des Großen willen: meine einzige Beziehung zu diesem Landesteil.

Die Wegekommandos hatten in der Ausbesserung schon wieder viel erreicht, aber trotzdem war es für die Kfz noch eine sehr beschwerliche Fahrt. Den größten Eindruck machten auf mich wieder die Panzer. Sehr, sehr viel deutsche Gräber, namentlich wieder vor Hauptverbandsplatz und Feldlazaretten. Hügeligere, baumreichere Landschaft. Vor Poltawa – ehe über den Sümpfen und Teichen in der Spätnachmittagssonne auf der Höhe seine Barockkirche mit dem Kloster auftauchte –, ein Kiefernwald an der großen, so echt russischen Landstraße. Schon die kümmerlichsten Kiefern erscheinen einem als große Pracht. An der Einfahrt in die Stadt der lange Zug ihrer Männer unter militärischem Geleit von ihren Arbeiten für die Deutschen „heimkommend“. Der Bahnhofplatz, mit seinen

drei repräsentativen Bauten, dennoch eine Stätte der Öde und Häßlichkeit, sehr zerstört, nachdem man schon auf der Fahrt vorher manches niedergebrannte Bauernhaus sah. In der Stadt nur wenig vom Brand betroffene Häuser. Von allen bisher gesehenen, ist Poltawa die größte und städtischste, dabei liegt sie sehr im Grünen; schöner Blick von den hohen Straßen auf Weiher, Teiche, Wälder im Tal. Moderne Häuserblocks unvermittelt zwischen Buden, Straßen der Jahrhundertwende; etwas „weißer“ Klassizismus großer Ausmaße in Gärten mit hohen, dichten Bäumen.

Nun sind wir wohlversorgt und wieder freundlich aufgenommen mit österreichischen und sächsischen Kameraden im Postamt von Poltawa, dem zentralen Feldpostamt, das uns weiterbringen will. Geheizt und elektrisches Licht und warmer Tee. In der Stadt ist auch hier alles geschlossen; Bevölkerung – wovon lebt sie? – ist zahlreich da. Gleich bei der Ankunft russischer Flieger über uns. Die Stadt voller Truppen, Truppen. Sie flanieren „feierabends“ in der toten Stadt. Die Reisekameraden erkundeten auf dem Flugplatz Flugmöglichkeiten für uns; zu ungewiß. Nur Einsatz, kein Nachschubflughafen.

Den Abend verbrachten wir noch recht gemütlich zu sieben, so daß wir „erst“ um $\frac{3}{4}$ 10 schlafen gingen. Die Zeiten haben sich ja so sehr für einen verändert.

3. Oktober / Freitag

Poltawa-Kremenschug

Uns wurde gesagt, daß Poltawa jede Nacht Luftangriffe habe. Diese Nacht war still.

Es ist nur noch wie ein Schatten, nicht mehr wie ein Druck auf dem Herzen: nicht mehr froh sein zu können. Freilich, dieses irdische Frohsein ermöglichte ja nur die Gedankenlosigkeit, die des anderen Schicksal so gern vergißt.

Ein grauer, weicher Morgen; ein besonnerter Frühlingstag.

Da die Feldpost keinen Wagen zurückerwartete und aussandte, d. h. der unterwegs befindliche nicht eintraf, „requirierte“ ich für uns einen LKW, der gleich am Morgen nach Kremenschug abging. Eine öde Fahrt, Kremenschug aber, die bisher größte Militärzentrale für uns, wo wir mittags anlangten, nicht ganz ohne idyllischen Zug: der helle Marktplatz, Kastanien, Sonne. Die Menschen freilich so verarmt und verhärt.

Der Bahnhof noch nicht zu benützen. Es hieß, man müsse, kilometerweit, auf einem Fußsteg über den Dnjepr zur nächsten Sta-

tion, mit dem Gepäck ein rechtes Problem. Aber der LKW-Fahrer ließ sich erweichen und fuhr uns über die LKW-Pionierbrücke. Jene Brücke ist eine berühmte Kriegsbrücke: erfolgte doch hier der entscheidende Durchbruch; wurde doch diese Brücke in einer Regenacht von anderer Stelle 40 Kilometer hierher verlegt. Die große Eisenbahnbrücke hing in der Mitte noch zerstört im Fluß. Der Dnjepr bei Kremenschug ist ein „städtischer Fluß“ ohne seine sonstige Großartigkeit; nur das reine, klare Wasser. An jenem nächsten Bahnhof ungeheures militärisches Treiben: viele Soldatengruppen, die wie wir auf eine Möglichkeit, mitzufahren, warteten; ankommende umgeleitete Transporte; für Essen und Trinken nicht gesorgt; völlige Ungewißheit, wann Leerzüge zurück in Richtung Westen gingen. Um 3 sollten wir uns, mit anderen, Platz in einem Güterzug suchen, der um 5 abgehen sollte. Um 9 war es soweit: ein sehr befreiendes Gefühl, zu fahren, nachdem man nun schon lange im Dunklen lag. Es war gut, zu dreien zu sein; auch stieß noch ein vierter Kamerad, ein Zehlendorfer, zu uns, der ein Stück des Weges mit uns zu teilen hatte; die Nähe ist ein wichtiges Mittel gegen Dunkelheit, Kälte und jener eigentümlichen Verlassenheit und Ungewißheit solcher Fahrt, über die einem niemand etwas Zuverlässiges sagen kann. Nachts mußten wir oft hinausschauen, ob wir noch angehängt wären oder noch eine Lokomotive vor uns hätten; denn manchmal blieb man lange liegen. Es hieß, es gehe auf Lemberg zu; wir sollten aber aufpassen. Es waren klare Mondscheinnächte.

4. Oktober / Sonnabend

Im Güterzug

Noch immer führt die Fahrt durch ödes Land. Nur die von den Deutschen übernommenen Bahnhöfe machen schon wieder einen recht ordentlichen Eindruck, wie ja überhaupt die russischen Bahnhöfe gar nicht so übel sind. Zum Trinken, bis sich später an einem Transportzug eine Feldküche des Arbeitsdienstes zur Abgabe von ein wenig Kaffee bereit erklärte, nachdem wir an anderen Zügen vor gerade geleerten Feldküchen standen, hatten wir nur Wasser von der Lokomotive, das zugleich eine, wenn auch eingeschränkte, Waschmöglichkeit bot. Aus einer Eisenbahnkantine erhielten wir zu fünfen – denn Johann, ein grundguter, junger Salzburger Bauer, der vom Lazarett zum Ersatztruppenteil fuhr, war noch zu uns gestoßen – ein Kochgeschirr voll Linsen. Den ganzen Tag galt es zu beraten, ob man diesem oder jenem Rate des einen und des anderen Eisenbahners folgen solle, aussteigen, andere Leertrans-

porte abwarten usw. Die einen sagten, wir brauchten neun Tage bis Lemberg, andere meinten, wir würden in vier Tagen da sein. Die Situation blieb ja aber weiter recht erträglich. Fliegerangriffe erfolgten nicht mehr. Oft sah man zertrümmerte, umgestürzte Eisenbahnzüge, auch einen zerstörten russischen Panzerzug, Flugzeuge, auch eine abgeschossene deutsche Ju, manchen russischen Panzer. Weithin waren noch die hohen Garbenhaufen auf dem Felde; das Wetter sehr schön.

Nachts wurde der Zug doch in zwei Teile geteilt, und wir trafen es beim Umsteigen besser, nämlich einen von, in anderer Richtung fahrenden, Kameraden verlassenen Packwagen mit einem Öfchen, Ledersitzen für drei Mann; und als Dolmetscher einen so perfekt deutsch sprechenden Russen, daß wir ihn für einen einstigen deutschen Arbeiter hielten.

Mit Ausweisen versehene russische Bevölkerung durfte die Güterwagen mitbenützen; alle anderen wurden abgewiesen. Auf freier Strecke – in der Nähe von Stationen suchten immer wieder Russen „illegal“ aufzusteigen, wie man im ganzen Lande überhaupt ein großes, ratlos scheinendes Wandern bemerkte.

Auf die angekündigten Rote-Kreuz-Stationen der größeren Bahnhöfe trafen wir nicht. Da heißt es, sich bis Lemberg gedulden. Seltsam, welches Gewicht plötzlich ein solcher Städtenamen bekommt, wie er fast ein Stück Heimat wird. Von Lemberg an soll ja alles wieder „normal“ sein!

5. Oktober / Sonntag

Entgegen allem Angedrohten hält unser Zug ein relativ recht gutes Tempo, und wir hoffen, nicht die „üblichen“ neun Tage von Kremmentschug bis Lemberg zu brauchen. Freilich muß mancher Transport aus der Gegenrichtung abgewartet werden. Sind manche doch bestimmt, unsere reduzierten und ramponierten Divisionen abzulösen, einmal auch meine, der es so not tut?

Die russische Bahn scheint drei Spuren zu haben: eine Schmalspur; die russische Breitspur; eine europäische Normalspur, auf der wir geleitet werden.

Wir berührten eine Division auf ihrem ersehnten und überraschenden Weg von Osten nach Westen und erhielten von zwei ihrer – sehr lebhaften und geselligen – Unteroffiziere die ersten Zigaretten auf unserer Reise.

„Eberhard“ trennte sich von uns. Wir standen vor der Entschei-

dung, eine andere Route zu suchen und 7 Kilometer zu einem anderen Bahnhof zu laufen; aber wir bleiben beim bewährten Alten. Dieser Reisetag – von höchster Schönheit eines farbenreichen, sonnigen Herbsttages – hatte durchaus seine Reize. Ein Kamerad hatte Russischen Tee; der Russe kochte ihn auf dem Packwagenöfchen. Den ganzen Tag saßen wir in der offenen Tür und sahen auf die besonnenen Wälder, die plötzlich die Landschaft so schön machten. Von Ort zu Ort war viel Bevölkerung unterwegs, und man konnte es sich nicht recht erklären, denn Flüchtlinge konnten es doch hier kaum mehr sein. Auch diese Menschen trugen ihre Habe bei sich. Gerade über diese Sonntagsfahrt waren wir sehr gute Kameraden geworden, und als ich Johann, dessen Geburtstag heute war, am Abend auf dem Stroh – er war nun der letzte Kamerad, mit dem ich Mantel und Decke teilte – fragte: „War es nun nicht doch ein ganz schöner Geburtstag?“, sagte er begeistert: „Ein herrlicher Geburtstag.“

Seltsam, wie sich auch auf der Soldatenreise der Sonntag abhob. Und sehr rührte es mich, als einer mit leeren Granatenhülsen ein Sonntagsgeläut im Packwagen intonierte.

Weithin ist die Ernte noch nicht eingebracht.

6. Oktober / Montag

Lemberg

Nachts waren wir noch einmal umgestiegen; man richtete sich doch immer in seinen Entschlüssen nach der Majorität der aus den anderen Wagen hervorkriechenden Landser und Offiziere.

In dieser Nacht hatten wir die polnische Grenze überschritten. Morgens brachten uns auf der ersten Station Polen Äpfel zum Verkauf, und das kam einem sehr großartig vor. Nun, nach den russischen Impressionen, kam mir Polen viel zivilisierter vor als im Winter. Freilich war es auch ein „reicherer“ Abschnitt mit manchem soliden Dorf und manchem Park und Herrensitz. Allenthalben sah man die ländliche Bevölkerung noch beim Einbringen der Ernte.

Ein rauher Morgen und ein weicher, strahlender Tag. In klarer Sonne fuhren wir durch die Hügel vor Lemberg. Sechs Kilometer vor dem Bahnhof sollte unser Güterzug nun doch noch bis zum Abend liegenbleiben. Da machten wir uns auf den Weg über die Gleise, bis wir die Straßenbahn fanden, in einem sehr öden, sehr häßlichen, grauen Stadtteil. Wir meinten, im Ghetto zu sein; man sah fast nur Juden in den weißen Armbinden mit dem lila Zionsstern; aber dann erkannten wir, daß sich die Juden in Lemberg frei

bewegen. Polen und Juden haben besondere Straßenbahnwagen; alle Läden geschlossen, überall die Schlangen der auf Ware Wartenden; die Bevölkerung sah elend und bedrückt aus. Alle Vitalität der Stadt kommt allein vom deutschen Militär her, für das auch, laut Anschlägen, wieder ein gewisses Kulturleben in Gang gebracht ist. Unsere lange Straßenbahnfahrt führt uns quer durch die Stadt, auch ihre besten Viertel, in denen Lemberg, wenn auch Stadt von 1900, so übel gar nicht ist. Sehr stimmungsvoll – neben einer Barock- und einer gotischen Kirche – die Villen aus den 70er Jahren auf steigenden Straßen, über hohen Gärten voller üppig blühender Dahlien. Der Bahnhof noch sehr zerstört. Eine sehr saubere Wehrmachtswartehalle, wo man Kaffee und Erbsensuppe bekam, auch einen, sehr ersehnten, Waschraum fand. Zu kaufen gab es in Lemberg nichts. Ungeheuer, zu wahren Kämpfen führend, der Andrang zu dem Abendzug nach Krakau, der auch Zivilisten mitnahm. Wir wußten, daß er zeitig einfuhr, eroberten rechtzeitig jeder einen Platz, konnten beieinander bleiben und fühlten uns nun schon sehr geborgen, schliefen sogar. Die Fahrt freilich dauerte erheblich länger als vorgesehen; wir hatten bis zum Morgen sechs Stunden Verspätung und konnten mit dem Anschluß nicht mehr rechnen. Aber nun war es nicht mehr einschneidend. Militärisch Neues erfuhren wir nicht.

7. Oktober / Dienstag

Krakau–Berlin

Sonne und Klarheit. Ja, Polen ist doch schöner als Rußland. Wir erwogen, ob wir doch etwa einen Tag in Krakau blieben, es zu sehen. Aber dann hatte jeder einen gewichtigen Grund, gleich weiterzufahren. Ich war, ohne Post von Hanni und Reni, in zu großer Sorge. Schließlich entschied, daß wir einen außerfahrplanmäßigen D-Zug nach Berlin in unmittelbarem Anschluß fanden. So hatte ich im Durchfahren nur einen flüchtigen Blick auf Krakaus Kirchen getan. Die ersten und einzigen Waren, die wir fanden, sehr teuer: eine Waffel, ein Kognak je 1.50 Mark. Aber Suppe im Wehrmachtswartehalle; Zigaretten auch jetzt noch nicht. Am letzten Reisetage – trotz der Fülle fanden wir wieder guten Platz – gesellte sich noch ein besonders netter junger Flieger zu uns, der vom Urlaub nach Holland zurückfuhr und uns von dem Haß der Holländer gegen die Deutschen erzählte; auch auf dem Balkan und in Italien soll es ja nun schlimm damit sein.

Nachdem ich auf meinen Fahrten von Bulgarien und nach Rumä-

nien durch Oberschlesien nur nachts gekommen war, hatte es für mich besonderes Interesse, nun in heller, sonniger Nachmittagsklarheit durch Oberschlesien zu fahren, das ja wirklich sehr eindrucksvolle Industriegebiet und die besonnten, großen, herrlichen Wälder, so daß ich mein Schlesien nun kenne. Vom alten, lieben Breslau sah ich nur den Ausschnitt der Schweidnitzer Straße, der mir als Kind auf den Reisen zu Großmutter freudigstes Herzklopfen machte. In Kattowitz waren wir, da wir so weit her von der Front kamen, genau so beschenkt worden, wie sonst nur die Verwundeten: mit ein paar Süßigkeiten, ein paar Zigaretten, einem Apfel. Sonst waren Rotes Kreuz und NSV auf den reichsdeutschen Bahnhöfen sehr schlecht organisiert. – Im ganzen war es erstaunlich, wie uns die lange, lange Reise bis zum Schluß verflog, letzter Beweis allerbesten Kameradschaft. Um 1/2 11 abends waren wir in Berlin; ich konnte mich so spät nicht mehr entschließen, Hanni anzurufen, wollte auch, da mein Schein ja zunächst auf Fürstenwalde lautet, erst endgültig heimkehren, nicht heimlich auf eine kurze Nacht. – In Berlin der Hausherr, lud ich im Wartesaal Friedrichstraße die Kameraden zu dem wenigen ein, das es gab: dem *einen* Glas Bier, dem *einen* Teller Suppe. Dann – Johann, der Salzburger, hatte sich in Breslau von uns getrennt und war nach Wien gefahren – meldeten wir uns auf der Kommandantur: Alexanderkaserne und übernachteten dort, – für mich ein sehr seltsames Gefühl! –, aber es war mir recht interessant, solch geordnetes, sauberes Soldaten-Durchgangs„hotel“ noch einmal kennenzulernen. Unter den Durchgängern viel Marine, mit der ich, als einziger Gattung, noch nicht zu tun gehabt hatte. Das verdunkelte Berlin um Bahnhof Friedrichstraße und Kommandantur war sehr still.

In Kattowitz und in Berlin sah ich zum erstenmal den Gelben Stern der deutschen Juden – sehr groß und mit der hebräisierenden Aufschrift „Jude“ –, so daß ich diesen Schock hinter mir hatte.

8. Oktober / Mittwoch

Fürstenwalde

Da einer der Kameraden Marken hatte, konnte ich, bevor wir letzten drei, Hans, Paul und ich, uns trennten, die Kameraden noch zum Frühstück einladen. Dann fuhr ich, um 8, nach Fürstenwalde. Ich war ein wenig beklommen, wie sich dort der Entlassungsgrund im einzelnen auswirken würde. Die Kasernenanlagen im besonnten Wald erschienen mir wieder sehr schön; eigentümlich, wie da wieder die Neuen exerzierten, und man kam als alter Frontsoldat zurück.

Es liegen nur noch drei Schwadronen da; aus meiner 5. ist die 3. geworden. Ich sprach von den Alten nur noch den Spieß, den guten, einstigen Stubenältesten Häfele, den Opernsänger Tietze, die nicht loskommen; den Frisör. Ich lernte den neuen Spieß, den neuen Schreiber kennen, begegnete kurz Rittmeister Randolph – es gab nur eine Haltung der Freundlichkeit und der Anständigkeit. Mit Eras' Briefe beim neuen Kommandeur, Major Wiebe, einem feudalen, älteren Mann, der gleich nach den ersten Zeilen des Briefes sagte: „Sie also haben den ‚Vater‘ geschrieben?“ Und von da an nur Herzlichkeit und die Zusicherung, daß ich mich auf seine Unterstützung des für mich gestellten Antrages verlassen könne. Ich traf von meiner 5/176 Leutnant Wetzels, der nach seinem Reitunfall beim Ersatztruppenteil ist; der brachte mich gleich zu einem Kameraden, der gerade den „Vater“ lese, Leutnant Brückner, dem zweiten Königswusterhausener Pastor. Es blieb also bis zum Schluß so, daß der „Vater“ mich als Soldat begleitete! Den Abend sollte ich bei Leutnant Brückner verbringen; aber es kam nicht dazu, auch nicht zum Einzug auf der Stube 48 – denn die Erledigung meiner Sachen wurde so rasch eingeleitet, daß die Entlassung schon für den nächsten Tag vorgesehen wurde und man mich am späteren Nachmittag heimschickte, meine Zivilsachen zu holen. Dies hatte ich nicht erwartet, denn manche sprachen von 3 Tagen, manche von 3 Wochen, die die Entlassungsformalitäten in Anspruch nähmen. Nun war die Heimkehr mit einem Male so nahe! So nahe auch das Ende der Soldatenzeit. Denn ich glaube nicht an die Wirkung des Antrages. Er hatte jedoch, als das Äußerste für Hanni, sein müssen. Und vielleicht auch um des „Vater“ willen: daß ich nicht so gehe und weggeschickt werde, ohne daß meine Division mich zurück haben will, die Division, die die Tradition *seines* Regimentes hat.

AUFZEICHNUNGEN IM FELDE

DIE ENTSTEHUNG UND DIE GRUNDLAGEN
MEINER DREI BÜCHER ÜBER FRIEDRICH WILHELM I.

Offiziersabend / Pascani, 11. 6. 1941

Mir ist die Aufgabe gestellt, über die Entstehung und die Grundlagen meiner drei Bücher über König Friedrich Wilhelm I. zu sprechen. Diese Bücher sind: „Der Vater. Der Roman des Soldatenkönigs.“ – „In tormentis pinxit. Die Briefe und Gemälde des Soldatenkönigs.“ „Der König und die Stillen im Lande. Tagebücher um König Friedrich Wilhelm I.“

Der erste Anlaß zu ihrer *Entstehung* lag in der Begegnung mit den drei Gemälden von der Hand dieses Königs, die im Potsdamer Stadtschloß hängen:

„Der Kirchenfürst“ – „Der Bauer und der Wucherer“ – „Die Frau im Schleier“.

Der Anblick dieser Bilder mußte die überkommene Vorstellung ändern, obwohl ich ausdrücklich betonen muß, daß ich meinen Lehrern für einen hochqualifizierten Geschichtsunterricht zu Dank verpflichtet bin.

Es galt für mich, wollte ich mich mit diesen drei Bildern schriftstellerisch befassen, zunächst den *Überblick über das malerische Werk des Soldatenkönigs* zu gewinnen. Dieses besteht außer den drei erwähnten Gemälden in folgenden Bildern, die im Hohenzollernmuseum Schloß Monbijou in Berlin hängen:

„Die Prinzessin mit dem Haarpfeil“, „Der Mann im Spiegel“, „Ein Lustiger Rat“, „Selbstportrait in Uniform“. Aus der Fülle des in Schloß Königswusterhausen befindlichen Materials kann ich nur einiges herausgreifen, denn es handelt sich um rund 40 Bilder. Ich erwähne, um die thematische Spannweite anzudeuten: „Der junge Bauer“, „Der junge Karelrier“, „Knabe mit Sanduhr“, „Ein langer Kerl“, „Ein Bedienter“, „Der Lesende“, „Der Sinnende“, „Selbstbildnis im Bürgerrock“, „Die Eitelkeit“, „Weisheit und Friede“.

Alle diese Bildtitel sind die von mir gewählten behelfsmäßigen Bezeichnungen für jene geheimnisvollen Werke des rastlosen Herrschers, der sich nur in Tagen schwerster Krankheit vergönnt, seiner Neigung zur Malerei nachzugeben. Darum tragen viele seiner Bilder die Inschrift „In tormentis pinxit“ – In Qualen gemalt. Gerade diese Bilder, die zu viel von seinem Wesen verrieten, hat der Maler-König vernichtet.

Es ergaben sich nun zwei Fragestellungen: die nach dem künstlerischen Wert der Gemälde und jene nach dem Gehalt an Aussage über ihren königlichen Meister selbst.

Die erste Frage habe ich nicht zu entscheiden gewagt. Über die künstlerische Qualität dieser zum Teil überaus naiven und primitiven, aber malerisch sehr reizvollen Bilder hat die Kunstgeschichte zu urteilen, nachdem ich den Weg zu dem Material und seiner Stellung in der Barockmalerei und allgemeinen Zeitgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts weisen helfen durfte.

Die zweite Frage nach Inhalt, Gehalt, Sinn und Aussage der Gemälde war von ihnen selbst her nicht zu beantworten.

Die Übersicht über die gesamte den Soldatenkönig betreffende Literatur mußte gewonnen und der Versuch unternommen werden, nach Möglichkeit vorzustoßen zu unverwendeten, neuen Quellen.

Die Literatur über König F. W. I. umfaßt 120 Bände. Davon sind nur acht schöpferische, originale Arbeiten: die von Ranke, Droysen, Schmoller, Koser, Förster und aus neuester Zeit von Oppeln-Bronnikowski, Reinhold Schneider und Major Heidkamp. Eine Sonderstellung nimmt das Werk des Franzosen Erneste Lavisse ein (Gesandtschaftsberichte). Die Verlockung, aber auch die Verpflichtung, auf diesem Wege zu neuen Quellen vorzudringen, war sehr groß.

Es boten sich dafür nach manchem Fehlversuch drei Möglichkeiten: Das Brandenburg.-Preußische Hausarchiv und das Geheime Staatsarchiv, die Fürstlichen Familienarchive in Dessau und Braunschweig. Ich erwähne als ein Beispiel für besonders interessante Quellen die

18 Bände Prozeßakten über den Kriminalfall des Abenteurers Clement von Rosenau. Hier hatte Oppeln-Bronikowski schon verdienstvolle Vorarbeiten geleistet. Man hat nahezu den Dialog eines shakespearischen Königsdramas vor sich. Aber noch fehlte der eigentliche Fund.

Das Überschneiden meiner Arbeiten mit denen von Archivrat Carl Hinrichs (Erbbiologie; Reformwerk). Als dringliche Aufgaben bleiben noch übrig die Darstellung der Außenpolitik und die militärwissenschaftliche Zusammenfassung.

Der Schatz, den Hinrichs und ich ahnten. Die Not, in der wir uns befanden – der Not des Geheimrat Marshall.

Die Deciffrierung der als unleserlich geltenden Briefe: Kurzschrift, Französisch, Phonetisch, Zeitverhältnisse. Die Bildhaftigkeit der Briefe und Edikte. Es gab aber noch etwas sehr Überraschendes zu deciffrieren: die Bilderzeichen in den Akten.

Resultat dieser Forschungsergebnisse:

1. Vertiefung des bisherigen Bildes von König F. W. I. in religiöser Hinsicht.
2. Umgestaltung des bisherigen Bildes
 - a) in kultureller Hinsicht (Malerei, Theater, Musik, Luxus)
 - b) in psychologischer Hinsicht (Schwermut, Güte, Vereinsamung)
 - c) in intellektueller Hinsicht (bahnbrechende wissenschaftliche Ziele, Sprachkenntnisse und Sprachpflege, Philosophie)
 - d) in familiären Zusammenhängen (Verhältnis zu den Kindern; das maltraiter; Verhältnis zur Königin)
 - e) in politischer Beziehung (Heiratspolitik, Reichsgedanke).

Das Resultat für mich selbst war, daß der geplante Aufsatz über die Bilder des Königs wohl ein sehr umfangreiches Buch, nämlich die Erzählung dieses großen, königlichen Lebens werden würde.

Die Entscheidung über die Form

Die Erzählung dieses Königsschicksals – damit war die Frage nach der Form entschieden. Die epische Form, die in der Historie sehr viel gegen sich hat, gewann ihre Begründung einmal in dem Gedanken, daß das neu gewonnene Bild dieses Königs einer möglichst großen Anzahl Deutscher erschlossen werden müsse. Es gibt aber auch eine Rechtfertigung, ja eine Notwendigkeit – und nur die Notwendigkeit rechtfertigt – vom Stoffe her. Die entscheidende Entdeckung, wenn auch mit wissenschaftlichen Methoden, war das

väterliche Herz des Königs. Von einem heißen, großen Herzen kann man wohl erzählen, man soll es aber nicht analysieren. Jener König, der zu der Weisheit gelangte: „Menschen sind der größte Reichtum“ und der als Gesetz seines Lebens erkannte: „Könige müssen mehr leiden können als andere Menschen“ verlangt das ergriffene Zeugnis seiner Größe mehr als die wissenschaftliche Klärung seiner Person, Situation und seiner Motive. Grundbedingung blieb selbstverständlich die historisch-kritische Gründlichkeit und das Streben nach wissenschaftlicher Unantastbarkeit. Zudem gebot die Ehrfurcht vor den Leiden und Taten dieses schmerzreichen Königs und Vaters, auf jede dichterische Ausschmückung und epische Zutat zu verzichten.

Zu der Erfüllung der mir hier gestellten Aufgabe scheint mir jedoch noch zu gehören, daß ich einen Einblick gebe in *die Verbindung der historisch-literarischen Forschungsergebnisse mit den Bildquellen und in die Technik ihrer schriftstellerischen Verwertung*.

Ein Beispiel: Die meisten der neuen Funde betrafen den so frühzeitig alternden König, der vom 47. Lebensjahr an durch fünf Jahre unsägliches Leidens ein Siecher war. Das große retardierende Moment dieses Königsdramas war der Abdankungsplan des Soldatenkönigs fünf Jahre vor seinem Tode. Hier ließen sich miteinander kombinieren: das geheimnisvolle Bild des leidgequälten Mannes im Bürgerrock mit seiner Jahreszahl; die Anweisungen und Entwürfe für den Hofschneider aus dem gleichen Jahr; Professor Morgensterns Aufzeichnungen über den Ritt nach Machnow. Abdankung und Erwerbungen in Holland. „Der Kirchenfürst“ – „Die Weisheit und der Friede“ – Kardinal Fleury/Geheimvertrag.

Nachdem ich in der Nachzeichnung dieses königlichen Lebens bis dahin gezwungen gewesen war, Tat auf Tat zu häufen und auf die Dramatik der Sterbeszenen hinzudrängen, ergab sich nun durch diese neuen Erkenntnisse zwangsläufig die, von der epischen Technik her gesehen, einzigartige Möglichkeit, das neue Bild vom Soldatenkönig gerade durchzusetzen mit der Elegie, der Pastorale, dem tragischen Idyll – jenem wirksamsten Gegensatz zu der Kriegs- und Hochzeitsmusik und dem Choral dieses Lebens.

Das warme Interesse, das dieser Darstellung zugewendet wurde, veranlaßte mich dazu, in *Quellenveröffentlichungen* das neu Gefundene zugänglich zu machen, zugleich aber damit die *Rechtfertigung* der anfechtbaren Form des historischen Romanes zu versuchen. Damit jeder mir im Dechiffrieren der unleserlichen Königsbriefe

folgen könne und die Deutung seiner Gemälde selbständig anzunehmen oder abzulehnen vermöchte, gab ich eine Auswahl der neu gefundenen Briefe des Königs und Reproduktionen seiner bisher unveröffentlichten Bilder in einer Sammlung „In tormentis pinxit, scripsit, vivit“ – in Qualen gemalt, geschrieben, gelebt!

Unter den Zeitgenossen des Königs hat es einige wenige gegeben, die das Leiden des Königs erkannten. Davon zeugen ihre Tagebücher. Es sind die Tagebücher großer Frommer seiner Tage. In diesem Falle handelt es sich aber nicht um Neuentdeckungen, sondern um die Zusammenfassung, Vereinigung und neue Deutung bereits bekannter Originale. Es sind die Tagebücher und Reiseberichte A. H. Franckes, seines Sohnes und Schwiegersohnes und die Briefe und Aufzeichnungen des Grafen Zinzendorf. Sie stellen in der Schilderung der Tage auf dem geschmähnten Jagdschloß Königswusterhausen die schönste und tiefste Chronik dar, die einem Fürstenhofe des Barock gewidmet wurde. Ich habe diese Memoiren herausgegeben in einer kleinen Studie und Quellenpublikation „Der König und die Stillen im Lande“. In diesem kleinen Buche wird durch den Reflex des Königs bei seinen Zeitgenossen deutlicher als durch jede mittelbare Darstellung, was die Quelle aller Taten dieses Königs war: sein Glaube.

Denn alles Königswerk war ihm ein Bild des Gottesreiches. So laufen alle Betrachtungen unter den verschiedensten Gesichtspunkten wieder zurück zum Ausgangspunkt, der zum Endziel wird: *zurück zum Bilde.*

Bild war jede Tat, die der König vollbrachte; Bild das Leiden, das er erduldet; Bild war das Schicksal, das er anderen Menschen auferlegte; Bild waren die silberschimmernden Reihen der Langen Kerls; Bild seine „liebe Stadt Potsdam“, auf Sumpf und Sand erbaut als Völkerstadt und Gottesstaat; Bild war noch jedes Edikt des Königs; Bild der Königsspiegel, den er seinem Sohn in seinem Testamente schrieb.

Hinter all den Bildern leuchtet der Glaube des Königs auf, daß der König ein Bild Gottes auf Erden sein soll. Darum war sein Herz so ergriffen, gequält und erhoben in einem. Er war gesonnen, die Bibel auswendig zu lernen. Er wollte es um jenes Spruches willen, in dem Gott seinem Knechte befiehlt: „*Schaue zu, daß du machest alles nach dem Bilde, das dir gezeigt ist.*“

Aus einer Skizzenreihe „Quartiere“

Es bedeutet dem Soldaten viel, die Stätte zu finden, die einem ein Lager, vielleicht gar Stuhl und Tisch, ein paar Haken in der Wand und einen Hof oder doch wenigstens das schützende Dach gewährt. Es braucht nicht für Tage, es kann für Stunden sein; und ist doch schon ein gutes Stück Geborgenheit, ganz gleich, wann, wohin und wie es weitergehen heißt. Quartier ist immer ein Stück Heimat; unsere Wünsche machen es dazu. Quartier ist Nähe in der Ferne, Ruhe in der steten Rastlosigkeit, Wärme in der Kälte, die sich des Leibes und der Seele zugleich zu bemächtigen vermag.

Bei eisigem Ostwind und erbarmungslosem Frost sind wir zu zweien am Narew entlanggeritten. Zum erstenmal – noch Neulinge auf dem Pferd, unter dem Stahlhelm und mit der Waffe – spüren wir – was es heißt, zwischen Polen und Rußland im tiefen Winter dahinzureiten.

Der Hufschlag auf dem einst aufgewühlten und nun hartgefrorenen Wege klingt hohl. Unsere Rappen sind im Reif zu gespenstischen Schimmeln geworden, wir selber zu steinernen Reitern, denen die Zügel gefroren in den leblos gewordenen Fäusten stehen.

Der Fluß ist in Eisschollen erstarrt. Am Ufer stauen sie sich um die Reste einstiger Bunker und um Pfähle, deren Stacheldraht zerrissen

und doch unentwirrbar niederhängt wie zerbrochenes, kahles Dornengestrüpp.

Die winterliche östliche Ebene, von grausamer und grausiger Leere und Öde, ist der Gewalt des alles vereisenden Ostwindes preisgegeben.

Als man in das regellose Gewirr eines verfallenen Dorfes einbiegen darf, erscheint es einem bereits wie eine Zuflucht. Die Hütten an der verwahten Dorfstraße sind wie Trümmerstätten, obwohl die Schlacht sie unversehrt ließ. Trümmerstätten sind sie mehr der Tatenlosigkeit als des Kampfes.

In einem der armseligen Holzhäuser steht auf dem Fensterbrett, das als einziges der Straße zugekehrt ist, ein kahler und verdorrter, längst erfrorener Blumentopf. An dem Stiel, der einst Blätter und bunte Blüten trug, hängt eine verblichene grüne Maske. Ihre leeren Augen sind in das Grauen, die endlose Weite gerichtet. Leere ist in Leere getaucht.

Vor der Hütte des Jammers und des Elends ragt ein Kreuz auf. Der Leib des Kreuzifixus ist umschlossen von der Krone eines winterkahlen, alten Apfelbaumes.

Ein Bild war aufgetaucht, dessen Sinn in seiner ganzen Tiefe wohl lange der Enthüllung harren muß. Und doch redete es schon in seiner stummen Unergründlichkeit eine gewaltige Sprache von Krieg und Feindesland.

Menschen sahen wir an jenem Morgen nicht. Der Blick der grünen Maske, die tot in die Leblosgkeit starrte, schien einem überallhin zu folgen und war doch nirgends aufzufangen. Die baumlose Ebene setzte ihm weder Grenze noch Ziel. Es war nicht nur die ungeheuerliche Kälte dieses Tages, die einen bis ins Herz erschauern ließ. Damals glaubten wir noch, daß der Krieg etwas sei, das unser menschliches Herz hart machen müsse. Später haben wir gewußt, daß der Vormarsch eines Heeres zu einer Pilgerfahrt des Herzens werden kann.

Vor allem haben es uns die Kinder gelehrt. Auch dieser Morgen ließ uns etwas davon ahnen. Zwei Jungen, bis dahin nicht von uns wahrgenommen, flüchteten vor dem Eissturm in ein Gehöft, aus dem, plötzlich ein Zeichen des Lebens, Rauch aus breiter Esse aufstieg.

Als die beiden Knaben von ihrer Mutter in den Hausflur geholt worden waren, hielt die Frau die Tür noch geöffnet: für uns.

Bald gab es mit den Kindern große Heiterkeit, weil das eine von

ihnen – freilich war es nur durch die Verschiedenheit der Aussprache bedingt – den gleichen Namen zu tragen glaubte wie einer von uns.

Noch hatte sich die Stube nicht erwärmt. Aber es waren nicht nur die Wände um, war nicht nur das Dach über uns, daß ein Gefühl von Wärme und Heimat uns umfing.

Die Kinder spielten in der Ecke, die in jedem Hause dort zu Lande dem Ikon geweiht ist, unter dem Bilde der Schwarzen Mutter Gottes von Tschenstochau.

Die Frau ging unvermittelt zu ihnen und schmiegte sie gegen ihre Hüften, so veränderten Ausdrucks, daß alle mit einem Male bewegt waren.

„Zwei Brüder sind im Kriege gegen euch gefallen“, sagte sie. So viele deutsche Worte standen ihr, der Wäscherin deutscher Soldaten, zu Gebote. Danach sah sie uns fest und klar an und reichte uns die Hand: „Deutsche Soldaten alle gut. Alle.“

Unter dem Blick dieser Mutter entschwanden die leeren, toten Augen der grünen, verblichenen Maske. Und in das innere Schweigen vor der Rätselhaftigkeit eines undeutbaren Bildes waren die Worte gesprochen: „Alle gut. Alle.“

Unser Herz war wieder warm geworden. Und das wog mehr als die kurze Rast und die flüchtige Geborgenheit vor einer Weite und Kälte, die ohne Maß und Ende schienen.

An diesem Abend kam der Bibelspruch in meine Hände: „Siehe, ich sende einen Engel vor dir her, der dich behüte auf dem Wege und bringe dich an den Ort, den ich bereitet habe.“

Über der Erinnerung an die grüne Maske und an das Gesicht der Wäscherin leuchtete das Antlitz des Engels auf.

Mancher deutsche Soldat ist mit einem Engel in den Krieg gegangen.

Ein unsichtbares Heer ist mit uns ausgezogen und bringt uns an den Ort, den Gott bereitet hat, es sei im Himmel, oder auf Erden.

DIE TEESTUBE

Aus dem Rumänischen Tagebuch

Der Kramladen des Dorfes Epuresti nennt sich stolz den Basar und das Magazin des Mariu Petre Ilic. Auf dem Zaun aus Weidengeflecht und Maisrohr, der ihn gegen die Dorfstraße abgrenzt, sind allmorgendlich bunte Gewebe zum Trocknen aufgehängt, und vor der Ladentür stehen die farbenfrohen Tonkrüge und Körbe. Die Spiegel freilich, die als seltsamer Schmuck um den Türrahmen glitzern, fangen nur Leere, Öde und Verfall auf.

Was dem Magazin seine wahre, verlockende Bedeutung verleiht, ist die Teestube, das einstige „Restaurante“ des einsamen Dorfes. Die Teestube liegt hinter dem ländlichen Laden, mit dem sie nicht nur durch die kleine Tür, sondern auch durch ein Fenster in dieser Tür verbunden ist.

Großer Ausstattung bedarf die Teestube für ihre Beliebtheit nicht. Ein kleiner flacher Ofen, ein niedriger Tisch und vier dreibeinige Schemel, die genügen. Am wichtigsten sind die beiden Fenster; das zur „Strada“ draußen und, vielleicht in noch stärkerem Maße, das Türfenster zum Laden hin. Sie gleichen Rahmen, welche die wechselnden Bilder des dörflichen Lebens, sein Drinnen und Draußen umschließen. Immer beherrschen, bis das Licht des Himmels oder der Schein der Ladenlampe erlischt, die beiden Fenster jenen engen,

schmalen Raum; und die wechselnden Szenen der ländlichen Tragödie oder Komödie ziehen am Landser, der so gern hier Einkehr hält – denn manches Dorf, in dem wir lagen, hatte dergleichen nicht –, vorüber.

Vielleicht gab das leuchtendste Bild der Frühlingssonntag Laetare. Den ganzen Tag von Mittag an sah man die Jugend am Brunnenplatz tanzen: denn diesen Tag hatte man den neuen Ziehbrunnen mit seinem steilen Holzdächlein geweiht.

Einfältige Tänze waren es, in ihre Einfachheit aber festgelegt von Geschlecht zu Geschlecht; Tänze zu einer eintönigen und doch sehr erregenden, fremden Musik schriller Fiedeln. Die jungen Tänzer blieben seltsam still. Ihre in allen Farben leuchtenden Trachten aber waren im Wirbeln und im Schreiten wie ein einziger großer Schmetterling geworden.

Unterdessen ergingen sich die verheirateten Männer und Frauen in breiten Reihen auf der sandigen Dorfstraße, die Männer alle lebhaft ihre hohen, selbstgeschnittenen Stöcke steil von oben herab aufsetzend. Alle trugen sie Tracht. Schwarze hohe Pelzmützen, weiße Rockhemden mit vielfach geschlungenem schwarzem Bandornament, mit Streifen von Ziegenleder umwickelte Beine, Bastschuhe sind die Kleidung der Männer. Die ärmellosen Jacken der Frauen zum gestickten Hemd sind mit Glasperlen benäht; weit und bunt sind die Röcke, deren Zahl die Frau von der Jungfrau unterscheidet. Viele von ihnen hatten zum Sonntag Frühlingsblumen, Narzissen oder Osterglocken, im Haar und am Kopftuch. Den Rand der versandeten und aufgewühlten Dorfstraße säumten die Kinder; und die Schafe, die man für diesen einen Tag vom Wege getrieben hat. Für viele dieser Kinder hat auch der gepriesene „Dominike“, an dem alles feiert und der alles verwandelt, nichts anderes bereit als ihre täglichen Lumpen.

Die würdigen Alten standen und saßen, jedoch immer auf ihre Stäbe gestützt, unter dem von dunklen, dünnen Holzsäulen getragenen Vorbau der Primaria, des Amtshauses des Bürgermeisters und „Notars“, genannt der Primar. Die Alten berieten, stritten, schlichteten: sie beurteilten, beargwöhnten und belächelten Geschäfte und Vorgänge, die dem Fremden geheimnisvoll blieben.

Am Teestubenfenster hockend, lernte man, das abgelegene, einsame Rumäniendorf mit den Augen der Seinen zu sehen, das bewegte Sonntagstreiben in seinen nach Generationen streng abgezielten Schichten zu verstehen.

Ums Dunkelwerden, indes die Frauen heimgingen, ihre allabendliche Mamaliga, den Maisbrei, zu bereiten, drängten sich die Männer im Basar des Mariu Petre Ilic. Die beiden großen Hängelampen wurden angesteckt, und alles scharte sich um den alten Ilic. Die Stäbe lehnte man an den Ladentisch; die Hände, um Zwetschenschnapsgläser zur Faust geschlossen, stützten sich schwer auf; die Pelzmützen und hohen Fellkappen über den alten und jungen Gesichtern steckten dicht beieinander, als vertraue man sich wichtige und große Neuigkeiten an.

Nur wenn einer als Käufer eintrat – denn das Magazin des Mariu Petre Ilic kennt, so streng der Feiertag sonst geheiligt wird, bis in die späten Abendstunden keinen Sonntag –, fuhren die bärtigen Gesichter auseinander, und jeder griff wieder nach seinem Stab, als gelte es, eine Ehrenwache zu stellen für jeglichen, der seine kargen Leis zu Vater Mariu brachte und seinen Waren Beachtung schenkte.

Zum Einkauf kamen nun auch die Frauen wieder unter die Männer. Über dem Ladentisch, im Qualm der selbstgedrehten, immer zerknitterten, dünnen Zigaretten schwankten leise die Bündel schmaler, langer, honigfarbener Wachskerzen, schaukelten die auf Schnüren aufgereihten, hellgelben Kowritsch, unsere Fastenbrezeln.

Jeder Kauf ist von hoher Wichtigkeit. Dabei sind es so armselige Dinge, die da so lange gewählt und endlich so umständlich in kleinste Fetzen Zeitungspapier gewickelt werden. So bedeutsam aber solcher Handel für den Krämer und seine Kunden auch sein mag –, einem deutschen Soldaten als Käufer wird wortlos der Vorrang gegeben, obwohl es jeder von ihnen sogleich abwehrt.

In der Teestube verstärkte sich dieses Bild der achtungsvollen Zu-vorkommenheit der rumänischen Dorfbevölkerung. Wir hatten uns, drei Kameraden, in einen Winkel zurückgezogen, unseren Tee im Stehen auszutrinken. Aber man winkte uns mit so leidenschaftlicher und gestenreicher Liebenswürdigkeit, an den einzigen Tisch zu kommen, daß jede Absage tiefverletzend gewirkt hätte. So ließen auch wir uns von der Doamna des Mariu Petre neuen Tee auf dem flachen, weißgekalkten, mit blauen Blumen und Vögeln bemalten Ofen bereiten und rückten Schemel in den Lichtkreis der beiden Kerzen, um die jene kleine Runde der Teestubengäste am Tische geschart war. Mehr als vier Gäste vermochte das Kämmerchen eigentlich nicht zu fassen; und war doch das Herzstück des Dorfes.

Der enge Kreis, auf den nur kindlich gemalte alte Glasbilder herabsahen, Glasbilder, auf denen Flammen lohten und Heiligenscheine loderten, schien das Rechte für ein gutes Gespräch. Die Unterhaltung wurde zunächst durch die Artigkeit erleichtert, daß ein jüngerer Mann unter den dreien – der als einziger einen städtischen Hut trug, den er aber so wenig abnahm wie die anderen ihre Pelzkappen – französisch mit uns sprach. Er war in der nicht gar so fernen Hauptstadt erzogen, die der Rumäne schwärmerisch liebt und die, nicht ohne Grund, der Stolz seines Landes ist. Er wurde – ich fand es dann in vielen Dörfern immer wieder so – wie eine Hoffnung der ganzen Ortschaft betrachtet, die wohl um ein ganzes Jahrhundert hinter dem zurücksteht, was wir an bäuerlicher Kultur gewöhnt sind.

Durch unseren unermüdlichen Dolmetscher begehrte man Rat von dem deutschen Soldaten, rechnet man es uns Landsern doch hoch an, daß wir zu vielen immer wieder eine Möglichkeit sprachlicher Verständigung finden und nach Möglichkeit einige artige Worte in der Landessprache einflechten, und seien es auch nur die gebräuchlichsten Höflichkeitsformeln.

So gab man den Deutschen Einblick in den jüngsten Kummer des Dorfes. Es ging um das Quartiergeld im Nachbarort, in dem man mancherlei Verwandtschaft – und diese als Schuldner hatte.

Die da sprachen, sollten Analphabeten sein? Uns schienen sie wie Barden alter Zeit. Was auch Nüchternes und Häßliches zu berichten war – in ihrem Munde, ihren Gesten, ihren Mienen wurde es zum weltbewegenden Drama, zur kunstvoll gesteigerten, alle Mittel der Spannung und Stimmungsmalerei einsetzenden, großartig dahinrauschenden Ballade von Recht und Unrecht der Zeitläufte.

Wir waren zunächst über die Klage, das Geld gelange nicht unter die Leute, und die Quartierwirte im Nachbardorf erhielten ihren Lohn nicht, betroffen.

Das sei wohl ausgeschlossen, konnten wir nur entgegnen. Aber wir hatten mißverstanden. Der Primar des Nebendorfes stand in dem Verdacht, Unterschlagungen zu begehen. Der Männerrat vor der Primaria am Nachmittag, der auch manchen Gast von außerhalb sah, war also kein so unbedingt idyllisches Bild gewesen! Selbstverständlich, beteuerte man, zahlten die deutschen Truppen ihr Quartiergeld bis auf den letzten Lei und gäben mehr, als man je zu hoffen gewagt hätte. Daran, so wurde uns sogleich versichert, zweifle auch nicht ein einziger unter den Betroffenen, die unter dem

Vorwand des Primar, sie unterlägen neuen Steuern, völlig leer ausgegangen waren.

Dieses Wort: „Die Deutschen bezahlen selbstverständlich alles“, blieb lange in uns haften. Die enge, schmale Teestube spiegelte plötzlich eine europäische Meinung und Erfahrung. Wohin auch immer wir später kamen, stets stießen wir wieder auf diese zunächst sogar noch etwas befremdende, dann ehrlich bewunderte Feststellung: „Die deutschen Soldaten bezahlen alles.“ Sie vergelten auch jeden kleinen Dienst, den ihre Quartiergeber ihnen leisteten. Und bleibt ihnen von ihrer Verpflegung etwas übrig, so wandert es bestimmt in die Küche ihrer Wirte. Wie haben sie es alle bitter nötig!

Der älteste unserer drei Gesprächspartner am kleinen, rohgezimmerten Teetisch mit seinen grellbunten Tontöpfchen – die jetzt so melancholisch beiseite geschoben wurden – war an diesem Abend zudem noch von eigenem Kummer bedrückt. Ein naher Verwandter war gestorben, und am kommenden Tage sollte die Beerdigung sein. Vielleicht fürchtete er die Einsamkeit des Abends; denn über den sternreichen, dunklen Nächten des Balkans liegt eine große Unruhe und Schwermut. Aus allen Winkeln stürzten die Hunde hervor, an Bären, Eisbären, Wölfe und Hyänen gemahnend. Am Tage fliehen sie scheu und immer hungrig vor den Menschen, die ihnen die Nahrung verweigern; des Nachts überfallen sie in Scharen Gärten und Höfe und alle Wege, die Stille der späten Stunden mit ihrem Geheul erfüllend. Oft können sie von den Wachtposten nur mit dem Seitengewehr verscheucht werden.

In dem zitternden Licht der niederbrennenden Kerzen hatten die Bauern ihre Köpfe tiefer und tiefer gesenkt. Der Trauernde horchte auf, wenn die Hunde in den Abend heulten, heulten, wie wir es bis dahin nirgends hörten.

Am Nachmittag des nächsten Tages zog an dem Fenster der Teestube das Leichenbegängnis vorüber, von dem am Abend zuvor die Rede gewesen war. In langer Reihe gingen einzeln die Männer des Dorfes voran und trugen abwechselnd einen von den Bauern selbstgeschnitzten, mit Blumenmalerei prunkenden Holzleuchter voran oder eine übermäßig hohe Fahne, aus deren farbigem Tuch Heiligenbilder in den stechendsten Farben strahlten.

Dem Sarge voran schritten zwei Kinder; sie hoben jedes einen großen Kuchen empor, und die Kuchen waren mit einem breiten russischen Kreuz aus dickem Zuckerguß verziert. Der eine war für den Popen, der andere für das Trauergefolge bestimmt. Für die übrigen

Knaben und Mädchen aber, die den Totenzug umschwärmten, wurde ein seltsames Geschenk des Toten bereitgehalten: ein kahler Zweig mit vielen kleinen Ästen; an denen hing buntestes Zuckerzeug, schaukelten gebackene Kringel und geteilte Apfelsinen. Zwei kleinere Jungen hielten Weinflaschen im Arm: eine wiederum als Dank und Opfer und Entgelt für den Popen, dem man die Hand küßt, wo man seiner ansichtig wird; die andere, um als Abschiedstrunk in das offene Grab gegossen zu werden; die dritte, aus ihr den Trauernden und ihren Gefährten im Leide am Friedhofstore einzuschenken.

Der Tote bleibt bis zu dem Augenblick, in dem sein Sarg versenkt werden soll, unter den Lebenden. Der Sarg war offen. Der Sargdeckel ruhte auf den Schultern der Waisen, Sinnbild einer harten, schweren, dunklen Last.

Den Leichenwagen zogen vier Ochsen. An seinem Baldachin schlangen kleine, stumme Glöckchen aus vergoldetem Holze hin und her; und an jeder Säule des ärmlichen Baldachins war ein knusprig gebackener, duftender Kuchenkranz aufgehängt. Jene vier Kränze waren umwunden mit weißen, lang wehenden Floren.

Um den Sarg wurden auf langen, blauen Stöcken vergoldete, in ihrem Grunde blaue Holzlaternen hoch über das Trauergefolge gereckt.

Die Bäuerinnen, wie sie vom Felde und aus den Häusern und Lehmhütten herbeigelaufen waren, schneller mit jedem wimmernenden Glockenschlag, drängten mit lauter Klage dem Toten und ihren Männern nach, die Fahnen, Leuchter und Laternen über dem Leichnam schlangen. Die Frauen achteten nicht des gemessenen Schrittes, wie er einem Leichengefolge ziemt.

Vom Kirchhügel herab aber schritt feierlich der Pope dem Sarge entgegen: weißbärtig, in grüngoldenem Ornat, mit segnend ausgebreiteten Armen. Der Pope sang tief, monoton, fast beschwörend. Die Gesichter der beiden Diakone, seines priesterlichen Geleits, und ihre über der Brust gefalteten Hände schienen wie erstarrt.

Den singenden Popen erblickend, sanken alle, die da Fahnen, Heiligenbilder und Laternen trugen und die da klagten und weinten, ekstatisch ihre Stimmen erhebend, in den Staub. Der wehte, gleich den weißen Floren, in nebelgleichen Schwaden über den Erdboden hin und verhüllte die Knieenden mehr und mehr.

Diesen Nachmittag sprach keiner, wie sonst doch so häufig, die Arme auf das Fensterbrett gelehnt, durch die offenen Flügel in die

Teestube hinein. Fremd waren alle an der Herzkammer ihres Dorfes vorübergegangen.

Als wir uns später dem Fenster wieder zuwandten, als suchten wir etwas in der plötzlichen, befremdenden Leere, blickte, auf den Zehenspitzen stehend, ein schwarzäugiger, braungebrannter kleiner Junge in phantastisch aufgeschlagenem, schwarzem Hütlein in die Teestube. Er hielt uns Blumen entgegen. Die waren auf dem Friedhof gepflückt. Wir hatten sie unlängst zwischen seinen Kirsch- und Aprikosenbäumen blühen sehen. Denn die Dorfkirche und ländlichen Grabstätten Rumäniens sind allenthalben in fruchtrtragende Gärten eingebettet.

Mit der einen Hand klammerte sich der Knabe am Fenstersims fest; die andere hielt einen himbeerroten Zuckerkringel von dem wunderlichen Lebensbaum, dem Baume ohne Blätter, doch voll Süßigkeit. Da entsann man sich, daß Ostern nahe sei.

War aller Jugend, hier wie daheim, – mit einem Worte Wilhelm Hauffs zu sprechen – „ihre Kindheit wie behängt mit Christbaumkugeln und mit Ostereiern?“ Für Augenblicke war der Krieg sehr fern, der Friede nahe. Auch um dieses Ziel ringt der Krieg: daß den Kindern eines künftig glücklicheren Erdteils die Kindheit behängt sein möchte mit Christbaumkugeln und mit Ostereiern!

Haben die Kinder gespürt, was namentlich die Väter unter den deutschen Soldaten empfanden? Von jenem Tage an wichen die Kinder nicht mehr von unserem Fenster – längst nannten wir es unser Fenster, ein Fenster zu Leben und Tod. Magazin und Teestube des Mariu Petre Ilic bildeten für die Kleinen kein Hindernis, mochte der Alte auch schelten. Man war ja im Schutz der deutschen Soldaten! Und die Teestube von Epuresti gehörte fortan auch den Jüngsten des Dorfes.

Aus allen vier Himmelsrichtungen stiegen die bleigrauen Wolken auf. Die sandigen Höhen rings um das alte Türkendorf Trestenic, unserem ersten Rastort in Bulgarien, wandelten ihr fahles Gelb in lastendes Grau. Bleigrau die Dächer der ärmlichen Häuser, sofern es nicht Hütten waren, mit trockenem Schilf gedeckt; bleigrau der Himmel und schwarzgrau die Sandwolke, die sich jäh aus jenem Kessel erhob, den die Höhen des Dorfes umschlossen.

Um die graue Wolke wirbelte bald eine weiße: Kalk und Kreide zu Staub, Sand und Erde. Kaum vermochte man zu atmen. Alle, die nicht bei den Pferden wachen mußten – sie waren gerade ausgespannt, gefüttert und, wenn auch kärglich, getränkt –, stürzten den Hütten zu. Die Pferde, weil wir keine Ställe für sie fanden, blieben an ihre grauen Wagen gebunden.

Den Männern, die vor dem Sandsturm Zuflucht suchten, schleuderte der entfesselte Wind raschelnde Schilfbündel entgegen, die er von den Dachbalken riß. Die langen Reihen der Pferde drunten waren nur noch als dunkle Umrisse in der Wolke von Kreide und Sand zu erkennen. Es war, als wolle sie der Sturm einer Furie gleich davontragen: ein Heer von Pferden ohne Reiter und Lenker und Wagen.

Am Anfang des Vormarsches, noch fern den Kämpfen, war es das erste kriegerische Bild, wenn auch noch Vision mehr statt Wirklichkeit. Aber steht nicht immer am Anfang und am Ende die Vision und umschließt die Wirklichkeit, wie die Wolke die Pferde, um sie in die Sphäre ihrer letzten Wahrheit zu erheben?

Steil wand sich die zerwühlte Straße aus dem Türkendorf empor. Der Marsch der Pferde begann.

Alles war fremd, aber das Auge durfte all das Neue nur flüchtig umfassen: das erste Minarett, die Männer mit Turban und Schärpe auf kindlich bemalten Wagen, deren prunkende Landschaften vergessen machen sollen, durch welche Ode man fährt; die Frauen in Schleier und Hose.

Fremd war auch die Glut; denn es war erst der zweite Apriltag.

Vor den Bauernhäuschen blühten Kirschbäume, Primeln, Hyazinthen und Iris; so frühe schon, in sommerschwerem Blau, die Iris. Und dennoch war's kein Bild des Frühlings. Die Erde war dürr; vor Trockenheit zerrissen und steingrau. Der Wind war heiß, die Sonne sengend. Fragend ging der Blick vieler über den Frühling des Balkans hin. War es ein Frühlingstag? Uns schien es, als sollten wir keinen Frühling erleben. Wir kamen aus dem masurischen Winter in die brennende Hitze. Der Tag war noch kaum im Steigen, und man sehnte sich nach der Nacht. Von da an wurden die späten Stunden der Nacht zur Zeit unseres täglichen Aufbruchs.

Unter verbleichenden Sternen tat sich die Straße vor uns auf, die wir in der Morgenfrühe ziehen sollten; die lange Reihe grauer Wagen, die den Nebel fuhren.

Einer unter uns wußte, daß schon vor einem Vierteljahrtausend ein großer Philosoph die Nebelgranate als Kampfmittel, zur raschesten Beendigung eines Krieges durch den Einsatz aller Mittel, erdachte: Leibniz.

Wunderlicher Gedanke, daß wir, kriegerische Fuhrknechte wie in den Heeren alter Zeit, den Nebel in den Glanz des glühenden Tages fuhren!

Der Morgen erstrahlte noch sanft. In weichen Tönen von mildem Braun und zartem Golde schimmerte die Landschaft auf. Und nun war es doch eine Landschaft des Frühlings. Schlehenhecken blühten am Saume lichtgrüner Saaten, Kirsch- und Apfelbäume blühten zu der gleichen Zeit. Aber das leuchtende Land lag für uns jenseits der

Wolke, die unter den Hufen der Pferde aufstob und die Blütenbäume mit einem Reif von Kalkstaub befiel.

Nur die Wolke zog über die Straße, immer dichter ballte sie sich zusammen, drängte, selber so wesenlos, einem Ziele zu, das keiner wußte. Wir fuhrten der Wolke nach. Die Straße gehörte nur uns, war für den Vormarsch der Kolonnen freigemacht. Alles Leben war der Wolke gewichen.

Die Wolke wälzte sich durch die Gefilde so frühen, so üppigen Frühlings. Die Wolke löschte die Farben des jungen Jahres aus. Sie kroch über steilen, steinigen und sandigen Wegen zu den Bergen empor.

Die Männer sprangen von den Fahrzeugen ab und lernten erstmalig Mühen und Leistung der Infanterie aus eigener Erfahrung würdigen. In Staub und Glut stapften sie neben ihren Pferden her. Pferde blieben eher erschöpft zurück als Menschen. Die Männer hielten alle durch.

Tote Pferde von Kolonnen, die vor uns die Straße hinauf in die Gebirge zogen, lagen am Wege, manche schon ein Skelett, manche aufgedunsen oder angefressen von den immer hungernden Hunden des Balkans. So war schon eine Wolke vor uns hergezogen? Und ihre Spur hieß schon: Tod?

Die toten Pferde des Vormarsches sollten die einzigen Toten des Feldzuges sein, die wir sahen.

Ausgedörrt, hart, brüchig, baumlos windet sich die Straße wieder in ein Tal hinab. Wir müssen laufen, laufen. Denn der Abstieg ist den Tieren noch mühevoller. Der Nebel, den sie in den grauen Wagen hinter sich herziehen, ist eine schwere Last; Last auch die Wolke, die von Stunde zu Stunde wächst: Staub, Sand und Kalk, der Mensch und Tier immer durstiger macht. Wir müssen nun doch den ganzen Tag und nicht nur in den ersten Morgenstunden marschieren.

Unser Ziel trägt nicht mehr den Namen einer Ortschaft. Es heißt: Wasser; heißt Quelle, Bach, Graben, Lache. Oft ist es nur ein trübes, sumpfiges Gewässer. Die Männer müssen ihren Durst bezähmen. Aber auch manches Pferd verweigert das unreine Wasser. Wie hat man die Tränke gesucht. Und nun wenden sich die durstigen Pferde ab, mit einem müden und doch harten Ausdruck. Es bedrückt einen mehr, als wenn sie einem, wie so oft, in freudiger Ungeduld den Ledereimer mit dem kostbaren Wasser aus den Händen stießen. Die Wolke, die Mann und Pferd aus der fremden Erde stampfen, ist zum Unheil geworden.

Abends fallen die unheimlichen Schatten großer Vögel in die Wolke; denn wir sind in dem Lande der riesigen Störche, in dem Lande, in dem die Hühner nachts auf hohen Bäumen schlafen.

Wir brechen ins Gebirge auf. Wir sehen die Sterne noch in ihrem nächtlichen Glanz und sehen sie am morgendlich-grünlichen Himmel verbleichen. Wir marschieren neben den Pferden bergauf, hinein in die fast unfaßliche Pracht des Sonnenaufgangs über verlassenen und kahlem Wege, hinein in die wachsende Glut. Nun sind auch schon die Fliederdolden aufgeblüht, doch fern von uns in weich geschwungenem, seltsam lila Tale, von dem uns der Schleier der unentrinnbaren Wolke trennt. Die Pferde ziehen ihre Last mit gebeugten Köpfen, manche auch mit halbgeschlossenen Augen, die fast gebrochen wirken. Die Männer heben manchmal den Blick zu den Schneegipfeln, die jetzt allenthalben aufschimmern, um wieder, fremd und kühl, in einer Windung des Weges weit hinter uns zu bleiben und in der unerbittlichen Wolke zu verschwinden.

Sand und Stein, Glut und Staub.

Der Weg in der Wolke ist wie eine Verdammnis.

Wir ziehen nur noch dem Wasser nach. Wir leben in den Stunden der Rast nur noch auf und aus dem Wagen. Die Wagen sind zur einzigen Ruhestätte geworden. Wir kennen keine Quartiere mehr. Wir gehören der Straße. Dann und wann schützen uns unsere Zelte am Wegrand nach durchwanderten Nacht- und Morgenstunden vor der immer unbarmherzigeren Hitze. Über unserer Frühmahlzeit im Schein der Wagenlaterne stehen die Sterne. Das Abendbrot nehmen wir oft erst ein, wenn nächtliche Kühle und Mondschein sich über die Gebirge breiten. Wir sitzen auf dem Bock, wir hocken auf umgestülpten Futterkrippen zwischen den Wagen; es ist ein besonderes Ding geworden, sein tägliches Brot im fremden Lande zu essen: noch vor der Dämmerung, ehe die Wolke uns überfällt, oder erst spät, nachdem die Wolke der reinen Herbheit der Nacht wich.

Am Tage haben zwei oder drei Blut auf den Lippen, so scharf zerschneidet der Kalkstaub die Lungen.

Das Gewölk der Dämmerung ist trübe. Am tränenschweren Himmelssaum hängen einzelne matte Sterne. Der Tag, der sich aus der schwermütigen Dämmerung löst, wechselt zwischen Kühle und Schwüle.

Der Wolke entronnen, zelten wir am Straßengraben. Zum erstenmal zieht eine fremde Wolke an uns vorüber, eine Wolke, die nicht die unsere ist. So nahe uns streifend, muß die Wolke enthüllen, was sie mit sich fortträgt: Infanterie, Infanterie, Reiter, Radler, Kradfahrer; Artillerie, mit sechs und acht Pferden bespannt; schwere Panzer, Panzerabwehrgeschütze und die Leichten Panzerjäger; riesige Bomben einzeln auf Lastwagen; noch schwerere Lastkraftwagen, auf denen Pontons aufmontiert sind – Schiffe, die in der Wolke über das Gebirge drängen.

Darüber jagen Flugzeuge hin, stoßen über den Gipfeln in eine Weite, die von der Erde nichts mehr weiß, durchschneiden die Wolken des Himmels. Droben, über den Wolken, ist abermals eine Straße des Krieges, herrscht die gleiche Unaufhaltsamkeit des Vormarschs.

Wohin? Wohin? Wo ist das unbekannte Ziel, dem alles zustrebt? Es ist gut, daß wieder einmal Rastzeit ist und wir dem Zug der Wolken, der Wolken am Himmel und auf Erden, nachschauen können.

Auf schmalen Bergstraßen ziehen wir nebeneinander her. Die Wagen hängen über den Gräben, ein Gefährt drängt das andere in Löcher und Risse. Brücken müssen im Fluge aus Steinen, Knüppeln und Baumstämmen entstehen. Kaum kommen wir noch vorwärts, überholen wieder, bleiben zurück, überholen; wir sind einander fremde Truppen, die der Kampf nie beieinander sieht. Der Überblick ist verloren, aber gewonnen ist die Einsicht in die Mannigfaltigkeit des gewaltigen Heeres. In all dem Wogen und Drängen ist etwas Brüderliches.

Die Wolke schwillt. Sie reißt uns mit sich, löst uns aus allem übrigen Leben.

Durch die Städte kommen wir nur, ehe das Leben des Tages beginnt. Wenn die Wolke durch die Städte wirbelt, ist es, als sei alles Lebendige vor ihr geflohen. Sie allein beherrscht auch die Straßen der Städte, verwandelt und verbirgt sie. Kein Mensch ist zu erblicken. Keine Tür steht geöffnet. Nur der Staub der Wolke weht über Märkte und Gassen.

Es ist also wahr: wir gehören nur noch der Straße da draußen, der Straße des Krieges und der Bahn der Wolke.

Mit den Städten haben wir nichts mehr gemein.

Sturm und Regen haben die Wolke aufgelöst, als sollten wir für eine Stunde oder zwei genießen dürfen, daß uns die Berge auf-

genommen haben, die seltsam waldlosen Berge Bulgariens. Aber die Berge sind nicht tot. Sie wechseln von Farbe zu Farbe wie kostbare Steine, und an ihrem Saume blüht und grünt es pfingstlich.

Wir wissen nicht mehr, welche Jahreszeit es ist.

An den Bauernhäusern kleiner Dörfer, niedrig über windschiefen Türen aufgehängt, wehen die schwarzen Fahnen der Karwoche mit den Zeichen Jesu Christi. Die Bäume und die Tauben feiern schon Pfingsten.

Die Wolke verhüllt uns den Ablauf der Zeit.

Am Gründonnerstag liegt eine weiße Bergwelt vor uns. Auch die Täler sind weiß. Wir sind in große Höhen emporgeklommen. Lange, lange ist Schnee auf die blühenden Bäume gefallen. Es ist nicht mehr der tödliche Reif, der sich aus Kalk und Staub auf die Blüten und die ersten Blätter senkte.

Im Schnee, der die Straßen bis zur Grundlosigkeit aufweicht, erlahmen die tapferen und geduldigen Pferde. Alles steht in ihren Gesichtern geschrieben wie in einem menschlichen Antlitz: Tapferkeit, Geduld, Mühsal, Zorn und Angst, Wille und Erschöpfung.

Reitpferde haben Zugpferde abzulösen, Zurückbleibende zu ersetzen.

Bauern müssen ihre Odsen herbeitreiben.

Indessen pflücken die Soldaten Veildien im Schnee.

Wir sahen doch bereits die blaue Iris blühen?

Die Männer suchten nach Veildien, sie in die Briefe nach der Heimat zu stecken, gewiß als Ostergruß, obwohl sie wissen, daß Ostern längst vorüber sein wird, wenn die Ihren daheim die trockenen, gepreßten Veildien aus den Briefen nehmen.

Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit sind aufgelöst in der Wolke und im Schnee. Wir kommen aus der Glut und Dürre. Und nun, auf Ostern, ist es Winter geworden.

Seit Tagen geht das Wort um: Der Paß. Wir kommen zum Arabakonak-Paß. Vor der Ungewißheit des Zieles liegt als Gewisses nur der Paßübergang über den Hohen Balkan.

Wir sind in der Nacht zum Karfreitag von zwei Uhr an gefahren und marschiert, bis um sieben Uhr morgens Halt vor dem Paßeingang geboten wurde.

Um sieben Uhr abends liegen wir noch immer in der gleichen Schlucht an einem Bergbach.

Es sollen nur noch wenige Windungen des Baches, der die steinigen Berge durchbricht, bis zur Paßschlucht sein.

Der große Schneefall will nicht enden. Die Zeltbahnen umgehängt, stehen wir alle um die Reisigfeuer, die wir in geschützteren Gründen allenthalben zur Erwärmung unablässig aus nassem Reisig immer wieder neu entfachen müssen.

Die Pferde sind der Kälte ausgeliefert, denn ihre Decken sind längst durchweicht und, an ihrem Leibe, gefroren.

Abends um sieben Uhr stoßen wir erneut zum Paß vor. Aber wir kommen, nachdem wir 420 Kilometer in knapp zwei Wochen zurückgelegt haben, nur ein- oder zweitausend Meter vorwärts. Vor uns gehen zwei Divisionen über den Paß. Er ist völlig verstopft.

Der Donauübergang über die größte Pionierbrücke dieses und aller Kriege, über die Brücke von Rumänien nach Bulgarien, zwischen den Grenzstädten Giurgiu und Ruse, hatte sich seinerzeit mit der äußersten Pünktlichkeit vollzogen. Jedem Truppenteil war seine bestimmte Zeit angesetzt; und sie wurde eingehalten. Vor den Schwierigkeiten des Arabakonak-Passes aber versagten alle Pläne und Berechnungen.

Die beiden Divisionen vor uns sind durcheinandergeraten. Es scheint aussichtslos für unsere Munitionskolonnen, noch den Anschluß an unsere Divisionen zu gewinnen.

Wir stehen vor den Bergen wie vor einem verschlossenen Felsentor. Nun wir aus der Wolke befreit sind, die unter uns aus der Erde aufwehte, senkt sich die schwere Wolke voller Schnee und Regen über uns. Wolke um Wolke, um die Höhen kreisend, zieht auf uns zu. Wie eine ungefüge, unabwägbare, feindliche Macht schleicht die Wolke von den Bergen uns entgegen.

Die Feuer flackern ersterbend im Schnee. Vom Bach her steigt immer eisigere Kälte auf. Einer hat eine Schenke vor dem Paß ausfindig gemacht, eine Lehmhütte, von verfallenen Holzschuppen umgeben. Wir können die Pferde wenigstens anbinden, wenigstens ihre Köpfe unter den morschen Dachüberständen schützen. Die Pferde sind sehr unruhig geworden.

Wir drängen uns alle in der Schenke zusammen. Sie hat nur zwei niedrige Räume, weiß gekalkt, wenn auch verschmutzt, mit dunklem Gebälk. In dem einen schlafen auf riesiger Pritsche die Wirtsfamilie und alle Fuhrknechte, die seit zwei Tagen, wie wir, nicht über den Paß können. In dem anderen finden wir nur zwei Bänke und zwei Tische. Auf denen liegen die müden Männer, oder sie stüt-

zen, auf den Tischen sitzend, sich mit ihren Rücken aneinander. Die nichts für sich erobern, werfen sich auf den Fußboden. Man kann keinen Schritt mehr tun. Aber einigen ist es noch gelungen, Holz aufzutreiben und in dem alten Kamin ein Feuer anzulegen. Doch der Kälte ist nicht Herr zu werden, so fauchend auch die Flammen in dem verrußten, einst weiß gekalkten, unförmigen Rauchfang toben.

Es gibt keinen Bissen Brot für uns, keinen Tropfen Schnaps oder Bier oder Büffelmilch, keinen Schafkäse, keinen Maisbrei, nicht eine Zigarette.

Stündlich uns ablösend, wachen wir draußen bei den erschöpften und erregten Pferden, die sich immer wieder losreißen und mit den jagenden Wolken davonstieben. Die Silhouette der Rosse in dieser Nacht wilden Unwetters ist großartig und unheimlich. Es sind nicht mehr unsere alten, vertrauten Tiere. Unaufhaltsam, nicht zu bändigen, stürmen sie, der Last des Nebels ledig, mit den Wolken davon.

Auch die letzten wiehern zornig und angstvoll in einem und suchen Strick und Riemen zu zerreißen. Denn aus den Lehmschornsteinen im Strohdach der Paßschenke schlagen hohe Flammen. Die Esse ist im Feuer der gewaltigen Scheite in Brand geraten.

Die fliehenden Wolken färben sich im Widerschein blutrot und grellgelb. Der Wirt, die Fuhrknechte, die Soldaten, soweit sie nicht den Pferden nachsetzen, eilen mit den zerbeulten Zinnkesseln und bunten Tonkrügen der Gebirgler, mit unseren Ledereimern hinunter zum Bach, bilden eine lange Kette, klimmen die Leitern empord und stürzen wieder davon.

Als der Brand trotz der Armseligkeit der Hilfsmittel gelöscht ist und die Schenke wieder kalt und dunkel vor dem Paß liegt, werden von allen Seiten die Pferde eingebracht; und nun ist der Hauch um ihre Nüstern wie eine Wolke.

Der Mond der Karfreitagsnacht bricht scharf und klar durch das graue, brodelnde Gewölk, das für Augenblicke von Blut zu strömen schien.

Es ist Ostersonnabend, aber man kann kaum an das nahe Fest denken. Die beiden Divisionen im Arabakonak-Paß kommen noch immer nicht auseinander. Truppe um Truppe; Kraftwagen um Kraftwagen, noch aus den Tagen der Blüte und Wärme mit Maiglöckchen und Flieder geschmückt und nun noch beschneit; Sanitätsauto, Lastwagen an Lastwagen, von großen Raupenschleppern und

Winden gezogen, verschwinden in der Paßschlucht. Wie in einer Weltstadt muß hier in der Bergeinsamkeit der Verkehr geleitet und geregelt werden. Den zweiten Tag droht uns die Gefahr, von der Division abgeschnitten zu werden. Und das heißt, keinen Anschluß mehr zu besitzen an Befehlsausgabe, Verpflegungsstelle, Zahlmeisterei und Feldpost – heißt vor allem, mit der Munition zurückzubleiben!

Noch wird das Menschenmögliche versucht, um die Verbindung wieder herzustellen. Schlamm und Schnee spritzt unter den gleitenden Krads der Melder auf. Ihre Gesichter gleichen denen gespenstischer Wesen jener drohenden Bergwelt. Aus Schweiß und Kalk und Staub und Schnee, vom jähen Wechsel hochsommerlicher Tage mit neuem Winter, hat sich eine weiße, starre Maske über ihre Stirnen, Augen, Wangen gelegt. Sie rasen die stockenden Kolonnen auf und ab. Aber es ist ein hilfloses Beginnen. Der Paß verschließt sich uns auch diesen Tag. In sechzig Stunden sind wir nur sechs Kilometer vorwärts gekommen. Wir warten, warten.

Zeigt sich in dem Heerzug, der in den Paß hinaufdrängt, eine Lücke, lebt die Hoffnung auf, wir dürften weiter. Alles eilt zu den Wagen, die Kolonne rückt an. Aber auch das ist vergeblich. Dennoch: wir lassen es uns zehn- und zwanzigmal nicht verdrießen. Doch wir müssen immer wieder in Schnee und Sturm verharren, den Tag, die Nacht.

Der Bach ist grau geworden vom mitgespülten Lehm. Der Frühling ist vom Schnee verhüllt. Wer achtete noch dessen. Kein Schlaf, kein Schlaf! Manche taumeln vor Müdigkeit. Fast sehnt man sich danach, die Wolke von Kalk und Staub wieder zu erblicken, hinter der – man begreift es immer stärker – kein mit Namen bezeichnetes Ziel, aber der Sieg liegt.

Der Ostermorgen dämmert in silbrigem Licht über der Bergschlucht.

Schnee und Regen haben aufgehört. Manchmal leuchtet die Sonne, doch fremd und fern, in dem Silbergrau auf, in das die Landschaft getaucht ist. Als wären es Osterfeuer, haben wir schon sehr früh wieder Reisigfeuer angezündet, und ringsum tun es uns die Büffeltreiber nach. Sie kriechen aus ihren mit roten, gelben, blauen handgewebten Decken verhüllten Ochsenkarren hervor, in denen sie während der Tage unseres Paßüberganges kampieren. Achthundert Büffel sind als Helfer unserer Pferde gedingt. Was sich vordem nur

vereinzelt als notwendig erwies, ist nun zur allgemeinen Lösung geworden. Aus den Gebirgsdörfern der ganzen Gegend sind die Bauern angeworben. Sie drängen sich zu diesem Dienst. Denn was das deutsche Heer ihnen zahlt, übersteigt alle gewohnten Tageseinnahmen bei weitem.

Die Büffeltreiber hocken um die Feuer und brechen ihr Maisbrot und essen Zuckerstücke oder Knoblauch dazu, indes unter den Soldaten die Feldflaschen herumgehen. Wir sind nie ohne Kaffee oder Tee, nie ohne eine warme Mahlzeit gewesen. Das hilft darüber hinweg, daß wir nun den vierten Tag in Lehm, Schnee und Wasser stehen.

Manchem Pferde tut Lehm, Schnee und Wasser wohl. Die Fesseln sind von dem Übermaß der Anstrengung so erschreckend geschwollen, daß sie auf eine unheimliche Weise an Elefanten gemahnen.

Von der sechsten Stunde des Ostermorgens an heißt es wieder, der Paß werde frei. Zehn Stunden später ist es soweit. Wir rücken an; wir müssen wieder halten. Aber diesmal ist es nicht mehr die verzweiflungsvolle Stockung. Die Pferde werden ausgespannt. Jeder Wagen, den bisher zwei Pferde zogen, erhält zehn Büffel, in ihrer unerschütterlichen Ruhe, Kraft und Langsamkeit als Zugtiere. Die Pferde werden geführt, vorüber an Abgründen, in denen abgestürzte Lastkraftwagen liegen. Die Kurven sind erschreckend. Aber den ganzen Paß entlang stehen Warnungstafeln der Wehrmacht, sind Wege- und Abschleppkommandos an der Arbeit. Keinen Augenblick wird damit aufgehört, den schweren Übergang zu erleichtern, und alle neu gewonnenen Erfahrungen werden sofort ausgewertet.

Auf der Höhe ist es milder als im Tal. Wir haben es auf dem ganzen Marsch durch das Gebirge des Hohen Balkans wahrgenommen, wie eisig die Täler und Schluchten sind. Aber die Bäume droben haben noch keine Knospen. Auf der Kuppe des Passes, einer öden Hochebene, treten die Büffeltreiber den Rückweg an, neue Kolonnen heraufzuholen. Als man ihnen nachblickt, wird man sich erst der fast ergreifenden Schönheit der rötlichen, blauen, silbernen Berge bewußt, durch die der schwere Weg uns führte. Manchem hatten die Mühen die Augen verschlossen.

Die Pferde ziehen wieder den Nebel bergab! Hinab ins andere Tal! Es ist wie eine große Befreiung. Die kahlen, jäh gewundenen Serpentinien erscheinen einem als festliche Straße: hinab, hinab! Wir werden die Kämpfende Truppe vorn nicht im Stich lassen müssen!

Man muß an sich halten, dem Befehl zu gehorchen, der uns Schritt zu fahren gebietet.

Am Feierabend dieses Ersten Ostertages breitet sich vor uns ein besonntes, sanftes Tal in einem Ringe flimmernder und schön geformter Berge. Die Gebirgszüge, vielfach gestuft, leuchten in allen Tönen vom hellsten bis ins tiefste Blau, das sich dem Abendlicht vermählt. Aus der Abendröte lösen sich die ersten Sterne. Nun ist auch für uns Ostern zum Fest und Feiertag geworden. Aber seine Botschaft ist kriegerisch. Die Spitze unserer Division habe Feindberührung; in vier Tagen seien wir in Makedonien.

Als stünde es in einer heimlichen Verbindung mit dem, was wir in den vergangenen Tagen erlebten, kreiste wieder die Staubwolke, stetig und wachsend, erst um die Hufe, dann um die Mähnen der Pferde. Sie schwebte dem neuen Gebirge entgegen, hinter dem der Feind stand.

Vermag er zu ahnen, was die Wolke birgt? Uns ist, als wäre sie, unter der wir vor wenigen Tagen noch litten, nun wir sie wieder sehen, zum Zeichen des Sieges geworden – wandernde Wolken säule wie in alter Zeit. Stumm blickt man dem schweigenden Heerzug nach. Nur die Geräusche der Wagen dringen aus der Wolke zu einem. Und doch hört man Gottes Wort auch in dieser Stunde: „Der Herr zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führte, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete, zu reisen Tag und Nacht.“

Die Wolke wandert; die Wolke ballt sich dichter und dichter; auf allen Straßen vom Gebirge her naht die Wolke.

Feindliche Heere vergehen vor ihrer Wirklichkeit, seit aus der ersten Wolke, die sich über sie herabsenkte, das Feuer brach.

Denn letztlich birgt die Wolke das Feuer, das Völker umschmilzt.

DIE STRÖME

Aus einer Skizzenreihe

I. PYRETOS

Die dörfliche Nacht kennt keine Stille mehr.

Es ist, als wälze ein Strom sich bergan, ein graubrauner Strom in Hochwasser und Nachtwind. Gebannt von diesem Anblick steht man an dem kahlen Dorfplatz von Dangenî, an dem zwei Landstraßen ineinermünden, um in einer großen, gemeinsamen Bahn in die langgestreckten, baumlosen Höhen am Saume Rumäniens sich hinaufzuwinden.

Schiffen gleich, schwanken die schweren Panzergeschütze bergan. Wie Schleppkähne im Flußlauf schließt ein ungefüger Lastkraftwagen sich an den anderen. Neue, lange Züge von Munitionskolonnen drängen aus den Landwegen in die große Vormarschstraße, in das Dunkel, das alles umhüllt und dennoch ein so klares Ziel birgt: die russische Grenze, den Fluß.

Die ganze Nacht hindurch ziehen die beiden verbündeten Armeen, die deutsche und die rumänische, der Grenze zu. Wenn sie die Höhen überschreiten, löschen die abgeplatteten Konturen der Höhen den nachts nur schattenhaften Anblick der Heere mit hartem, breitem Strich aus. All die Panzer, Tanks, Geschütze, Fahrzeuge, Raupenschlepper scheinen von einer Welle dahingespült, die das

wogende Eisen verschlingt, um es jenseits des Grenzflusses an das feindliche Ufer zu werfen.

Der Anfang des russischen Krieges hat für uns den Namen dieses einen Flusses angenommen; in den letzten Tagen des Aufmarsches vor dem ersten großen Vorstoß heißt der Krieg: Der Pruth.

In all und jedem meint man seine Nähe zu spüren. Und doch gemahnt noch nichts an eine Flußlandschaft. Auch dieser neue Tag, der letzte Junisonntag, ist nur umrauscht von zartdurchsonntem Laubwald, von reifenden Weizenfeldern umwogt. Aber die Wälder sind erfüllt von kriegerischem Leben – kriegerischem Leben in all jener Heimlichkeit, mit der die große Flußüberschreitung vorbereitet wird. Unter den vollbelaubten Zweigen der Eichen, der Akazien und Ahornbäume sind die grauen Fahrzeuge einer unserer Fahrkolonnen mit der Munition versteckt, die Pferde an den Stämmen – doch fern den todbringenden Akazien – festgebunden, die Zelte aufgeschlagen. In der Tarnungsmalerei ihrer Zeltbahnen sind sie fast unkenntlich unter dem vielen Grün der Wipfel, in dem Lichterspiel von Blätterschatten, Sonnenringen.

In einer Lichtung liegt auf Bretterstapeln Ponton an Ponton, hämmern Männer wie auf einer Werft, als sollten Schiffe durch die Wälder gleiten und Brücken übers Ährenmeer geschlagen werden.

Nahe am Fluß im letzten Dorfe, Stanca, ist eine Zone des Schweigens. Wild wuchernde Bauergärten um die weiße Kirche, Gärten ohne Grenzen, voller Feuerlilien, Georginen, Türkenbund und Rittersporn, mit reifen Kirschbäumen und riesigen, üppigen Akazien über verwitterten Strohdächern machen die Vormarschstraße unsichtbar, ja unhörbar. Der lange, lange Weg durchs Dorf liegt menschenleer. Stanca ist die erste von ihren Einwohnern verlassene Ortschaft. Hungernde Hunde und Katzen laufen von Hof zu Hof, von Tür zu Tür, deren viele offen stehen: alle Habe ist ja von den Flüchtlingen weggebracht. Die Wände der leeren Schenke, die uns für eine Nacht aufnimmt, tragen noch, verdorrt, den Schmuck weißer Akazienblütendolden.

Die Stille der Erde wäre vollkommen; aber unter dem Himmel rasen, immer wieder aus den Wolken hervorbrechend, russische Bombenflugzeuge, Tod und Feuer in die Verwunschenheit schmetternd, über die Gärten hin, in denen wir schon, tragische Gärtnerarbeit des Krieges, tiefe Schutzgräben ausgehoben finden.

Die bunte Fülle der verlassenen, üppigen Gärten, ihr sanftes, dichtes Grün, verlockend zur Rast, muß hinter uns bleiben wie ein un-

gehobener Schatz, von dem man sich wenden soll, kaum daß man ihn erblickte. Und nun liegt, die vorangegangene Spannung enttäuschend, der Fluß in kühler, lichtloser Morgenfrühe vor uns: nüchtern, in leerer Landschaft, schilfumwuchert, von den Netzen der Fischer im Ufergebüsch gleichsam verhängt. Aber gar seltsam weht ein Hauch vom Geiste Griechenlands über die bessarabische Flußebene, über das alte Fischerland hin: strömt doch dort zu unseren Füßen, Zeuge großer Kriege, der Pyretos des Herodot!

Doch der Klang des alten Namens wird im Innern übertönt von dem alle packenden Ruf all jener Ströme, die einem auf der Scheide zwischen Rumänien und Rußland, nun der Pruth zu unseren Füßen fließt, mit einem Male gegenwärtig sind: Dnjestr! Bug! Dnjepr! Don! Wolga! Ural!

Rauchschwaden ziehen über den Pruth. Zum erstenmal durchfahren wir eine weithin niedergebrannte Stadt: Stefanesti. Noch schlagen aus den Trümmern Flammen. Aber sie geben der grauen, toten Stadt, den Mauern, die noch unversehrt aus Rauch und Asche ragen, nicht einmal mehr die grausige Lebendigkeit feurigen Widerscheins.

Kurz bevor wir es berührten, kurz nachdem wir es verließen, hatten russische Flieger Stefanesti heimgesucht. Gerade der Angriff auf eine menschenleere Stadt hat etwas Gespenstisches, als solle Vernichtung sein weit über alles menschliche Leben hinaus.

Niedergebrannt ist auch die Brücke. Das Werk der Pioniere, eine neue starke Brücke auf jenen Pontons, die wir im Wald bereitgehalten sahen, trägt uns nach Rußland hinein, freilich ein geraubtes, angemastetes Rußland im Bessarabien der Rumänen.

Der Pruth, der erste Strom, den wir im neuen Feldzug überschreiten – er ist nicht nur der Pyretos des Herodot; den Gedanken eines Augenblickes wird er auch zum Styx.

Am anderen Ufer sind acht Gräber aufgeschüttet, die ersten Gräber dieses Krieges, die wir sehen; acht brüderliche Gräber unter dem Stahlhelm, dem Kreuze aus geschältem, frischem Holz und einem Strauße Blumen aus den Bauerngärten. Die Gräber sind der Preis für das Recht auf das andere Ufer.

Das Leben des Krieges drängt an ihnen vorüber. Die Landstraße vermag die Fülle der Fahrzeuge nicht mehr zu fassen; nun wir jenseits der Brücke sind, stockt der Strom der Gefährte, stockt kostbare Stunden hindurch. Auf halbem Wege wird der vorgesehene Vormarsch abgebrochen. Der Feind hat die Stauungen wahrgenommen,

und seine Flieger bedrohen uns, die Nachschubkolonnen, die sie fest eingekilt glauben. Aber wir verteilen uns von der Vormarschstraße hinweg in grüne Gründe, Felder, Gärten. Es ist wie eine Vorausnahme nicht nur der ersten, sondern schon der letzten Rast im eben erst betretenen Feindesland: so voller Frieden sind die lieblichen Hügel von Sapte Bani, die blumenreichen Feldraine, die Beete blühenden Mohnes, die dämmernden, tiefgrünen Bauerngärten, die Weinberge, die steigenden und fallenden Wege unter mächtigen Wipfeln und in dichtem Gebüsch.

Der Übergang über den Pruth an diesem grauen, kühlen Julimorgen hat uns in den Sommer geführt. Der erste wahre Sommerabend dämmt linde um den alten Nußbaum, dessen Krone sich zum Schutze vor der Sicht feindlicher Flieger über unserem riesigen Fahrzeug wölbt. Der westliche Himmel schimmert noch lange rosa und zartgolden, bis Mondschein den Nußbaum in Silberglast spinnt. Aber die abendliche Stille über dem weit in die Gärten sich dehrenden, grasüberwucherten Hofe zwischen den schlafenden Ställen und Katen wird immer wieder zerrissen von dem stetig anwachsenden Tosen schwerster Geschütze; und über ihrem Gedröhn rast ein Krad, mit einem Offizier der Division, in den abgelegenen, friedevollen Hof, dessen Hütten im Fluge zu den Schreibstuben des Divisions-Nachschub-Stabes geworden sind.

Wir wußten noch nicht, wie schwer und wie nahe der Kampf war. Russische Panzer, in großer Zahl, waren zum Pruth zurück, hindurchgebrochen. Die Feuerstellungen einer benachbarten Division sind schwer bedrängt. Von Stunde zu Stunde dringender, wird Panzer-Abwehr-Munition benötigt. Eine Brücke ist gebrochen, die zum Munitionslager führt! Die Männer der Nachschubkompanie werden eingesetzt: zum Brückenbau und zum Umladen der Munition an jener verhängnisvollen Stelle.

An diesem ersten Abend in Feindesland begreift auch der Neuling die ganze Bedeutung der Nachschubdienste in ihrer unlöslichen Verflochtenheit mit der Fechtenden Truppe. Die Fahrkolonnen und die motorisierten Kolonnen sind schon unterwegs, aber auch alle Lastkraftwagen des Nachschub-Stabes müssen abgeladen und für den Munitionstransport freigemacht werden; sogar der Feldküchen-LKW und die PKWs der Offiziere fahren die Nacht hindurch unablässig Panzergranaten zur Front.

Ein Stabssonderbefehl ist mündlich vorausgegangen: „Division Ib hat angeordnet, daß noch heute mit allen zur Verfügung stehenden

Mitteln die in der M(unitions)-A(usgabe)-ST(elle) Mihalasesi liegende Munition . . . zur M.A.ST. im Walde 1 Kilometer ostwärts Damaseni zu befördern und dort zu lagern ist. Sollte mit einmaliger Fahrt sämtlicher LKW die Räumung des Lagers in Mihalasesi nicht durchzuführen sein, so ist die Fahrt zu wiederholen . . . Die Munitionierung ist äußerst dringlich.“ Aber auch noch im Stabsbefehl des nächsten Tages wird es heißen: „In erster Linie ist die Panzer-Abwehr-Munition nach vorn zu bringen und dann erst die übrige Munition“ . . .

Die Gefahr hat nur Stunden gedauert. Die deutschen Geschütze hatten in der Spanne der nächtlichen Entscheidung ihre Munition; die russischen kamen zum Schweigen. Der Pruth blieb unser. Und abermals verlangt der Pyretos nun nach dem Griffel eines Herodot.

II. THEATRUM BELLII

Noch immer – von dem Gegenverkehr abgesehen – ziehen jenseits des Pruth drei Reihen nebeneinander her: motorisierte und gespannte Kolonnen; PKWs der Offiziere; Kradfahrer und Melde-reiter. Die Melder, alles überholend, sich durchwindend, sind im Strome des Vormarsches wie die Stromschnellen im schwellenden Lauf eines Flusses zur Zeit eines steigenden Hochwassers. Flüchtlinge auf ihren hochbepackten, schwankenden Wägelchen drängen sich zwischen die Kolonnen. Panzerjäger kommen aus der Richtung der Front zurück und müssen gleichsam durchgeschleust werden; es scheint, sie haben vergeblich ihre Bestimmungsorte gesucht. Es geschieht nicht zum erstenmal, daß in diesem Lande die Karten versagen.

Unmöglich, weiterzukommen. An einem Akazienwäldchen biegen wir, der Stab des Divisions-Nachschub-Führers, ab. Über dem Warten vergehen Stunden, Stunden der Untätigkeit, wie wir sie seit langem nicht kannten. Sogleich verändern sie die Stimmung, ja fast das Wesen der Männer. Denn mit einem Male ist man aller Hast und Mühsal des Vormarsches entnommen. Das Roggenfeld, an dem wir, nahe dem Waldessaum, liegen, ist uns eine feldblumen-übersäte Insel – eine märchenhafte Insel, die unsere Gedanken sogleich verzaubert. Mannshoher Schierling blüht über uns; in solcher Größe noch ungesehene Disteln wogen uns zu Häupten, als wäre jeder von uns ein Gulliver im Reiche der Riesen. Riesig sind auch

die Vögel, die über uns kreisen. Wir sind ja im Lande der Störche. Keiner, der in Bessarabien war, wird den schönen Flug der Störche vergessen. Die Sonne erscheint größer und klarer, jede Wolke weißer, jeder Himmelstreifen blauer, als man sonst je wahrnahm.

Die ungeheure Bewegung der Reihen von Wagen, die mit Akazienästen und Birken üppig grün getarnt sind, hat etwas Festliches. Mit einem unerklärlichen Wohlgefühl läßt man sich etwas vortäuschen, was nicht ist. Plötzlich erinnert der Krieg an Theater, an ein Festspiel im Freien. Sind nicht als Bunkertarnung ganze Häuserkulissen und Mauerattrappen aufgebaut? Gemahnt es nicht an die Dekorationen einer Märchenoper, die im Walde spielt, wenn man die Netze sieht, auf welche Blätter, den Lindenblättern nachgebildet, aufgenäht sind – jene Netze, die über die schweren, großen Lastkraftwagen geworfen werden, dem Feinde eine Waldszenerie vorzuspiegeln? Die Bäume aber, die eben von den Männern gefällt, zur Tarnung herbeigetragen werden und diese ganz mit ihrem Laub verhüllen, so daß sie selbst zu wandeln und zu wandern scheinen – ist's nicht der Birnams-Wald aus „Macbeth“, der gegen Dunsinan sich naht? Und ist nicht auch dies ein Stück Theater im Kriege, und zwar eines, das sehr viele tief und lebendig empfinden: daß als Soldat jeder etwas anderes darstellt, als in Wirklichkeit er ist? Dieses Moment des Soldatseins greift in die tiefsten Gründe des Schauspielertums. Die eigene Existenz wird völlig ausgelöscht zur Darstellung eines anderen, zum Äußersten erhöhten Daseins; diese Darstellung wiederum erfolgt aber ausschließlich mit dem inneren und äußeren menschlichen Material jenes ausgelöschten Wesens. Und besitzt nicht endlich jenes *Theatrum belli* ebenfalls Masken seiner Protagonisten wie das Theater der Antike? Denn die Gesichter der Kradmelder sind unter einer starren Maske von Staub und Schweiß wie versteint und alle tragischen Ausdrucks.

Für Stunden, deren Begrenzung man mit völlig verändertem Zeitgefühl wahrnimmt – wie ja auch die im Theater durchlebten Zeiträume andere sind, als Uhr und Kalender uns anzeigen –, bleiben wir Zuschauer des *Theatrum belli*. Aber wir empfinden uns doch als Zuschauer hinter der Bühne: Zuschauer, die jeden Augenblick auf ein bestimmtes Zeichen zu den Helfern der Akteure auf der offenen Szene werden können. Wer hätte dies im Felde nicht empfunden, wie das Kampffeld der Fechtenden Truppe der offenen Bühne gleicht, die von keinem betreten werden darf, der nicht zum Spiel der Szene gehört, mag er auch noch so eng in das Ganze einbezogen

sein? Gerade der Soldat der Versorgungstruppen befindet sich sehr stark in der Situation des Bühnenarbeiters; dem Spiele – Kampf und Sieg – nahe, es unablässig vorbereitend, sichernd, ergänzend, keinen Augenblick daraus fortzudenken, umfängt ihn doch nicht das Rampenlicht, in dem die das Spiel tragenden Gestalten sich bewegen. Und wie in jenem schmalen Bereich zwischen der Szene und dem Raume hinter den Kulissen nur geflüstert und auf Zehenspitzen gegangen werden darf, so müssen die Kraftwagen, die in jenen entscheidenden Bezirk an der Peripherie der Schlacht vordringen, ihr Tempo verringern, um Geräusch- und Staubentwicklung, alles Sicht- und Hörbarwerden zu vermeiden. Wie alle heimliche, emsige Arbeit hinter der Szene in unablässigem Ineinandergreifen auf den Vorgang auf der offenen Bühne, so ist auch aller Dienst der Versorgungstruppen allein auf den Kampfplatz ausgerichtet. Es ist ein entsagungsvoller Dienst der Treue, der den Ruhm vor der Rampe der Geschichte nicht einfordern darf.

Unerwartete Stunden der Rast, des plötzlichen Entnommen- und Herausgehobenseins zeigen einem mit einem Male den Krieg in jenen geheimnisvollen Beziehungen zu anderen, im Feldleben beinahe vergessenen Bereichen des Lebens, rücken den Krieg in eine eigentümliche Verzauberung.

Als die Straße wieder freier wird zur Weiterfahrt, liegt sie wie eine Wüste vor uns, in der freundliche Täuschungen und festliche Vorspiegelungen nicht möglich sind. Es ist ein Wunder, daß die Straßen noch befahren werden können: zerrissenes Erdreich unterspült vom russischen Regen, zu harten Krusten getrocknet in der unbarmherzigen östlichen Sonne, durchbrochen von den Erdtrichtern der Bombeneinschläge, versperrt von zerstörten feindlichen Panzern, zerrissenen Kraftwagen. Die verwahrlosten Felder am Rande der Straße sind zerwühlt von den Spuren der eigenen Panzer, und in dem reifenden Roggen sind frische Gräber aufgeworfen.

Tiefer im Felde drüben sehen wir die ersten Toten. Einer liegt noch genau so, wie er sich in Deckung warf; andere sind mit ihrer Gasplane zugedeckt worden.

Die Planen sind wie ein dunkler Vorhang, der über die spielerischen Bilder der eben erst vergangenen und nun schon so weit von uns geschiedenen Stunden gefallen ist. Nun ist nur noch Wirklichkeit. Gewitter, Sturm und Regen und Hagel sind das grandiose Szenarium der Weiterfahrt: dem Dnjestr entgegen! Der Regen wird zum Wolkenbruch. Mit dem Abendgewölk drängen von drei Seiten

schwere Gewitter heran, von Ausmaßen der Blitze, wie wir Deutschen sie nicht kennen. Manchmal scheinen die Blitze über den ganzen Himmel zu sprühen. Sie blenden das Auge. Wohl haben wir im Anbruch des Gewitters das nächste Dorf noch erreicht. Aber den bespannten Kolonnen scheint es nicht mehr gelungen zu sein, an ihre Tagesziele zu gelangen. Die vierte Fahrkolonne meldet als erste, daß ihre Pferde völlig erschöpft seien und für den Einsatz kaum in Frage kämen. Dabei liegen schon wieder die neuen Befehle vor. Auf den zerwühlten, grundlosen Wegen können die Meldesfahrer ihr Krad nicht benutzen. Wo Reitpferde zur Verfügung stehen, schicken einzelne Kolonnen ihre Melder zu Pferde. Die Kradfahrer müssen sich zu Fuß aufmachen, waten im Wasser, stapfen im Schlamm. Schüsse fallen in der undurchdringlichen, sturmgepeitschten Finsternis; es sollen noch Heckenschützen im Umkreis des Dorfes sein. Die Wachtposten an den Waldlagern der Kolonnen, regenüberströmt und blitzumlodert, sind zu gespenstischen Gestalten geworden. Der weglose, manchmal fast ratlose Meldegang zu zweien wird zu einer nächtlichen Widerspiegelung von König Lear und seines Narren Gang über die Heide. Obwohl alle Anspannung nur das eine aufgetragene Ziel kennt, scheinen aus der Weite der schrecklichen Nacht, wahrhaftig einer shakespearischen Nacht, die Verse aus dem „Lear“ von überall her auf einen einzudringen, aus verschütteten Schichten des Bewußtseins aufzustehen:

„. . . Du, allerschütternder Donner,
Schlag flach das hohe Rund der Welt! Zerbrich
Der Schöpfung Formen, jeden Keim, aus dem
Entsteht der undankbare Mensch!
. . . Was sonst die Nacht liebt,
Liebt keine Nacht wie die; der zornige Himmel
Bannt selbst die Wanderer der Finsternis
In ihre Höhlen ein. Seit ich ein Mann ward,
Hab' solchen Feuerguß, solch Donnerkrachen,
Solch Brüll'n des heulenden Regensturms ich nie
Gehört. Des Menschen Brust kann nicht ertragen
Solch Leid und Furcht.
Die großen Götter laß,
Die über uns dies graue Getös' erheben,
Jetzt ihre Feinde finden. –“

Der Morgen und der Mittag erweisen die Vergeblichkeit jenes

nächtlichen Meldeganges mit den Aufbruchsbefehlen für die Kolonnen, den Befehlen, die jede Einzelheit in den Aufträgen für die Versorgungstruppen auf die Stunde festgelegt haben: etwa die Munitionstransporte gemäß Sonderbefehl; die Verlegung der drei Kleinen KW-Kolonnen, der Kleinen KW-Kolonne für Betriebsstoff, der Werkstattkompanie und der 11. Panjekolonne bis zum Vormittag; die Bereitstellung zweier Fahrkolonnen ab 5 Uhr; die Beladung einer weiteren Fahrkolonne; die Einrichtung einer Tankstelle für Einzelfahrzeuge beim Divisionsgefechtsstand ab 6.00 Uhr; die Abstellung eines Verbindungs-Offiziers ab 6.00 Uhr zur Division; den weiteren Abtransport von Verpflegungsreserven; den Einsatz von Spähtrupps beim Beuteerfassungskommando; das Sonderkommando für die Männer der Nachschubkompanie, die bald Gefangene zu transportieren, bald die Munitions-Ausgabestelle zu bewachen, bald Umladungen vorzunehmen oder bei Ausbesserungsarbeiten einzuspringen haben.

Dies alles oder doch vieles davon ist nun unterblieben; die Befehle scheinen vom nächtlichen Aufruhr verschlungen. Und Sonne und Wind dieses heiß heraufgekommenen Tages genügen nicht, um die Wege auch nur einigermaßen befahrbar zu machen. Die Fahrkolonnen wie die KW-Kolonnen können nicht abrücken. Ob es um den Motor oder das Pferd geht – bei allen Fahrern herrscht nur ein Gedanke: um jeden Preis, ehe bei der stechenden Hitze ein neues Unwetter kommt, aus diesem Dorfe heraus und ein Stück weiter sein! Denn wir sind ohne Nachricht von der stark vorgedrungenen Division. Das Nachtgewitter, das Himmel und Erde zu verschlingen schien, hat in Wirklichkeit nur uns in einen engen Kreis gebannt.

Während die Mittagsglut steigt, werden die Wege erkundet; und indessen dies geschieht, gilt es die Wagen von allem Ballast zu befreien. Mann für Mann trennt sich von allem, was noch ein Stück Eigentum, einen Rest an Bequemlichkeit bedeutet. Was nicht zur unentbehrlichen Ausrüstung gehört, lodert in einem mächtigen Scheiterhaufen auf. Die Glut des Feuers und die Sonne steigern sich ins Unerträgliche.

Man will den Aufbruch wagen. Aber gleich am Anfang häufen sich die Schwierigkeiten. Die Straße ist ein Drama; in diesem Lande ist Regen ein Unglück. Der erste, gewiß einfältige, aber nur zu natürliche Gedanke ist: wie kann ein Volk mit solchen Straßen, ein Land mit solchem Regen Krieg führen! Was die Bomben – mehr an als auf der Straße – an Zerstörung anrichteten, ist noch das wenigste!

Im Fluge eingesetzte Wegekommandos – bessarabische Dorfbevölkerung und deutsche Truppen – müssen jedem Fahrzeug aus dem Dorf heraushelfen. Die Männer der aufbrechenden Kolonnen reichen nicht entfernt aus. Stundenlang gilt es, steckengebliebene LKWs, die im Caracho noch durch eine versumpfte Senke zu stoßen suchten, aus dem Schlamm zu heben und weiterzuschieben. Dämme aus Maisrohr werden in Augenblicken gebaut. Jedes Stück Straße vor und hinter jedem Gefährt muß ausgebessert, die frisch aufgerissenen Löcher mühsam aufgefüllt werden mit allem, was die Hände greifen können. Dabei wälzt sich, mit fauchenden Maschinen und still singenden Motoren – es klingt seltsam angstvoll – der ununterbrochene Zug der Kraftfahrzeuge unter den rhythmischen Rufen der schiebenden, stoßenden, pressenden und hebenden Männer weiter, durch die gefährlichsten Strecken der Straße mühsam durchgeschleust. Aber auch noch die größte Mühsal kennt keine Unordnung. Keine weltstädtische Verkehrsregelung kann mit größerer Genauigkeit arbeiten als diese improvisierten Verkehrsposten an den gefährdeten und unübersichtlichsten Stellen dieser zerwühlten, zerrissenen, ihres Namens nicht mehr werten Landstraße am Saume der zivilisierten Welt.

Den Anlauf über einen Hohlweg im steigenden Felde schafft kein Fahrzeug mehr. Und gerade an dieser Stelle überschneiden sich nun Vormarschreihen aller Art. Auf den Hohlweg zu gerät alles ins Stocken. Munitionswagen, LKWs und PKWs rollen rückwärts, fahren ineinander, Pferde scheuen, Autos dampfen, als begönnen sie zu brennen. Infanterie, vorübermarschierend, sofern man das Stapfen im Morast marschieren nennen will, springt ein, hilft schieben; alle Kraft der menschlichen Körper wird aufgeboten, namentlich die Fahrzeuge der Fahrkolonnen weiterzudrücken oder sie im Zurückrollen aufzuhalten, um den armen Pferden zu helfen. LKW, Schlepper: einer steht dem anderen bei – der Kraftwagen dem Pferd, und das Pferd dem Kraftwagen; das Tier dem Menschen und der Mensch dem Tier. Es ist ein infernalischer Kampf der Lungen und der Motore. Dem einen PKW versagt die Kuppelung, dem anderen LKW bricht der Differential. Nur in dieser Wirrnis, diesem zähen Gedränge keinen Luftangriff! Aber davon bleiben wir verschont.

Die Fahrt war nur kurz, bricht jäh und planlos ab, obwohl wir an diesem Tage noch 40 Kilometer weiter vorrücken sollen, um die Division zu erreichen. Als der Spätnachmittag wieder ein großes

Gewitter bringt und der Sturm fast das Wagendach von jedem Fahrzeug zu reißen droht, ist alle Hoffnung auf Weiterfahrt vergeblich. Kraftwagen und Kräder gleiten, schlingern, schaukeln; die Motoren rasen und fauchen – manchmal springen die Kolosse der LKWs steil empor, dann wieder liegen sie ganz schief und sinken unaufhaltsam in einem Graben ab. Die Räder und Reifen sind nur noch Scheiben von Lehm; wir schälen die dicke Lehmschicht von den Speichen, legen Schneeketten an – mitten im Juli; umsonst! Endlich versackt ein Fahrzeug um das andere in dem Morast der breiten, Sümpfen gleich verschlammten Senken. Die Pferde und die Rotten der Männer können die festgefahrenen Wagen nicht mehr herausbekommen. Ein Raupenschlepper zerrt wohl noch einmal eines der lehmbedeckten Ungetüme mit sich mit, aber nach einer kurzen Strecke wühlt es sich nur um so tiefer ein. In der Biegung des Weges, die wir überblicken, sind schon 17 LKWs abgesunken, und die ganze Straße vor uns ist völlig verstopft von Artillerie, die zum Teil schon zwölfspännig hatte fahren müssen – wenn man dies Schleppen, Stoßen, Schieben, Kriechen, Schaukeln und Stürzen noch fahren nennen wollte! Weiterhin soll die Straße vermint sein.

Über die aufgewühlten, regenverhängten Sturzäcker schwanken hinter den verzweifelt stapfenden und keuchend ihre Last zerrenden mageren Panjepferdchen die elenden Bauernwagen her, auf denen man, ins feuchte Stroh gebettet, die Verwundeten noch zu der großen Straße zu bringen sucht.

Auf dem zerwühlten Landweg, der, vom Wasser überspült, schon ins Feld hinein aufgelöst scheint, bleiben wir über Nacht liegen – in langen Reihen von allem, was da fährt, – was da fuhr.

Einige wagen zu Fuß den Vorstoß bis zum Dorf; andere kampieren, in ihre Zeltbahnen gewickelt, trotz der Nässe im Getreide; wer nur kann, bleibt im Fahrzeug, halb liegend, halb hockend, auf dem Gepäck und der Munition ausgestreckt.

Tankwagen und Verpflegungswagen sind in nun schon nicht mehr erreichbarer Ferne festgefahren im Modder, aus dem sie – auch wenn Pioniere eingesetzt werden – schließlich doch nur noch die Sonne selbst befreien kann.

Von den Offizieren, die in den wendigeren PKWs noch ein Stück weiter vorangekommen waren, sind wir abgetrennt. Aber auch untereinander haben die Offiziere die Fühlung völlig verloren, und von den einzelnen Einheiten des Divisions-Nachschubs weiß man nicht mehr, wo sie abgeblieben sein mögen.

Immer wieder kämpfen sich noch Gespanne, vier Pferde nebeneinander, an uns vorüber, in furchtbarer Mühsal der Menschen und Tiere. Zuletzt wogt nur noch ein Raupenschlepper durch den Lehm. Fünftausend Meter Marsch waren zur großen Tagesleistung geworden!

Wir sind auf der Fahrt von Strom zu Strom, sind zwischen dem Pruth und dem Dnjestr. Aber uns ist es, als wären die Gefährte unserer Kolonnen, Wrack um Wrack, selber abgesunken auf dem Grunde eines Stromes, und der Krieg würde künftig über uns hinwegrauschen wie ein Hochwasser über die von seinen Fluten überspülte Landschaft. Wie eine versunkene Wagenstadt und Wagenburg auf dem Grunde der Wasser: so trifft uns die Nacht, die nur noch ein einziges Rauschen und Strudeln in undurchdringlicher Finsternis zu sein scheint.

Der alte, große „Bus“, in dem die Geschäftszimmer unseres Stabes zu arbeiten, zu hausen, zu schlafen und alle Versprengten als „Durchgänger“ zu beherbergen pflegen, ist eine Zuflucht, als Fahrzeug um Fahrzeug in Dunkelheit und Wolkenbruch dem Blick entschwindet. Wer nur noch einen Winkel zwischen unseren Aktenkisten finden zu können meint, wadet zum tief im Schlamm eingesunkenen, schief am Saum der Straße hängenden Bus. Aber der ist längst überfüllt.

Wir singen, singen – den langen Abend hinzubringen, den Hunger zu vergessen. Und das gelingt soweit, daß aus dem Stegreif eines der Lieder entsteht, die uns dann weit durch Rußland begleitet haben:

„Wir fahren so lange durch Rußland
und kommen durchaus nicht vom Fleck.
Unterwegs kein Gruß, keine Kußhand
und abwechselnd Hitze und Dreck.“

Zeile um Zeile wird unmittelbarer Niederschlag der augenblicklichen Lage:

„Wir haben noch eine Zigarette.
Wie macht man dem Ärger nur Luft?
Geflucht wird im Bus um die Wette,
doch wer meutert, bleibt draußen, der Schuft . . .“

Es will keiner draußen bleiben. Es meutert keiner. Der Bus singt, singt, und neuer Regen peitscht gegen Fenster und Dach. Um uns und über uns rauschen seine Fluten hin, doch:

„... wenn am Abend Gesang in dem Bus ertönt,
da werden die Landser so brav.
Mit dem Schicksal fühlt jeder sich gleich ausgesöhnt,
ohne Essen und Kaffee und Schlaf –.“

Der graue Bus scheint noch einmal, was er in Friedenszeiten war: der große, behagliche Reiseomnibus einer Theatertruppe. Etwas von der Atmosphäre, die ihn einst erfüllte, lebt wieder auf, so groß der Unterschied zwischen Kostümkoffer und Tornister auch sein mag. Aber nun gilt es die Fahrt zu der mit Spannung erwarteten Aufführung im *Theatrum belli*!

Wann werden wir aus dem Grund des Stromes wieder auftauchen wie aus einer Versenkung und wieder mitspielen in der großen Szene am Dnjestr?

Noch ist sie verhüllt vom undurchdringlichen Vorhang des nächtlichen Regens.

Aber über der Frage: Wann geht es weiter? ist das Singen verstummt.

Nachts klopft ein Meldereiter, der mit seinem Pferde nicht mehr weiter kann, an den Bus.

Unsere neunte Kolonne, ruft hart die Wirklichkeit des *Theatrum belli* in unseren alten Theateromnibus, ist mitten im Wolkenbruch von neun russischen Bombern angegriffen worden, hat zwei Verwundete und neun tote Pferde.

Wir haben noch zwei weitere Tage und Nächte auf der Straße gelegen; ohne Getränke; mit einem kläglichen Rest der zuletzt ausgeteilten Verpflegungsration; festgefahren im Schlamm; aufeinandergehäuft, den feindlichen Fliegern preisgegeben; und was man vielleicht am ungeduldigsten trägt: angewiesen nur auf Gerüchte. Die Kampfhandlungen sollen stocken, die Regimenter der Division den Dnjestr noch nicht überschritten haben.

Aber das Wort Dnjestr, auf dem *Theatrum belli* nun zum Stichwort geworden, braucht nur zu fallen, und wir wissen: er wird überschritten werden. Und daß wir uns auf dem Grunde eines Stromes versunken wähnten, wird im hellen Licht der östlichen Sommer-sonne ein bald verwehter Traum, ein rasch vergessenes Zwischenspiel sein, sobald nur der neue Strom vor uns liegt.

Es will erst Tag werden.

Über den endlos weiten, wilden Gärten zwischen den verfallenen Feldsteinmauern liegt noch der Nebel der Frühe.

Um diese Stunde, die alle Dinge noch in eine kühle, gläserne Ferne rückt, wirken die bessarabischen Dörfer noch schön: in Hügelfeldern weit talauf, talab sich ziehend, von mächtigen Baumkronen umschattet, mit bunt bemalten Lehmwänden und eigenwilligen und eigenartigen, geschnitzten und strohbedeckten Dächern um erhöhte Kirchen geschart, mohn- und malvenumblüht. Viele spät bestellte Felder gemahnen noch an Frühling. Andere, wenn auch die Halme noch niedrig sind, gewinnen im steigenden Tageslicht schon die Farbe der Reife. Erst der volle Tag gibt das Elend und die Häßlichkeit der bessarabischen Dörfer preis.

Aber jetzt ist selbst das Wagenlager der „Panjes“, der Bauern des Landes, die mit Pferd und Landwägelchen für die Nachschubkolonnen gedingt sind, noch in eine gewisse Schönheit getaucht. Die schmalen, langen Karren sind mit farbigen Tüchern verhängt; die Pferde, lose an der Deichsel angebunden, grasen lautlos, fast frei sich bewegend; ihr Fell glänzt von der Feuchtigkeit der ersten Frühe.

Vom Morgengrauen und ersten Hahnenschrei an sitzen die Panjes, aus ihrer Wagenburg hervorgekrochen, auf den Höfen und mahlen Mais. Die Frauen knien vor den „Sommeröfen“, den groben, kleinen Lehmöfen, im Freien und legen Feuer an.

Man hört keinen Laut, kein Geräusch als das Ächzen des hohen Brunnenschwengels; die ersten Pferde werden zur Tränke geführt. Die Brunnenschwengel stehen wie riesige, unregelmäßige, schwankende Kreuze über der Landschaft des morgendlichen Dorfes, und zu ihren Füßen breitet sich der alte Friedhof mit seinen grasüberwucherten, eingesunkenen Gräbern, den geneigten, verwitterten, grobgefügtten Holzkreuzen, umleuchtet von Malven, üppigen, riesigen Malven, wie in Deutschland sie noch keiner sah. Im ersten Sonnenlicht umsummen Bienenreigen die großen, wilden, strahlenden Blumen. Es ist noch so still, daß das Bienensummen, mit dem Ächzen der Brunnenschwengel, die ganze Luft zu erfüllen scheint.

In der Kommandantur des Divisions-Nachschub-Führers wird der Wehrmachtsbericht studiert. In der Kommandantur? Der hölzerne Wimpel – blauumrandet, mit dem Zeichen der Division, der

„Mütze“ der Großen Grenadiere des Soldatenkönigs –, ein einfaches Schild, am Fensterladen oder der rohen Brettertür angehängelt, machen in jedem Dorfe, das wir für eine Nacht zur Ortsunterkunft wählen, eines der ärmlichen Bauernhäuser zu der Zentrale des Divisions-Nachschub-Stabes. Diese neue „Kommandantur“ darf sich sogar sehen lassen. Endlich ist sie wieder einmal in einer geräumigen Stube untergebracht, und diese Stube ist nicht ohne eine naive Freundlichkeit. Die drei Fenster haben rosa Papiergardinen, und die Gardinenleiste ist mit gelben, blauen und roten Papierrosen besteckt. Der riesige Ofen mit dem tiefen Gewölbe der Kochstelle und dem Turmbau der Familienschlafstätte gleicht einer Burg. Aber seine weißgekalkten, breiten, auf eine reizvolle Weise unregelmäßigen Flächen sind bemalt mit Blumen und Vögeln. Die Träume endloser, einsamer Winterabende haben Märchengärten um den Ofen gezaubert. Jetzt, wo die hohen Malven vor den Fenstern blühen und majestätische Nuß- und Birnbaumkronen draußen in dem vollen Sommerwinde wogen, gibt man auf die Malereien kaum acht. Aber der Ofen, das Herzstück des Hauses, mit seinen Stufen und Bänken ist begehrt als Arbeitsplatz. Endlich ist genügend Raum da, die Karten auszubreiten, die beiden Schreibmaschinen aufzustellen. Der kalte Ofen scheint recht eigentlich die Abteilung Ib des „Di-Na-Fü“ zu sein!

Der Wehrmachtsbericht, von der Division frisch eingegangen, lautet an diesem Julitage: „Auf der gesamten Ostfront ist ein gewaltiges Ringen um die Entscheidung im Gange. Rund neun Millionen stehen sich in einem Kampfe gegenüber, dessen Ausmaß alle geschichtlichen Vorstellungen übertrifft. Große Erfolge bahnen sich an.“

Aus dem eigenen Frontabschnitt aber erreichen uns nur Gerüchte. Am Dnjestr werde schwer gekämpft. Der Dnjestr-Übergang beginne ebenso erfolgreich wie verlustreich. Die Russen seien in einem Steilufer in zehn Kilometer langer, gewaltiger Befestigungslinie verschanzt, die eine Fortsetzung der Stalin-Linie darstelle. Wir hätten durch Verluste schon Mangel an Schlauchbooten, der einzigen Übergangsmöglichkeit. Drei Brückenköpfe seien zwar schon von uns gebildet, aber noch fehlten die Querverbindungen in je fünf Kilometer Breite. Von der Artillerie und den Pionieren werde zur Zeit besonders viel verlangt, und die Artillerie komme in diesen Tagen nicht nach.

Dies, dies letztere geht uns an. Hier geht's um unsere Sache. Die Artillerie braucht Munition. In diesem neuen Abschnitt des Feld-

zuges wünscht der Divisions-Nachschub-Führer, trotz des erneut so wichtig gewordenen Pferdeinsatzes, doch vor allem KW-Kolonnen zu haben.

In aller Morgenfrühe fährt er zum Hauptgefechtsstand des Divisionskommandeurs. Nun besteht Klarheit: der Weg über den Dnjestr ist frei! Aber das bedeutet auch, daß der Bedarf an Munition sich ins Ungeheure steigert.

Ein zweiter PKW braust ab: der Adjutant des Divisions-Nachschub-Führers mit dem Auftrag zur Wege-Erkundung, den die Ungenauigkeit der russischen Karten immer wieder bedingt, und zum Zwecke ständiger unmittelbarer Fühlungnahme mit dem Ib der Division, bei dem die Fäden von allen Versorgungsgruppen und Rückwärtigen Diensten, von den Munitionskolonnen bis zur Feldpost, von den Gefangenen-Transport- und Beute-Erfassungskommandos bis zur Feldebäckerei und -schlächterei, von Sanitäts- und Veterinärkompanie, Hauptverbands- und Pferdesammelplatz zusammenlaufen. Jede einzelne Abteilung muß ihren auf die Stunde genau festgelegten Einsatz für den nächsten Tag haben.

Nachdem wir in der letzten Zeit selbst mit unseren zuverlässigsten PKWs in Lehm und Dreck nur hingekrochen waren, jagen wir nun auf der Vormarschstraße wieder in einer graubraunen Staubwolke dahin, die unser Gesicht mit einer dunklen Maske bedeckt.

Wir stoßen auf Straßen, von denen man sagt: „Es ist unmöglich!“ Aber indem man es ausspricht, befährt man sie schon. Die Fahrer der bespannten Einheiten aber müssen auf diesen Straßen wieder viel laufen.

Mit halbgebremsten Rädern gleiten wir durch steil abfallende Schluchten in Sand und Geröll; wir scheinen übereinander zu hängen: Wagen über Wagen, Auto über Auto, PKWs, LKWs – es ist ein Turmbau von Babel, aus Militärfahrzeugen vom Fluß zur Höhe, dem letzten Saume Bessarabiens, aufgeschichtet. Drunten am Ende des Kataraktes von Fahrzeugen soll der Dnjestr sein.

Die Pionierbrücken sind dauernd beansprucht. Wir müssen danach trachten, im Geröll hängen zu bleiben, bis wieder ein Schub Wagen auf die Brücke nachrücken darf. Man liegt fest, inmitten eines infernalisches Gedränges zur Muße gezwungen, und kann seine Beobachtungen machen. Hier, auf der Scheide zwischen Bessarabien und der Ukraine ist man besonders dazu gestimmt; nun erst stoßen wir ja in das eigentliche Rußland vor. Auch das diesseitige Ufer des Dnjestr ist schon Rußland: Rußland in seinen Häusern, dem

Schnitzwerk ihrer Dachbalken, Türen, Fensterläden – in seinen Menschen vor allem. Denn dies sind nun die Bassawrjuck, Warfolomej, die Stetzko, Dorosch und Owerko; die Müller und Bauern, Schankwirte und Fuhrleute mit ihren Frauen und Kindern, das Volk aus Gogols Ukrainischen Geschichten, aus Puschkins Fragmenten, Turgenjews Erzählungen und Tolstois Romanen; die Menschen, denen Weizenbrot und Mohnkuchen mit Honig und süßer Schnaps mit Rosinen und Pflaumen das höchste irdische Glück sind. Da stehen sie vor den Trümmern ihrer Häuser oder hocken, der Brandstätte abgewandt, auf Bündeln, zwischen Körben und Eimern voll kläglichem Hausrats, Säuglinge auf den Knien und im Arm. Allenthalben, wo die Elendshöfe nicht zerstört sind, kehren die Flüchtlinge heim. Es muß seltsam sein, frische Gräber, Siegergräber im unversehrten Gärtlein zu finden. Nichts ist den Heimkehrern geraubt, als die Blumen zum Schmuck der frischen Kreuze auf den Gräbern mit dem deutschen Stahlhelm.

Zwischen Gräbern, die eben erst geschlossen sind, rücken wir auf den Fluß zu, selber wie von einem Strome mitgespült, der – im heftigen Bremsen und jähem Anrücken der Fahrzeuge – bald sich zähe staut, bald aufgewühlt dahinstrudelt.

Unmittelbar vor der Brücke setzt gewaltiges Flakfeuer ein. Neun russische Bomber, niedrig und deutlich, donnern über uns hin, suchen auf unsere Vier-Tonnen-Brücke und die ein Stück entfernt liegende Acht-Tonnen-Brücke Bomben abzuwerfen und den gestauten deutschen Aufmarsch in dem Engpaß am bessarabischen Ufer mitzutreffen. Gleich neben den Wagen, zwischen denen wir eingekleidet sind, zieht sich ein tiefer Graben, in dichtem Buschwerk, an einer Feldsteinmauer hin, eine Deckung, wie man sie sich nur wünschen kann. Die uns zuge dachte Bombe fällt rechts von uns auf eine kahle Höhe. Und nun sehen wir zum erstenmal, in großartiger Leistung deutscher Jäger, den Abschluß, Sturz und Brand eines der herabgeholtten Bomber.

Ein PKW, nicht sehr entfernt, ist getroffen, zersplittert; der Fahrer war im letzten Augenblick abgesprungen. Erst später erfahren wir, daß auch der Wagen des Divisions-Nachschub-Führers und der des Stabsarztes in einen wahren Splitterregen gerieten.

Die Pontonbrücke ist unversehrt. Unmittelbar nach dem Angriff, Schlag zwölf Uhr mittags, überschreiten wir den Dnjestr. In dem Augenblick, in dem man auf die leise bebende Brücke auffährt, wird einem – denn welch ein Ziel ist nun erreicht! – in seltsam

feierlichem Gefühl erst bewußt, daß Sonntag ist, glühender und glanzvoller Julisonntag. Selbst der Divisionspfarrer, dem wir im Deckungsgraben begegnet sind, hatte es vergessen. Denn Sonntag für Sonntag, seit fünf Wochen, hat uns auf dem Vormarsch gefunden.

Jenes Gefühl von Feierlichkeit mochte sich aber auch daraus erklären, daß nun, da man aus der Schlucht von Sand und Stein befreit war und gleichsam über dem Strom schwebte, die ganze, große, weite Schönheit des Dnjestr vor einem ausgebreitet lag. Und jene Schönheit war Schönheit der Heimat, nicht die eines Stromes der Fremde, des Ostens, sondern ein brüderliches Bild des Rheins.

Ein Bruder des Rheins, das ist der Dnjestr. Er ist es in den edlen Linien seiner Windungen, in der klaren Tiefe, der erhabenen Breite, der länderdurchquerenden Länge, dem Rhythmus seines Gefälles. Er hat die leuchtende, sommerlich grüne Farbe seiner Wasser. Weiße Kirchen – aber sie sind Magazine – und Klöster – aber sie sind Politbüros – spiegeln sich darin, in waldige Höhen und an den Saum endloser, reifender Weinberge gebettet.

Vom kühlen Strome weht einem ein Vorgefühl von Sieg und Friede zu, von Sommer und Heimkehr und Stille des Sonntags. Die Autos, die Wagen, die Reiter auf dem Hochplateau jenseits des Flusses, die Tische und Stühle vor der langgestreckten, hellgelben Brauerei dort droben – man könnte meinen, einem Ausflugsort am Rheine zuzufahren.

Aber der Krieg duldet solche Empfindungen nur für Augenblicke. Am anderen Ufer, bei der Brauerei über den Weinbergen, die eben noch der Hauptgefechtsstand gewesen war und nun der Sitz des I b der Division ist, begegnen uns die ersten Sankas, die, ihre Rotkreuzfahne aufgesteckt, Verwundete von der Front bringen. Und schon folgen LKWs mit verwundeten Pferden – den gleichen Pferden, die schon so oft die Fahrzeuge aus dem Morast abschleppten. Aber auch auf der Weinbergshöhe werden blutende, schwer verletzte Pferde abgeführt, mitten durch das Gedränge mehrerer Einheiten und den Aufbruch einer Sanitätskompanie, die gerade dabei ist, dem Hauptgefechtsstand nachzufolgen und den Hauptverbandsplatz vorzulegen. Tote, gedunsene Pferde liegen an der Straße; manchmal furchtbaren, dabei bizarren Ausdrucks, manchmal still und edel. Durch die reine Sommerluft zieht Verwesungs- und Brandgeruch. In dem nahen Dorfe zwischen den Weinbergen sind, an diesem wie zuvor am anderen Ufer, viele Häuser zer-

schossen, halb niedergebrannt, ganz ausgebrannt. Gefangenenzüge werden, an den Brandstätten entlang, den Sammelplätzen zugebracht. Doch immer wieder – auch wenn die russischen Bomber noch dreimal zurückkehren und der Himmel verdunkelt ist von den Rauchsäulen schwerer Einschlüge – sind Herz und Blick hingerissen von der Schönheit des besonnten Flußtals in Juliglanz und Sonntagsfriede, unter blauem Himmel, verwehenden Wolken, im Sommerwind, in wunderbar wechselnden Beleuchtungen der Ufer! Denn unablässlich wandelt sich das reiche Licht über dem Strom und seinen Weinbergshängen. Eine Wunschlosigkeit, als hätte man heimgefunden, kommt über einen: hier bleiben dürfen!

Aber jener Fluß ist nicht der Rhein, und Sonntag im Felde ist nicht Sonntag. Der große Strom des Vormarschs, des Vormarschs mehrerer Divisionen, bahnt sich schon wieder sein Bett durch das Land, steigt, stetig schwellend, die Serpentinstraßen hinauf – dem nächsten Flusse zu. Kaum daß der Dnjestr in harten Kämpfen überschritten ist, breitet sich schon wieder das gründlichste, umfassendste System von Orientierungstafeln der verschiedenen Divisionen und Formationen zur Front hin über das ganze Ufergebiet. Aus dem hochorganisierten Netz von Wegezeichen aller Art leuchtet einem sofort das große, gelbe Schild entgegen: Abmarschweg zur Front.

Die Vorverlegung der Front schreitet so rasch vorwärts, daß auch hier, auf der Rebenhöhe, wo mittags noch ein Schnittpunkt militärischen Verkehrs war, um den Spätnachmittag Stille herrscht. Nur noch Gruppen beratender Offiziere, nur noch einige Melder: der Krieg drängt schon dem neuen Ufer zu!

Einer der Melder gilt uns. Die Vormarschstraße ist völlig überlastet. Mit dem Nachschub nachzurücken, ist unmöglich. Wir erhalten neue Befehle, neue Ziele.

Die führen uns nun doch noch einmal an den Fluß zurück, und zwar an jene Stelle, an der unsere Division bei Mogilew den Dnjestr unmittelbar unter dem am heißesten umkämpften russischen Bunker überschritt. In der dünnen, steinigen Höhe dieses sonst so lieblichen Uferstreifens wird der Bunker kaum wahrnehmbar. Ein Steilhang, zwischen den Weinbergen mit seinen platten Steinen von der Natur schon wie ein Festungswerk geformt, birgt gewaltige Befestigungen, eine Verlängerung der Stalinlinie, übereinander gestaffelte, von der Landschaft gegen alle Sicht getarnte Bunker. Die grauen Betonkuppen verschwinden völlig im grauen Ufergestein. Uns bleibt noch eine kurze Frist, diese Stätte schwerster Kämpfe zu besichtigen.

Hier hat der Feind alle, aber auch alle Chancen gehabt, und unsere Division hat dies uneinnehmbar scheinende Steilufer so rasch genommen – ein Ufer, das ein wahres Panzerwerk war, ein Labyrinth von Laufgängen. Aber nach dem raffiniertesten System, mit allen Künsten und Listen der Fortifikation ist dieses Labyrinth um den Befehlsturm angelegt, reich ausgestattet mit Schlafkojen, Waschraum, Heizung, elektrischem Kraftwerk, Telephonzentrale, ärztlichem Behandlungszimmer. Doch was als Sicherheit und Ordnung erscheint, atmet nur Grauen und Beklemmung. Zwischen den weichgeschwungenen Rebenhängen, die an die Ufer des Rheins gemahnten und die Herzen bei dem ersten Anblick höher schlagen ließen in jäh und warm uns überkommender heimatlicher Erinnerung, ist hier eine Zwingburg des Todes ins Gestein getrieben. Kein freier Schritt ist möglich. Ruß weht einem entgegen. Feuchtigkeit beschlägt die Hände, das Gesicht, die Uniform. Es ist kühl und drückend in einem, und das Atemholen fällt einem schwer. Welche Raserei des Todes hat hier stattgefunden! Zum erstenmal empfindet man, was es heißt, daß unsere Kolonnen zweihundert Liter Benzin und zehn Zentner Sprengstoff allein für die Sprengung eines einzigen solchen Bunkers angefahren haben. Man tappt mit wenigen Taschenlampen in den nachtschwarzen Gängen über verbrannte Leichen, Mäntel und Lederzeug, Gewehre, Waffentrümmer, Bücher. Es ist, als habe das Feuer die Menschen ergriffen und die Dinge geschont. In höchster Verzweiflung muß alles durcheinandergeworfen worden sein. Um so erschütternder wirkt der Gegensatz, wie da auf einem Regal noch ein paar unversehrte Eier liegen, Zigaretten, Bücher: überall Bücher, auffallend viel Lehrbücher.

Schon der Eingang zu dem Bunker mit seinen zerrissenen Eisenkonstruktionen, die wie Wurzeln in umgegrabener Erde aus dem Gestein hingen, mit den Haufen zerschossener Waffen und verschossener Munition in dem gähnend aufgerissenen Felsennest hatte wie eine danteske Höllenpforte gewirkt: die Bäume davor zersplittert, die grünen Zweige verdorrt. Zwischen den geknickten Baumstämmen war ein riesiges Massengrab für die Russen, die sie aus dem Bunker trugen, aufgeworfen. In dessen Schatten duckt sich der flache Erdhügel eines Einzelgrabes; statt des Russenhelmes liegt ein Paar derber Frauenschuhe darauf. Es soll das Grab einer Ärztin oder Telephonistin sein; es heißt, sie sei nicht die einzige Frau in dem Bunker gewesen.

Die Gräber haben bereits eine Ferne geschaffen, die Kämpfe schon

in Vergangenheit entrückt, über die Wirrnis der Zerstörung schon die Erde gebreitet, aus der Neues zu werden vermag.

Der Weg durch den Bunker aber ist noch durchschauert von dem feurigen Atem eben erst bestandener Kämpfe; der Weg durch den Bunker führt noch durch alle Stufen des Entsetzens bis zu jener Koje, in der, das Antlitz dem Eingang zugewendet, ein verbrannter Leichnam aufrecht unter liegenden verbrannten Leichen sitzt. Das von den Flammen verschlungene Gesicht ist Zug um Zug erhalten; hätte einer es freventlich angerührt – wessen keiner fähig war –, es wäre im Augenblick in Ruß verfallen. Völliger hat man das Nichts des Todes noch nie erfahren, und in diesem einen Menschenantlitz ist uns das ganze grausige, infernalische Widerspiel dieses vollendet schönen, paradiesischen Sommertages begegnet. Als wir diese Stätte der Vernichtung – welchen Sinn enthüllte einem plötzlich dieses Wort: Ver-Nichtung! – wieder verließen, lag vor uns das Flußtal in überwältigender abendlicher Schönheit. In einer weiten, edlen Windung umfloß der Dnjestr den Felsen, der die Hölle barg. Neben der harten, scharfen, dunklen Silhouette des zerschmetterten Bunkers versank die Sonne in dem Strom. Hellrote, goldgeränderte Wolkenbrücken senkten sich von Uferhöhe zu Uferhöhe über den purpurn aufleuchtenden Fluß; und über den Wolkenbrücken schimmerten blaue Berge auf, die, um viele Windungen entfernt, doch nun dem Auge ganz nahe gerückt, aus den klaren, grünen Wassern des Dnjestr auffragten. Die abendliche Flußlandschaft war in völlige Verklärung getaucht; sie atmete den Hauch des letzten Friedens und der letzten Heimkehr. Im mattgelb verglänzenden Westhimmel schimmerte der erste Stern strahlend, groß, in reinem Golde auf. Aller Jammer, alles Grauen der Erde war ausgelöscht von der feierlichen, der vollkommenen Schönheit dieser letzten Stunde im Tageslicht, in der die Gestirne des Tages und der Nacht einander begegneten. In dem immer zarter werdenden Licht der Abendsonne stieg zu unseren Füßen, in dem grünen Grund des Dorfes am Fluß, jene wandelnde Wolke auf, die das Zeichen des rastlosen Vormarsches ist. Unsere Kolonnen rückten nach.

Wir waren, von Kolonne zu Kolonne fahrend, noch unterwegs bis in die tiefe Nacht, eine Nacht voller großer, strahlender Sterne.

Vom I b der Division, dessen „Horch“ heute auch nicht mehr von der Straße zu verschwinden scheint, kommen veränderte Weisungen an den Adjutanten des Divisions-Nachschub-Führers als Verbindungsoffizier, werden widerrufen, müssen durch neue ergänzt wer-

den. Diese Nacht soll es wieder einmal erweisen, daß die Versorgungstruppen ihre eigene Taktik brauchen, selbständiger taktischer Improvisationen im Augenblick fähig sein müssen.

Wir warten die ersten unserer Kleinen KW-Kolonnen ab, leiten sie um. Unsere Kolonnen rollen; unsere fahrenden Schreibstuben arbeiten in jeder Stunde, in der sie festliegen (und der Rest unseres Stabes samt dem „Bus“ mit den Schreibstuben sollte volle 24 Stunden vor der Pionierbrücke liegen bleiben!): die Nähe der Front erfüllt das ganze, weitgespannte Netz der rückwärtigen Dienste auch in der notgedrungenen Stagnation einzelner Abteilungen noch mit ungeheurer Bewegung. Alle Ziele sind über Nacht verändert, aber der Morgen muß den gesamten Apparat des Nachschubs in völliger Einsatzbereitschaft finden.

Zur Nacht geht es noch einmal zurück zu der Brauerei auf der Höhe. Unter dem mächtigsten all der weiten, rauschenden Wipfel arbeitet an einem großen, verwitterten Tisch noch ein Offizier bei zwei Kerzenstümpfen über den Karten. So sanft und still ist die Nacht, daß die Flammen der beiden Kerzen kaum flackern.

Es ist möglich, daß wir zwei, drei Stunden liegen bleiben. Zwischen den Rebenstöcken hüllen wir uns in unsere Decken und Zeltbahnen ein und schlafen unter den Sternen, die so wie in dieser Nacht in diesem Sommer noch nicht glänzten. Schönheit und Glanz dieses Tages scheinen sich in der Nacht zu vollenden.

Die Nachtluft ist milde und rein. Aller Geruch von Verwesung und Brand ist verweht. Klar und dunkel zeichnen sich die Uferhöhen ab. Sanfte, zarte Kühle steigt vom Flußtal her auf; gläsern klar hört man die Wasser des Dnjestr am Saum der Rebenhügel dem Schwarzen Meer zu rauschen.

Zwei Monate noch, einen Monat des Sommers und einen Monat des Herbstes – dann werden an den Rebenstöcken im Nachttau die reifen Trauben hängen. Wo werden wir sein, wenn am Dnjestr und am Rhein die grünen und die blauen Trauben reifen? Wo werden wir sein?

Ein Schatten, aus dem Innern her, senkt sich über die Nacht: die jähe Erinnerung daran, daß in der Überanstrengung dieses Abends plötzlich alle Gesichter dem verbrannten Menschenantlitz ähnlich wurden, das seine toten Augen fest auf uns gerichtet hielt.

Über jedes lebendige Menschengesicht war der dunkle Widerschein des furchtbaren Totenantlitzes gegliedert. Aber es war nur ein flüchtiger Schatten, und er verweht in die Vergessenheit. Denn wir

haben diesen Tag, diesen leuchtenden Sommersonntag, tausendfach das Antlitz des Siegers gesehen, und sein Lachen, obschon Mühen und Leiden darin nachlebten, hat uns den Dnjestr für Augenblicke, die vom Glücksgefühl der Heimkehr erfüllt waren, in den Rhein verwandelt und Kriegsfahrt in sommerliche Wanderschaft.

Die Sterne aber, in den Strömen sich spiegelnd, als glänze Gold aus dem Innern der Erde, sind in Wahrheit die gleichen daheim über dem Rhein und hier über den Wassern des Dnjestr; und Dnjestr und Rhein erglänzen in den Sommernächten, in denen wir heimatlos sind, von den Spiegelbildern der ewigen Heimat, in die der Strom der Zeit verrinnen will.

NACHWORT

In Jochen Kleppers Tagebüchern, soweit sie in dem Buche *Unter dem Schatten Deiner Flügel* bisher veröffentlicht worden sind, besteht zwischen dem Ende des Jahres 1940 und dem 8. Oktober 1941 eine Lücke, die nur durch eine kurze Darstellung aus der Sicht der Heimat, geschöpft aus den Briefen von Frau Klepper, überbrückt wird. In diese Lücke tritt nun sein Kriegstagebuch, das mit dem 1. Januar 1941 beginnend bis zum 8. Oktober dieses Jahres reicht. Es ist vor allem in seinem ersten Teil ein typisches Soldatentagebuch, das knapp die Vorkommnisse des Tages mit wenigen Beobachtungen und Gedanken aufzeichnet. Später, als Jochen Klepper dem Stabe eines Divisions-Nachschub-Führers zugeteilt ist und gar die Aufgabe bekommt, einen Bericht über den Nachschub zu schreiben, ist er wieder, wie daheim in Nikolassee, der ungemein genaue, fleißige Chronist, dessen Aufmerksamkeit nichts entgeht, der aber nun, in der Welt der Männer, der Soldaten, ganz von der Wirklichkeit der Dinge, der Sachen, der Aufgaben in Anspruch genommen wird und fast zu vergessen scheint, was sein Schicksal eigentlich ist. Die Bedrohung der Seinen daheim, der Frau Hanni und ihrer Tochter Renate oder Renerle, die Ungesichertheit der eigenen schriftstellerischen Existenz, das tritt bei ihm – wie, ähnlich und vergleichbar, bei den meisten Soldaten draußen – zurück hinter die Forderungen der täglichen Bewährung. Klepper bewährt sich als Soldat, „nur“ bei einer Nachschub-Einheit zunächst, dann beim Stabe eines Divisions-Nachschub-Führers und nicht bei der kämpfenden Truppe – aber es *ist* die Bewährung eines Mannes und wird als solche von Klepper sehr bewußt empfunden. So gibt dieses Kriegstagebuch, bei aller in der Sache liegenden Verschiedenheit von seinen großen Tagebüchern, eine Ergänzung und Vervollständigung des Bildes, das wir uns von Jochen Klepper zu machen haben. In einem vertieft es den Zug des – innerweltlich gesehen – sinnlosen Leidens, der unverständlichen Last, die ihm durch den ideologischen Wahnsinn der nationalsozialistischen Machthaber auferlegt wurde, vertieft aber ebenso das Bild des Gläubigen, der – wenn wir recht sehen – gerade in dieser seiner Soldatenzeit frei und sicher wurde im Bewußtsein der *Überwindung* im Glauben. Im Blick auf die besondere Situation

des Soldaten draußen haben kleine Stellen im Kriegstagebuch ihr besonderes Gewicht, so, wenn Klepper schreibt: „Der Mensch taumelt von einem Schlag, der gegen ihn geführt wird und der ihn zu fällen droht, und von einem Fehltritt, den er tut, zum anderen. Und dennoch besteht die *Führung* durch Gott“, und ein andermal: „Ich bin innerlich ganz frei geworden“, und schließlich: „Immer mehr scheint mir das Leitwort meines Lebens *Überwindung* zu werden. Überwindung im Sinne von Römer 8. Aber welche Verheißungen sind über die Überwindung ausgesprochen. Noch weiß ich nicht, welche neue Überwindungen von mir gefordert werden. Aber ich weiß schon vorher jene Verheißungen.“

Das Tagebuch Kleppers liegt uns vor in losen Blättern kleineren und größeren Formates, wie sie eben der Soldat hat, zum guten Teil handgeschrieben, zum Teil aber auch mit der Maschine, soweit sie dem Soldaten Klepper bei seiner Arbeit zur Verfügung stand. Die Wiedergabe, auch die der Namen von Kameraden und Vorgesetzten, ist nahezu vollständig. Die Anmerkungen wurden auf das geringste Maß des Notwendigen beschränkt. Die Beigabe einer Karte sowie die Wiedergabe einer Manuskriptseite dienen nur der Veranschaulichung.

Genaueren Bericht über die Ausbildungszeit (Januar 1940) in Fürstenberg hat Klepper wohl nicht für nötig gehalten, da er mehrere Male noch Sonntags bei den Seinen weilen und berichten konnte. Auch der Weg zum Einsatz durch Polen, die Tschechoslowakei und Ungarn nach Rumänien wird nur flüchtig notiert. Sowie es beim Übergang nach Bulgarien und übers Gebirge etwas mehr Ruhe gibt, werden die Beobachtungen genauer, die Aufzeichnungen ausführlicher. Ende April erhält Klepper Urlaub wegen des Todes seiner Mutter, erst am 15. Mai fährt er zur Truppe zurück, die er im nördlichen Rumänien wiederfindet. Er erfährt hier, daß er von der Kolonne weg zum Stabe versetzt wird, um seinen Fähigkeiten entsprechend verwendet zu werden. Er hat das Glück, einen Kommandeur anzutreffen, der sein Werk schätzt, Verständnis für seine Lage hat und bereit ist, sich für ihn einzusetzen. Er soll Vorträge vor der Truppe halten und über den *Nachschub 176 im Kriege 1939/41* einen Bericht schreiben. Er erlebt dann den Ausbruch des Krieges mit Rußland, macht den ganzen Vormarsch über Pruth, Dnjestr, Bug und Dnjepr bis nach Poltawa mit. Hier muß er die Truppe verlassen, „wehrunwürdig“ wegen seiner „Mischehe“. Wie dieser

Vorgang, lange schon drohend, von ihm aufgenommen und bewältigt wird, das macht dieses Kriegstagebuch wieder zu einem Dokument von zeitgeschichtlicher und religiöser Bedeutsamkeit.

Um dem Tagebuch, das ja auch das Tagebuch des Schriftstellers ist (man spürt an vielen Stellen geradezu den Charakter einer Materialsammlung), die rechte Abrundung zu geben, wurde eine Reihe selbständiger Arbeiten, von deren Entstehung das Tagebuch berichtet, mit abgedruckt: zunächst das Konzept zu einem Vortrag *Die Entstehung und die Grundlagen meiner drei Bücher über Friedrich Wilhelm I.*, eine in der Zusammenfassung wichtige Ergänzung zu dem, was das große Tagebuch schon über die Entstehung des Romans *Der Vater* aussagte. Weiter dann die Skizzen *Die grüne Maske*, *Die Teestube*, *Die Wolke* und *Die Ströme* mit den Teilen *Pyretos – Theatrum belli – Heimatliches Spiegelbild*. Diese drei letzten sind gleichzeitig, wie aus angefügten, aber nicht mit abgedruckten Notizen (etwa „vgl. den dokumentarischen Teil S. 18–20“, „Stabsbefehl vom 3. 7. 41“ usw. usw.) hervorgeht, als Teile seiner sogenannten *Nachschub-Schrift* vorgesehen, der sein Sonderauftrag beim Stabe des Divisions-Nachschub-Führers galt und für die noch viel handschriftliches Material erhalten ist, das jedoch für das Bild des Schriftstellers unergiebig ist und darum, ebenso wie die im Text erwähnten Soldatenlieder und die Notizen und Konzepte für seine Vorträge vor der Truppe, nicht mit abgedruckt wurde. Die genannten Arbeiten jedoch sind aufschlußreich für den Schriftsteller Klepper, weil an diesen, im Gesamtwerk zwar nicht entscheidenden, Stücken etwas von des Dichters Arbeitsweise erkennbar ist, da ihr Hervorwachsen aus den Tagebuchnotizen so deutlich sichtbar wird. Wie aus kleinen, sporadischen Aufzeichnungen das Bild der *Wolke* entsteht, ebenso aus gelegentlichen Aperçus das *Theatrum belli*, das zeigt noch einmal den Schriftsteller Klepper an der Arbeit, beim *Theatrum belli* wieder mit der schon früh für seine Lyrik vermerkten Bindung an barockes Empfinden. Aus den Tagebucheintragungen und diesen Skizzen aber erhellt, was Kurt Ihlenfeld in einem Brief an den Dichter schon damals erkannte, wie *entschlossen* Klepper den Schritt in die *neue Wirklichkeit* getan hat und wie die Fülle des Geschauten und Erfahrenen gefaßt ist von dem Glück der Gewißheit, der das biblische Wort das einzig Gemäße ist. – Wie über die in der Kameradschaft der Männer und in der Bewährung des soldatischen Lebens erwachsene Sicherheit, Ruhe und Überwindung dann in der Heimat wieder die zermürende Sorge um das dichterische Werk, das un-

vollendete *Ewige Haus*, die verzehrende Angst um die „geliebten Beiden“, die Frau und das Kind, Macht gewinnt und in den gemeinsamen Tod treibt, das läßt dieses Kriegstagebuch noch nicht ahnen. Noch am 28. September schreibt Klepper: „Wie hat immer wieder Gott alles gewendet!“ Doch liest man am 1. Oktober mit Bangnis auch die Eintragung: „Wo in der Welt werden Hanni, Reni und ich vielleicht noch einmal herumirren, wenn Gott uns den Menschen übergibt?“ Ist nicht in dem Nachsatz „wodurch Er noch nie den Seinen ferner wurde“ der Trost des Glaubens, die „*Überwindung* im Sinne von Römer 8“ gewiß, die allein den Tod Kleppers und der Seinen ertragen läßt?

Benno Mascher

ANMERKUNGEN

23. März femei und barbati: rumänisch = Frauen und Männer (bärtige); Casa in Berlin: Das Haus (Kleppers) in Berlin
30. März Primaria = Bürgermeisteramt, Primar = Bürgermeister
15. April Pernik, auf neuen Karten Dimitrovo genannt, wohl nach dem bulgarischen Kommunistenführer Dimitroff. PK: Propaganda-Kompanie; Kleppers Vorgesetzte hatten daran gedacht, K. zu einer PK versetzen zu lassen, um ihn seiner Begabung entsprechend zu verwenden. K. hatte sich dieser Absicht nicht widersetzt (s. a. S. 173 und 180)
16. April Pagel: Dr. Karl Pagel, Leiter der Berliner Zweigstelle der Deutschen Verlags-Anstalt
24. April Margot: Die ältere Schwester Kleppers, verheiratet mit dem Fliegeroffizier Eberhard Fischer, während des Krieges in Hildesheim wohnend
5. Mai Erhard: Der ältere Bruder Kleppers
Hilde: Die zweite Schwester Hildegard
8. Mai OKH = Oberkommando des Heeres; WH = Wehrmacht/Heer; WL = Wehrmacht/Luftwaffe; Versetzung von WL zu WH: so steht es im handschriftlichen Text, muß heißen: von WH zu WL
9. Mai Ihlenfeld: Dr. Kurt Ihlenfeld, Herausgeber der Zeitschrift „Eckart“ und Verleger des „Kyrrie“
14. Mai Brigitte: Die ältere der beiden Stieftöchter, die noch rechtzeitig vor den Judenverfolgungen nach England auswandern konnte. Meschkes: Der mit K. seit der Studienzeit befreundete Pfarrer Dr. Kurt Meschke lebte damals schon mit seiner Frau in Schweden
17. Mai Libraria Buchholz: Bekannte deutsche Buchhandlung in Bukarest
19. Mai Episkopie: eigentlich Bischofssitz, hier wohl nur Pfarrhof
20. Mai Monasterium: Kloster, Klosterkirche
Ikone: Die meist goldgrundigen geweihten Heiligenbilder der griechisch-katholischen Kirche
22. Mai Gara: Bahnhof
26. Mai „Puftim, langea“, Text schwer zu entziffern, Bedeutung unklar. Scrire, scrire = schreiben, schreiben!

29. Mai Alma mater militaris = soldatische Hochschule; die typisch Kleppersche Neigung zu lateinischen, überhöhenden Umschreibungen. So wie er daheim sein Eßzimmer gern das Refektorium nennt, so spricht er hier von seinen Vorträgen vor den Soldaten gleich als von einer „Hochschule“, oder von der Schreibstube als von der „Cancellaria“
6. Juni OA = Offiziersanwärter
11. Juni Die Tabagie-Stimmung: Die Jochen Klepper so liebe Erinnerung an des Soldatenkönigs Tabakskollegium
13. Juni Die Adjutantur bei einem Stabe ist die Personalabteilung der unterstellten Einheiten. Ihr ist Jochen Klepper mit seinem Sonderauftrag zugeteilt
28. Juni Dominike = Tag des Herrn, Sonntag.
Kronprinz von Sachsen: als Pater Georg im März 1940 mit Klepper und Reinhold Schneider bekanntgeworden
1. Juli „Die beiden Fenster“ unter den Manuskripten aus der Soldatenzeit Kleppers *nicht* aufgefunden.
Feldzugskizzenreihe für den „Eckart“: davon erhalten „Die grüne Maske“, „In der Teestube“ s. S. 237; 241
11. Juli Das neue Lied: wohl das im „Theatrum belli“ erwähnte Lied s. S. 272/73
12. Juli Abteilung I b der Division: Die beiden von Generalstabs-offizieren geleiteten wichtigsten Abteilungen des Divisionsstabes sind I a Führung der Truppe, I b Nachschub. Dieser untersteht der Divisions-Nachschubführer (DiNaFü) mit allen Kolonnen; die Adjutantur ihrerseits, der Klepper zugeteilt ist, ist die Abteilung II a
13. Juli Jost: Jost Fischer, Sohn von Kleppers Schwester Margot
20. Juli „Germinal“ – Emil Zolas großer naturalistischer Roman von einem Bergarbeiterstreik. Das Kohlenbergwerk als Dämon, der Generationen von Arbeitern verschlingt.
„Die Wolke“ – hier wie schon in einer kurzen Notiz vom 4. April der Keim zu der großen Skizze „Die Wolke“ s. S. 249
23. Juli Capito wie Plate Feldgeistlicher. Erich Weinert: Kommunistischer Schriftsteller, der 1933 nach Rußland emigrierte.
„z. b. V.“: Offizier zur besonderen Verwendung
31. Juli „Zossen“: norddeutsch, verächtlich für Pferde gebraucht
2. Aug. Dormitorium = Schlafsaal (s. auch Anmerkung zum 29. Mai)
7. Aug. „Dichten“ eines Nachschubliedes usw.: Klepper war sich, wie die ironisierenden Anführungszeichen zeigen, der Fragwürdigkeit solcher Gedichte (auch schon 10. und 11. Juli) sehr

- wohl bewußt. Er schrieb sie um der Kameraden willen und für sie. Mit seinem dichterischen Werk sonst haben sie nichts zu tun (s. a. S. 132 unten)
14. Aug. vom Ewigen Haus: Kleppers Plan, ein Buch zu schreiben über Katharina von Bora und das erste deutsche Pfarrhaus. Ausgeführt ist nur ein erster Teil: Die Flucht der Katharina von Bora. Aus dem Nachlaß herausgegeben und eingeleitet von Karl Pagel
15. Aug. Kurt: Pfarrer Kurt Meschke s. Anm. z. 14. Mai
16. Aug. „Goldener Triangel“ – Manuskript nicht erhalten
17. Aug. „Die grüne Maske“ erschien im „Eckart“, während in der „Europäischen Revue“, der Zeitschrift seines Verlages, der Deutschen Verlags-Anstalt, keine Arbeit aus dem Kriege veröffentlicht wurde – die Begründung steht im Text
21. Aug. Billum: Kleppers jüngerer Bruder Wilhelm
22. Aug. IV a: die Zahlmeisterei im Divisionsstab. DAZ = Deutsche Allgemeine Zeitung, damals führende Berliner Tageszeitung
2. Sept. Gruppe IV d: die Seelsorger in den Stäben von der Division an aufwärts, hier beim Armee-Oberkommando. Lektor der Division: als feste Institution hat es das nicht gegeben. Vermutlich hat der 3. Ordonnanzoffizier beim Div.-Stabe, der die sog. Truppenbetreuung mit besorgte, Kleppers Manuskript geprüft
7. Sept. O.U = Ortsunterkunft. Wir spielen Puschkin: Klepper denkt an Puschkins berühmte Novelle „Der Postmeister“, damals sehr bekannt geworden durch die Verfilmung mit Heinrich George
9. Sept. Die „Clements“: Clement v. Rosenau, eine geschichtlich belegte Figur in Kleppers Roman „Der Vater“
15. Sept. Das Pittel: schlesischer Kosename für Renate
21. Sept. Pater Georg: s. Anm. z. 28. Juni
22. Sept. Bildts: Der Schauspieler Paul Bildt, dessen Frau wie Kleppers Frau Jüdin war
30. Sept. „Leonie Menken“ und „Frick-Frack“: unausgeführte frühe Buchpläne Kleppers, ebenso auch der „Voltaire“
- S. 231 „Die Entstehung und die Grundlagen usw.“: nur das Konzept zu Kleppers Vortrag, den man sich in der mündlichen Wiedergabe sehr viel ausführlicher wird denken dürfen. Die Niederschrift trägt das Datum des 11. 6., ist also offensichtlich vom gleichen Tage, an dem der Vortrag abends auch gehalten wurde

